This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PGerm
147
24

P Germ 147.24

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK

For the purchase of German books

Aus der Bibliothek von Moritz Bogin
FÜRTH.

Deutsche

Revue.

Gedenkbuch zeitgenössischer Zustände und Schriftsteller.

Dritter Band.

Inhalt.

Düsseldorfer Anfänge. Maskengespräche, mitgetheilt von Karl Immermann.
Die Deutschen in Paris. Von G. Depping.
Der deutsche Advokat. Mitgetheilt von Karl Buchner.
Zwei Originale aus unserer Zeit. Von Willibald Alexis.
Trier und Luxemburg. Von Eduard Duller.

MORIZ BOEHM
FUERTH

Stuttgart.
Literatur-Comptoir.
1840.

☞ Aufgeschnittene und beschmutzte Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Oeffentliche Urtheile und Stimmen

über die

Deutsche Pandora.

Gedenkbuch zeitgenössischer Zustände und Schriftsteller.

In Bänden à 3 fl. rhein. = 1 Thlr. 21 ggr. preuß.

Stuttgart. 1840. Literatur-Comptoir.

(Indem die Verlagshandlung von Zeit zu Zeit die zu ihrer Kenntniß kommenden Urtheile über ihr Unternehmen usammenstellen und das Publicum darauf hinzuweisen sich erlauben wird, muß sie sich jedoch beschränken, meist nur ie dem Ganzen geltenden Urtheile mitzutheilen, da der Raum nicht gestatten würde, die ausführlicheren Bespre hungen der einzelnen Beiträge vollständig wieder zu geben.)

I. Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen.

(Haude und Spener'sche Zeitung.) 1840. Nro. 97. vom 25. April.

Der in diesen Tagen im Verlage des Literatur-Comptoirs erschienene erste Band der „Pandora, Gedenkbuch eitgenössischer Zustände und Schriftsteller" ist ein neues Erzeugniß der, nach dem Vorgange des „Livre des ent et un" und des „Babel" auch in Deutschland zusammentretenden Schriftsteller-Associationen. Die Namen, elche man in dem Prospect lieset, der dem Band zum Umschlag dient, sind der Art, daß sie theils eine unter- altende, theils eine gründlich belehrende Lectüre versprechen, und die Wahl der Aufsätze des ersten Bandes scheint us einem reichen Vorrathe getroffen zu seyn. — — — — Wenn die Wahl der Aufsätze für die folgenden Bände ait eben der Rücksicht auf die Verschiedenheit des Geschmacks der Leser und die Mannigfaltigkeit der Talente getroffen wird, wie es in diesem Bande geschehen ist, so kann der Erfolg des Unternehmens wohl nicht zweifelhaft seyn.

II. Die Augsburger Allgemeine Zeitung.

(1840. Nro. 206, vom 24. Juli, Beilage)

heilt auszugsweise aus dem zweiten Band den Beitrag von L. Rellstab mit, und bemerkt über das Unternehmen: rren wir nicht, so ging von Giehne, der einer unsrer besten Publicisten zu werden verspricht, der Gedanke aus, n deutschem Geiste ein in periodischen Lieferungen erscheinendes Sammelwerk zu begründen, ähnlich dem „Livre les Cent-et-Un." Wenn letzteres in Paris entstand, auf Paris sich beschränkte, um bald darin unterzugehen, so reten uns in dem vorliegenden Werk bereits die erfreulichsten Gaben vom Norden und vom Süden Deutschlands ntgegen, von Fr. Rückert, Fr. Kölle, Gustav Schwab, Th. v. Kobbe, H. König, Franz Dingelstedt ꝛc., während ür die nächsten Bände die Namen Bülau, Jordan, Schubert, Immermann, Spindler, Gutzkow ꝛc. in Aussicht estellt sind. Wir hoffen von dieser lebendigen Nebeneinanderstellung deutscher Talente Besseres, als jede literarische kritik zu bewirken vermöchte. Deutschlands Städte und Gauen in ihren Eigenthümlichkeiten zu schildern, und durch ie eine auf klarer Anschauung ruhende Liebe zu wecken zum Gesammtvaterlande, eine Liebe, die hinwiederum ein Sporn zu immer Tüchtigerem wird, das muß das Ziel jedes Unternehmens dieser Art seyn. In diesem Sinne zunächst laubten wir die Erscheinung nicht unbeachtet vorübergehen lassen zu dürfen.

III. Europa. Chronik der gebildeten Welt. 1840. II. Band. 4. Lieferung.

So sehr sich unsere Zeit den Associationen zuwendet, und so viele Werke von mannigfachen Verdiensten auch chon in der Literatur daraus hervorgegangen sind, so hat uns doch bis jetzt noch ein Werk gemangelt, das sich die igenthümliche Aufgabe, wie das gegenwärtige, gestellt hätte. Es soll, gleich dem Livre des Cent-et-un, unsere eutschen Schriftsteller vereinigen, und von jedem derselben nur einen Beitrag bringen, der irgend einen Zustand nseres Vaterlandes zu schildern unternimmt. Die Verlagshandlung, die diese glückliche Idee hatte, beschäftigte sich chon längere Zeit mit deren Ausführung, und hat, wie ihr ausführlicher Prospect besagt, bereits über ein ansehn- iches Material zu schalten, das ihr Autoren von allen Farben und Jahrgängen theils schon wirklich überlassen, theils ugesagt haben. Man sieht daraus, daß die Anregung von dieser Seite gut aufgenommen wurde, und ich glaube, as Publicum wird nicht dahinter zurückbleiben.

IV. The ATHENAEUM. Journal of English & Foreign Literature, Science, and the fine Arts. London, June 13, 1840.

Foreign Correspondence. — May. — — Speaking of Stuttgard — I have just met with the „Deutsche Pandora" which promises well. The work is modelled after the „Livre des Cent-et-Un", and holds out n expectation that some of the best German writers will be among its contributors. The first volume riginally contains memorials of that eventful period in Germany, when a general arming of its people ce; I mean in 1813. A collection of letters from Körner, Fouqué, Rahel, E. M. Arndt, and Prohaska, the heroic virgin who served as a volunteer, supplied by Fredcrik Forster, will be much interest.

Deutsche

Pandora.

Dritter Band.

Deutsche

Pandora.

Gedenkbuch

zeitgenössischer Zustände

und

Schriftsteller.

Dritter Band.

Stuttgart.
Literatur-Comptoir.
1840.

△
PGerm 147.21

October 2, 1937
HARVARD COLLEGE LIBRARY
HUGO REISINGER FUND

Inhalt.

Düsseldorfer Anfänge. Masken-Gespräche, mitgetheilt von Karl Immermann . . . . . 3.

Die Deutschen in Paris. Von G. Depping . . . . . 91.

Der deutsche Advokat. Mitgetheilt von Karl Buchner . . . . . 111.

Zwei Originale aus unserer Zeit. Von Willibald Alexis . . . 163.

Trier und Luxemburg. Von Eduard Duller . . . . . 183.

Inhalt

der vorhergehenden Bände.

Erſter Band.

Erinnerungen aus dem Befreiungskriege. In Briefen geſammelt von Fr. Förſter.

Prodikus. Von Franz Dingelſtedt.

Schillers Bruder. Ein Kurioſum. Von Guſtav Schwab.

Das Leben in den Sudeten. Von K. von Wachsmann.

Holſtein zu meiner Zeit. Von Theodor v. Kobbe.

Erlebtes vom Jahre 1813. Von Friedrich Kölle.

Zweiter Band.

Stillleben eines deutſchen Dichters. Geſammelt in hundert ländlichen Bildern von Friedrich Rückert.

Des Deutſchen Gaſtbeſuch beim däniſchen Stammverwandten. Eine Gallerie von Herbſt-Reiſebildern von L. Rellſtab.

Kunſt und Künſtler in München. Von J. M. Sölkl.

Wandertage im Schwarzwald. Von F. L. Bührlen.

Fulda in ſeinen Verwandlungen. Von H. Koenig.

Eine Reiſe nach Memel. Von A. Lewald.

Karl Immermann.

Düsseldorfer Anfänge.

Maskengespräche,

mitgetheilt

von

Karl Immermann.

1.

Die Düsseldorfer Künstler sind geistige Nomaden. Sie binden ihr Rößlein heute an diesen Pfahl, morgen an jenen Strauch. Sie mahlen nicht nur, sie verkleiden sich auch, machen Knittelreime, oder gelegentlich Ottaven, extemporiren Schnurren, oder führen geschriebene Komödien auf. Wie auf der Universität, wächst in der akademischen Stadt jährlich eine frische Jugend nach. Wie aber nicht auf der Universität, bleibt mit wenigen Ausnahmen der alte Stock und Stamm. Der Student wird nach seinem Triennio ein Philister, den Künstler erhält die Kunst länger grün. Unsere Dreißigjährigen, zum Theil ehrsame Gatten und Väter, verschmähen nicht, „die kurzen bunten Lumpen um des Lebens arme Blöße zu schlagen," die Egmont mit so rührender Bitte für sich in Anspruch nimmt.

Der Darstellungstrieb der Düsseldorfer Mahler erlebt im Karneval seine Blüte. Der italienische Karneval ist ein Impromptu toller Volkslust, der Kölnische schmeckt etwas nach Absicht und Berechnung; die Fastnachtsscherze unserer Künstler sind eine Fete, welche eine geistreiche Kaste sich und ihren Anhängern gibt. Diese Fete hat sich nun schon mehrere Jahre hindurch wiederholt, sie ist zur Tradition geworden.

Ein geräumiges Haus draußen vor dem Thore, zwischen Gärten, thut seinen weiten Saal auf; lampenhelle ist er; da hinein laden sich die Mahler ihre Freunde, die Ersten der Stadt, den Hof. Die bunten Masken kommen eine nach der andern an, man begrüßt sich, man sucht sich zu enträthseln, Possen und Anspielungen fliegen durch den Saal. Plötzlich ertönt ein Zeichen hinter dem Vorhange, der einen Theil des Raums verhüllt, die mythischen, romantischen, erotischen Figuren ordnen sich still auf den Sitzen, die Gardine hebt sich, das Stück — eines von denen, welches Anlaß zu reicher Kostümirung gibt — beginnt, und eine Zeitlang vergißt der zuschauende Türke seinen Turban, der schlanke, schöne Minnesänger sogar, welch ein hübsches Mädchen vom Peloponnes in seiner Nachbarschaft sitzt.

Vor einem Jahre war der Mahler Faschingsabend besonders lebendig. Kaum zwölf Meilen von uns schworen die Belgier **persévérance et courage** um Luxemburg und Limburg, Skrzynetzky war in Brüssel angekommen, die Gesandten waren von dort abgereist; hier aber tummelten sich, als wohnten wir weit weg im Westmeer auf einer der Inseln der Seligen, Einfälle, Scherze, Attrappen. Uechtritz hat in seinem Buche über das Düsseldorfer Künstlerleben auf dessen politische Unschuld hingewiesen. In der That glaube ich, nur der Donner der Kanonen am Rhein würde diesen Zustand in den Sündenfall schrecken.

Indessen waren die Mahler auch kriegerisch auf ihre Weise, d. h. in der Einbildung. Sie gaben Wallensteins Lager. Die Jacken, Koller, Hosen, Schärpen, und Harnische der Kriegsleute, alten Waffenbüchern genau nachkopirt, und mit künstlerischer Klugheit zum lebhaftesten Farbenbilde zusammengestellt, verfehlten ihre Wirkung nicht; mit der nöthigen Gravität sprach der Wachtmeister, dieser Feldherr in Holzschnittmanier, feurig und keck der Jäger, in einer eigenen komisch-rührenden Erhabenheit der Wallone....

„Der nie erfahren, wer er sey?
Sie stahlen ihn schon in jungen Jahren.“ —

Das Reiterlied verklang, der Vorhang fiel, wurde aber gleich wieder aufgezogen. Nun gestaltete sich der Platz vor den Zelten bei Pilsen so zu sagen zur vornehmsten Frontloge. Denn eine Reihe der geschmücktesten Damen nahm dort bei den Kochfeuern Platz, zwischen denen Gustel von Blasewitz und ihrer Schwester Kind aus dem Reich den Melnecker umhergeschenkt hatte. Dieser und jener Spanier, mancher glänzende Ritter trat zu den Damen hinter ihre Stühle; ein gekröntes Haupt, ein weiser Meister stellte sich ein, und so gewann das Ganze da droben auf der kleinen Bühne das Ansehen eines Artushofes, der, freilich aus

kontrastirendem Rahmen, vergnüglich auf das Getümmel unten im Saal niederschaute.

Das war groß unter den paar hundert Masken, die sich dort versammelt hatten. Der Jubel des Tanzes begann. Perserinnen, Gärtnermädchen, Fischerinnen, Donnen, Fürstinnen aus Rußland und Polen schwangen sich mit den Wallensteinern und anderem Sammet, Seidenzeuge, Zindel umher, dazwischen hüpfte der Zwerg, schnitt der rothe Pickelhäring mit Kolben und Gugel seine Gesichter. Die braune Wahrsagerin fand in einem Winkel aufmerksame Zuhörer für ihre Prophezeihungen, die alle glücklich klangen. Selbst der arme Gelähmte war an seinen Krücken lustig, und maß allerhand Gelegenheitsreime den Begegnenden nach der Elle zu. Da aber der Verstand bei der Phantasie nicht fehlen darf, so umsäumte diese heiteren Tänze und Spiele ein Kreis ernsthafter und bescheidener Domino's.

Unter denen befand sich ein schwarzer, dem von vielen Seiten Komplimente gemacht wurden. Es hatte nämlich verlautet, daß er alte Regisseurkünste geübt und das Wallensteinische Lager einstudirt habe. Mit dieser Darstellung war man aber ausnehmend zufrieden. Der schwarze Domino bekam daher viel Schönes zu hören.

Er schien aber von diesen Freundlichkeiten nicht sonderlich gerührt zu seyn und sich denselben eher zu entziehen, so weit Dies die Rücksichten zuließen, welche ihm die gute Absicht seiner Gönner auferlegte. Er erwiederte, daß nicht ihm, sondern den geschickten Darstellern die Ehre gebühre, daß die Nachsicht der Zuschauer bei solchen Gelegenheiten die Unvollkommenheiten des Versuchs ergänze, und was dergleichen mehr war. Als nach einiger Zeit das zierlich-kräftige Aufstampfen zweier schöner Paare im Masureck die Augen der Umstehenden fesselte, benutzte er diesen Moment, sich still zurückzuziehen. Er entwich in ein Nebenzimmer, wo einige ältliche Herren sich beim Glase des stilleren Gesprächs erfreuten.

Ein blauer Domino folgte ihm. Dieser hatte im Saale kopfschüttelnd den ausweichenden Reden seines Freundes zugehört. Der Schwarze saß, halb in sich versunken, hinter einem Tische seitab von den Andern. Der Blaue stellte sich vor ihn, und sagte nicht ohne Ueberwindung, wie es schien: Du bist zwar da drinnen eben kein erkenntlicher Gepriesener gewesen, dennoch muß auch ich Dir noch für den Genuß danken, den Du uns gegeben hast. Ich erinnere mich von den großen öffentlichen Theatern her keiner ähnlichen Darstellung an Frische, Ründung, rauhem, kräftigem Leben.

Lieber, versetzte der schwarze Domino, wenn es Dir und Denen, die ich hier lieb habe, Spaß gemacht hat, so ist es gut, und nun laß uns von der ganzen Sache nicht weiter reden.

Nein, erwiederte der blaue Domino, einige Worte mußt Du mir schon noch gestatten. Wie ist es Dir möglich gewesen, mit zwanzig Dilettanten auf zwanzig Schuh Raum uns vorzugaukeln, daß wir uns wirklich inmitten der gewaltigen Armada des Friedländers befänden?

Vergiß zuvörderst nicht, sagte hierauf der schwarze Domino, daß allen dilettantischen Bemühungen der persönliche Antheil der Zuschauer kräftig nachhilft. „Das ist Der, und das ist Der" — „Mein Gott, wie sieht der — Dings da — aus?" Du glaubst nicht, welche Magie aus diesem Gemurmel des Auditoriums hervorflüstert. Sodann mußt Du erwägen, daß der Naturalismus phantasievoller Nichtkünstler für den Augenblick oft wirklich mehr zu leisten im Stande ist, als die Routine gewöhnlicher Schauspieler. Naturalisten sind wie junge Rekruten, mit denen zuweilen kühnere Handstreiche gelingen, als mit der alten Garde, welche die Gefahr kennt.

Also Du bist, wie der Gott Epikur's, indifferent gegen Deine Welt? sagte der blaue Domino etwas scharf.

Nein, versetzte der Schwarze, da Du einmal mit mir über dieses fürtreffliche Lager so gründlich anbindest, so will ich Dir gestehen, daß ich auch weiß, welchen Theil ich an seinem szenischen Siege habe. Bei solchen dramatischen Genrestücken kommt es hauptsächlich darauf an, die Phantasie der Zuschauer produktiv zu machen, auf daß sie glauben, was sie nicht sehen. Deßhalb ließ ich vor dem Erheben der Gardine Signale auf der Bühne geben, denen dann hinten weit vom Garten her Trommelwirbel und Trompetenschmettern antwortete. Damit meinte ich ein groß Stück Land für die Einbildungskraft der Zuschauer zu erobern. Der Appell, der hierauf hinter dem Vorhange gehalten wurde, mußte dazu dienen, ihr geistiges Auge zu fixiren. Bei dem Spiel sorgte ich dafür, daß jeder meiner Wallensteiner zur rechten Zeit und am bestimmten Flecke in das Gefecht des stummen Mitspielens kam, welches bei einem solchen Stücke so wesentlich ist. Ich zeigte Euch den Mann bald von vorn, bald vom Rücken, bald in der Stellung, bald in jener, jetzt in der Zusammenstellung mit diesem Kameraden, dann wieder in einer Gruppe mit Andern, und so fort. Bedenke, daß mir fast immer fünfzehn disponible Komparsen solcher Art blieben, multiplizire diese mit fünfzehn, und Du findest zweihundert und fünfundzwanzig verschiedene Motive der Bewegung und Zusammenstellung, unter denen ich das Aussuchen der besten für die Dauer einer kurzen Stunde frei hatte.

Der blaue Domino lachte. So arithmetisch hätte ich diese ästhetischen Gebilde nie betrachtet! rief er.

Und doch ist in allen Dingen, wenn man sie einrichtet, ein gewisses Zählen und eine Art von Mathematik nothwendig, antwortete der schwarze Domino. Ich hatte für sämmtliche Szenen einen förmlichen strategischen Plan entworfen, nach welchem die Evolutionen der Haufen und Gruppen naturgemäß, und wie die poetischen Momente der Handlung sie bedingten, sich entfalteten. So kam es, daß die Zuschauer an den redenden Personen, als an den Trägern der Handlung, einen Halt hatten, in dem bewegten Mittel- und Hintergrund aber beständig neue Soldaten zu- und abströmen zu sehen wähnen durften. Die Herren Regisseure unserer großen und berühmten Hoftheater begnügen sich bei solchen Darstellungen damit, den Choristen und dritten oder vierten Fächern, welchen dergleichen Rollen zufallen, anzubefehlen, daß sie an der Handlung Theil nehmen sollen. Das kommt mir so vor, als ob ein Feldherr einem einzelnen Regiment geböte, am Kriege überhaupt Theil zu nehmen. Gerade da, wo in unsrer heutigen Komödie mein strategischer Plan bis auf die halbe und Viertelswendung pedantisch exakt ausgeführt worden ist, mag wohl der täuschendste Schein entstanden seyn, daß die Sache sich von selbst gemacht habe. Denn in der Kunst sieht das Berechnetste und Regelrechteste immer wie der reizendste Zufall aus. Ich habe Dich nun tief in meine Karten blicken lassen, und wenn Du dazu nimmst, daß ich in den Zuschauern immer ein weites Draußen zu produziren wußte, so wird Dir mein Experiment ziemlich plan und begreiflich vorkommen. Ich ließ nämlich, wo es anging, und besonders in den enthusiastischen Szenen, an gewissen Gipfeln der Rede, von Denen, die nicht auf der Bühne standen, Gesumme, Gelärm, Geschrei, Becherklingen machen, oder auch dann und wann eine halbe Strophe eines Schelmenliedes singen.

Vergiß nicht, sagte der blaue Domino, daß Du das Stück von den Meisten in Dialekten sprechen ließest.

Dieses Mittel, die Illusion der buntesten Mannigfaltigkeit zu erzeugen, liegt so nahe, daß man nicht begreift, wie die Leute, die sich mit dem Theater beschäftigen, es haben außer Acht lassen können, erwiederte der schwarze Domino. Eine rohe Soldateska, die durcheinander schwatzt und selbst von sich aussagt, daß sie aus allen Ecken und Enden zusammengeblasen worden sey, braucht doch nicht mit uniformer klassischer Eleganz zu reden. Man zerstört also nicht den Sinn des Gedichts, man interpretirt vielmehr Schiller auf richtige Weise, wenn man statt des gangbaren reinen Deutsch ein Sprachmengfutter in diesem Stücke

auftischt. Deßhalb ist es mir eingefallen, den Böhmen böhmisch hart, den Oberdeutschen schwäbisch, den Tyroler tyrolisch, die Marketenderin sächsisch, den Kapuziner in dem Kölnischen Dialekte, dessen er mächtig war, (obgleich ich lieber einen Bayern oder Westphalen aus ihm gemacht hätte), den Holsteiner im breiweichen Küstenton reden zu lassen; der Wallone aber hatte sich selbst ein gebrochenes Idiom erfunden, welches mir noch lange im Ohr nachklingen wird, denn es gab der Rolle, anstatt ihr Pathos zu schwächen, im Gegentheil etwas eigen Ergreifendes.

Der blaue Domino bedachte sich, und sagte dann: Aus Deinen Worten abstrahire ich mir eine Regel. Man soll in der Kunst hauptsächlich **per synekdochen** wirken, durch den Theil das Ganze andeuten.

Der Schwarze versetzte: Alle echten Mittel der Kunst, namentlich der szenischen, sind höchst einfach, und kosten kein Geld, sondern erfordern nur Verstand. Göthe wußte mit einem alten Lappen, den er irgendwo aufgetrieben, Wunderdinge auszurichten. Die heutigen Intendanten aber meinen, Das, wofür sie nicht Geld ausgegeben, sey überhaupt Nichts werth. Und mit diesen wenigen Worten ist der ganze Verfall deutscher Bühnenkunst beschrieben zugleich und erklärt.

Ja, sprach der blaue Domino mit Feierlichkeit, unsere Bühne ist in einen Verfall gerathen, der —

Oh, oh, oh! rief der schwarze Domino, und hielt sich beide Ohren zu. Lieber, ich bitte Dich, Nichts vom Verfall der deutschen Bühne weiter! Die Reden über dieses Elend sind mir fast so unleidlich geworden, wie das Elend selbst es mir ist. — Macht's besser, aber hört endlich mit diesen Jeremiaden auf! Genießt wenigstens das Gute, wo es sich einmal wieder emporringt, fördert es dankbar, vertheidigt es tapfer! Aber Ihr thut's ja nicht. Düsseldorf hat drei Jahre lang eine Bühne besessen, deren Mängel und Schwächen ich wahrhaftig, dem sie sehr wohl bekannt sind, nicht abläugnen werde. Aber die Wahrheit ist, und deßhalb darf ich sie aussprechen: die Düsseldorfer Bühne hatte Tendenzen, wie sie mir auf keinem andern deutschen Gerüste neuerdings ersichtlich geworden sind, und was menschliche Kraft vermag, ist aufgeboten worden, den Tendenzen nachzukommen. Und hat sich eine kräftige Feder bewegt, ist ein beredter Mund laut geworden, die Gunst des Hofes, die Ambition unserer Reichen und Vornehmen rege zu machen, daß sie von ihrem Ueberfluß Etwas abgaben, um das Institut zu erhalten? Mit nichten. Man hat uns gelassen und gleichgültig fallen lassen.

Den Untergang unserer Bühne möchte ich weit mehr von inneren

Ursachen ableiten, erwiederte der blaue Domino. Ganz gewiß, wenn Du Dich nur aufrichtig prüfen willst, standest Du einer gewissen Ermüdung und Blasirtheit über die Sache nahe. Und Du warst doch die Feder in der Uhr.

Es ist mir lieb, daß ich mich über diesen Punkt einmal offen aussprechen darf, sagte der schwarze Domino. Ja, man hat Dies verbreitet und drucken lassen, und es ist noch zuletzt etwas Aehnliches im Artikel des neusten Konversationslexikons, der von mir handelt, gesagt worden. Es ist aber nicht wahr. Ich habe nie die Bühne überschätzt, und bin nicht der Meinung, daß Deutschland untergehn müsse, weil es seit Dezennien keine mehr besitzt. Ich weise der Bühne aber allerdings ihre Stelle im Kulturleben eines Volkes an, und bin der Meinung, daß diese nicht vom Pietismus, nicht von der Philosophie, nicht vom Kommerziellen, oder vom Bilderbesehen, oder von hundert andern Dingen, womit die Leute sich jetzt beschäftigen und unterhalten, ausgefüllt werden kann. Weil ich mich denn also nicht mit einem trunkenen, sondern mit einem nüchternen aber liebevollen Blick an die Bühne machte, so habe ich ihre Leitung als ein ernstes Geschäft angesehen, bei dem man bekanntlich das Vergnügen nicht in einem wollüstigen Kitzel, sondern nur darin sucht, daß man sieht, man bringe die Sache vorwärts. Da nun die Resultate meiner Arbeit augenfällig waren, und sich im Verlauf des Geschäfts nicht minderten, sondern steigerten, so hatte ich als guter Arbeiter meinen Lohn, fühlte mich in meinem Berufe frisch, und verspürte keinerlei Ermüdung.

„Aber die Schauspieler?"

Diesen muß ich das Zeugniß ehrenhaftesten Fleißes bis zuletzt geben. Ich habe meinen Schauspielern nie geschmeichelt, ich habe ihnen Anstrengungen zumuthen müssen, wie sie sonst nirgends den Leuten auferlegt werden, sie haben mir auch durch ihre Trakasserien und Grillen tausendfachen Verdruß gemacht, aber in der Hauptsache, in der Lust und Liebe zum Dinge, in der Ausdauer und Beharrlichkeit sind sie Korntruppen zu vergleichen gewesen, welche sich noch schlagen, wenn auch kein Sieg mehr zu hoffen ist und die Milizen längst davon gelaufen sind.

Damit Du aber nicht sagest, ich brüste mich nur mit ihnen, so erinnere Dich gefälligst, daß die Düsseldorfer Bühne am letzten März 1837 aufhörte, und daß ein Vierteljahr vorher dem ganzen Personal gekündigt war. Es war also eine Zeit damals eingetreten, in der sonst die Kräfte eines Instituts erlahmen, weil die Gedanken, ohne Interesse an der Nähe, schon wild in der Ferne umherschweifen. Und da haben die

Düsseldorfer Schauspieler am 1. März Egmont, am 16. Julius Cäsar, an Göthe's Todestage, am 22., Iphigenie, am 31. Griseldis geliefert, neben der übrigen kurzen Tageswaare. Egmont war in mehreren Hauptrollen neu, Cäsar, Iphigenie, Griseldis waren ganz neu. Daß zu den Proben unter solchen Umständen nicht selten ein Theil der Nacht verwendet werden mußte, begreift sich; sie thaten und leisteten aber Dieses, weil sie ihre Ehre darein setzten, daß die Bühne im höchsten Glanze der Thätigkeit untergehe. So lieferten sie mir den Beweis, daß auch der deutsche Schauspieler sogleich wieder ein ganz anderes Wesen wird, wenn man ihn nur richtig anfaßt. Die richtige Behandlung, welche ich meine, besteht aber nicht im Kajoliren oder Ordonniren vom Kabinett des Intendanten aus, sondern darin, daß ihnen, nicht in hohlen Worten, sondern in der That und in der Wahrheit, das Bewußtseyn werde von einem in tüchtigem Sinne unternommenen Wirken, daß der Intendant gestaltend, ordnend, erfindend, bis in das Kleinste eingreift, daß er, um es kurz zu sagen, das Feuer des Gefechts nicht scheut. Muth und Geschick wird er nun freilich dazu nur haben, wenn er selbst von der Klinge ist. Man macht Rechner zu Financiers, Juristen zu Richtern, Mahler oder Bildhauer zu Direktoren der Akademien, aber im Gebiet der schwierigsten und verwickeltsten Kunst macht man Hofleute zu Intendanten. Es ist ein Widersinn, der kaum widersinniger gedacht werden kann.

Wenn ich Dir auch Alles Das zugeben will, so würde das Versiegen des Repertoirs der Sache ein Ende gemacht haben, sagte der blaue Domino.

Leben ruht auf sich selbst, wird durch sich selbst verbürgt, weiß sich seine Zuflüsse zu öffnen! rief der Schwarze. Ueber einem Institut voll Kraft und Blut waltet sein Stern. Ich weiß nicht, was ich noch Alles hätte geben lassen sollen, meine Projektenzettel enthalten manches seltsame, phantastische, poetische, gewagte Problem verzeichnet. Da fallen mir eben beispielsweise Fortunat, Manfred, Drei Vergeltungen in Einer, Demetrius, den ich fortsetzen wollte, Almansor, versteht sich etwas zugestutzt, Grabbe's Napoleon, szenenweise phantasmagorisch-tableauartig behandelt, Oedipus Rex ein. Denn auch an die antike Tragödie wollte ich mich wagen. Was davon mißlungen, was geglückt wäre, wer weiß es? Die Bühne aber würde fortgelebt haben in dem neuen, Alles hazardirenden Geiste. Konnte mittlerweile nicht ein frisches Talent erblühen, und seine Kraft zu einem Theater hingezogen fühlen, welches ihm mehr Chancen für den Erfolg origineller Gedanken darbot, als ein anderes?

Du siehst also, Freund, wie sich die Sache eigentlich verhält. Die Düsseldorfer Bühne ist nicht an einem innern Leiden, sondern einzig und allein daran untergegangen, daß die mehreren Millionen, welche das Kapital unserer hiesigen Optimaten bilden, nicht ein ferneres jährliches Subsidium von viertausend Thalern mehr abwerfen wollten, denn so Viel etwa bedurfte sie zu ihrem Fortbestand. Ich will dieses Faktum weder loben noch tadeln, aber konstatirt muß das Faktum endlich doch einmal werden. Ferner ist es faktisch, daß wegen jener mangelnden viertausend Thaler, und nur wegen ihrer, ein Institut zertrümmerte, welches bestimmt zu seyn schien, in die Reihe der rheinischen Kulturanstalten mit einzurücken.

Die beiden Domino's schwiegen. Endlich hob der Blaue, welcher bei seinem Freunde eine trübe Stimmung wahrzunehmen glaubte, wieder an, und sagte: Wirst Du nicht die Geschichte dieses Theaters schreiben?

Ich kann kaum sagen, ich will sie schreiben, sondern es muß geschehen, erwiederte der schwarze Domino. Ich habe die Pflicht, denn ich allein kann doch nur von dem innern Mechanismus der Anstalt und ihren Gedanken im Einzelnen Rechenschaft geben. Nun ist aber die Aufgabe sehr schwer, und die Lösung will mir noch nicht klar werden. Mein Interesse an einer solchen Schrift ist ein rein praktisches: sie soll dem großen Publiko zeigen, auf welche Weise man etwa die Reorganisation der deutschen Bühne beginnen könnte. Ich muß aber, will ich gründlich zu Werke gehen, über viele Materien technisch verhandeln. Das interessirt nur den einzelnen Techniker. Das Publikum, fürchte ich, wird sich dabei langweilen. Es will, wenn es auch nicht auf den Bänken vor den Lampen sitzt, die Entscheidung, nicht den Prozeß.

Nun, rief der blaue Domino, bis Dir die passende Form einfällt, erfreue Dich unterweilen an der Geschicklichkeit unsrer Volontaire!

Nein, versetzte der schwarze Domino ganz ernsthaft, an einem solchen Gesellschaftsscherz kann ich mich nicht nachfreuen. Wenigstens ist er in meiner Schätzung ohne allen reellen Werth. Die Mahler sind so gute Leute, sie sind mir so gefällig und liebevoll, daß es unrecht von mir wäre, wenn ich nicht einmal ihnen wieder einen kleinen Gefallen thäte, wenn ich ihnen ihren Spaß verderben wollte. Nachher mag ich aber nicht mehr davon reden hören, denn alles Dilettanten- und Zwitterwesen, wozu doch solche Privatkomödien auch gehören, wird einem gleichgültig, wenn man die Dreißig hinter sich hat, doppelt gleichgültig, wenn man, wie ich, die Kunst im strengen Styl und auf ihrem eigentlichen Boden trieb. Erzeige mir also die Liebe, und laß uns von einer Sache nun

ſchweigen, über welche genug und vielleicht ſchon mehr als genug geredet worden iſt.

Der blaue Domino ſchüttelte nun abermals, wie im Saal, das Haupt, und ging halb unwillig nach dem Tummelplatze des Feſtes. Unter der Thüre aber wandte er ſich um, und kehrte zu ſeinem Freund zurück, der hinter dem Tiſch ſitzen geblieben war. Zögernd kehrte er zurück, in ſeinem Antlitz kämpfte Verdruß mit wehmüthiger Freundlichkeit. Er ſtellte ſich vor den Freund hin, ſtemmte die Arme in die Seite, und ſagte: Biſt Du nicht ſeltſam? Da drinnen klingen und jubeln die luſtigſten Straußiſchen Walzer, ſchöne Mädchen und hübſche Jünglinge entfalten Putz und Reize, Dir iſt man dankbar für das Vergnügen, welches Du der Geſellſchaft gemacht haſt, und Du ſitzeſt hier und grämelſt.

Man grämelt ja nicht, wenn man über die Dinge, auf welche die Unterredung führt, gerade heraus ſpricht, erwiederte der ſchwarze Domino etwas ungeduldig. Du, mein freundſchaftlicher Kritikus, ſtellſt Dich mit dieſen und andern Worten, welche ich bisweilen von Dir zu hören bekomme, auf die Seite Derer, zu denen Du doch Deinem innerſten Sinne nach nicht gehörſt. Sie nennen mich erbittert und verbiſſen, wenn ich nicht jede Meinung, die der Tag eben aufbringt und ſanktionirt, theile; ſie heißen mich vornehm, weil ich nie habe Clique machen mögen. Das Komiſche bei der Sache iſt, daß mich der hohe Adel, ſo weit er von mir Notiz genommen hat, ſeinerſeits wieder für einen Antiariſtokraten hält. Ja, ich fürchte faſt, für noch etwas Schlimmeres, nämlich für eine ruſtique, wenn nicht gar plebeje Natur.

Ein ſolcher Tanz, fuhr er fort, der die blühenden Geſtalten durch einander wirbelt, hat für mich immer etwas Wehmüthiges gehabt, und es beſchlich mich dann die tragiſche Empfindung, welche den Grundton alles innern Lebens ausklingt. Schon als Knabe mußte ich mich oft halten, daß ich nicht in Thränen ausbrach, wenn die muntern Figürchen ſo hüpften und hüpften, und die Muſik in einförmiger Weiſe immer fort lachte, und der Mond ſo ſeltſam blaß ſich zwiſchen den Spalten der Vorhänge zu der Freude herein ſtahl. Ein ſchönes Mädchen, für die meine kindiſche Empfindung ſchwärmte, hatte mir einſt auf einem Balle faſt immer in den begehrlichen Armen geſchwebt, ich ruhte nicht und ließ nicht ab, bis ſie mir zum nächſten Ball den Tanz verſprach, und dann noch einen, und noch einen, ich weiß nicht wie viele. Sie ſtarb aber in der Woche darauf, von einem jähen Uebel hingerafft. Nun ging ich zwar als echter Knabe auf den nächſten Ball, aber es war mir doch wunderbar und fürchterlich zu Muth, als ich die von der

todten Schönen erschmeichelten Tänze mit den Lebenden tanzte, und es kam mir immer so vor, als müsse ein blasser Schatten in die Thüre treten und unwillig den Finger heben. Es ist ein Symbol in diesem kindischen Vorgange verborgen. Wir sind dem Dunkeln, dem Tode versprochen, das Leben reißt uns gleichgültig hin, in dessen Armen wir gleichwohl den ernsten Partner nicht vergessen.

„Aschermittwochs-Betrachtungen! Es hat noch nicht zwölf geschlagen."

Maskenfreiheit! — Alle Gestalten sind beim Karneval zugelassen. Auch der Eremit darf nicht ausgeschlossen werden mit seiner Wüstenpredigt. — Indessen muß ich Dir entdecken, daß mich noch andere Gedanken heute bewegen, als solche Reminiszenzen unreifer Jahre. Es kommt ja wohl, daß man zu Flöten und Geigen mit ernsten Melodien im Kopfe tritt. Diese belgischen Wirren, die so hart an unsrer Gränze tosen, haben mich zu einer Lektüre geführt, die mich in den letzten acht Tagen unausgesetzt beschäftigte, wunderbar bewegte.

Ein rother Domino, welcher schon seit einiger Zeit in der Nähe umhergewandelt war, und hin und wieder dem Gespräch zugehört hatte, trat jetzt zwischen die Redenden, legte dem Schwarzen die Hand auf die Schulter, und rief: Was?...

„Ein garstig Lied! Pfui, ein politisch Lied!
Ein leidig Lied!" —

Mehr eine historische Chorstrophe! versetzte der schwarze Domino.

2.

Eine historische Chorstrophe? fragten die beiden Andern. Nun, versetzte der schwarze Domino, wir treiben hier allerhand Mummenschanz, oder sehen dem Mummenschanz zu, und Aller Sinne sind, wie es scheint, in dieses Larvenspiel versenkt und gleichsam trunken davon. Mein Verhängniß aber hat es gewollt, daß ich noch den ganzen Abend über weniger an diese Masken habe denken können, als an den Boden, auf dem sie umherhuschen, und an die Zeiten, in welchen die Masken meist noch nicht geboren waren. Mehr, als die Gegenwart, ist, wie Ihr wißt, die Vergangenheit meine Göttin. Wer dieser ernsten Alten treu und fest in das Antlitz zu blicken wagt, dem zeigt sie treue und feste Züge. Die Mienen der jungen, flatterhaften Schönen sind zweideutig

und nicht selten verbuhlt. Man kann eine Leidenschaft für sie empfinden, aber bedenklich ist es, sie zur Freundin zu wählen.

Du bist demnach heute ein umgekehrter Gracioso, sagte der blaue Domino. Sonst parodirt der Lustigmacher den Ernst der Haupt- und Staatsaktion, Du aber willst die Faschingstollheit gleichsam in Deinem Ernste zur Vernunft bringen.

Es muß auch solche Käuze geben, versetzte der schwarze Domino.

Aber Ihre Lektüre? fragte der Rothe.

Görres.

Wie? Athanasius?

Nein. Den habe ich früher gelesen. Er hat mich auch keineswegs bewegt, oder eigentlich nur nachhaltig beschäftigt. Ein Falsum verdient die Aufmerksamkeit Dessen nicht, der nach Unterricht und Belehrung strebt, wenn er liest.

Ein Falsum! rief der blaue Domino. Sollte der Inhalt des Athanasius so hart zu bezeichnen seyn?

Ich wüßte mich wenigstens nicht milder auszudrücken, erwiederte der schwarze Domino. Athanasius besorgt die Unterdrückung der katholischen Kirche am Rhein, und gibt zugleich zu verstehen, daß das Heil des Geistes auf dem Katholizismus beruhe. Nun aber weiß der kluge Mann recht wohl, daß die Regierung keineswegs auf so starken tyrannischen Füßen steht, und als Geschichtskundiger muß er wissen, daß unsere große Literatur, Philosophie, die Richtung der neuern deutschen Gelehrsamkeit und klassischen Bildung nur aus dem Schoße der Reformation geboren ist. Wer ein so offenkundiges Faktum unterschlägt oder bei Seite schiebt, begeht ein Falsum.

Ich kann in Dein Verdammungsurtheil über Görres nicht einstimmen, sagte der blaue Domino. Ich wüßte Keinen außer ihm in Deutschland, ja, ich wiederhole es, Keinen, in welchem das parlamentarische Genie, was bei uns selten gedeiht, so mächtig wäre. Er ist gleichsam durchsogen vom politischen Elemente, er hat nicht die Zeit ergriffen, sondern er ist selbst die personifizirte Zeit. Oft hat man neuerdings die Worte: dämonisch, dämonische Natur — gar freigebig verwendet, auf Görres aber passen sie. Er ist ein Dämon, nicht Gott, nicht Mensch, sondern mitten inne. Wie die Zeit die geheimnißvollsten und wechselndsten Akkorde anschlägt, so ist freilich auch Görres nicht selten dunkel und wechselt die Töne. Aber ihm darum Zweideutigkeit vorzuwerfen, oder ihm Inkonsequenz vorzurücken, wie zu geschehen pflegt, ist ungerecht. Solche Windharfen der Geschichte sind gewaltige Stimmen des Moments, die Wolke der blitzschwangern Gegenwart findet in ihrer Rede die heftige

und wohlthätige Entladung. Der Athanasius hat der Regierung mehr geholfen, als alle Schutzschriften. Die Wetter und Schwaden, welche versperrt in unterirdischen Stollen umherzogen, explodirten in ihm, manche Verdrießlichkeit fand in dieser harten und herben Allokution ihre Verpuffung.

Verdrießlichkeit! rief der rothe Domino. Ja, da hast Du ein Wort gebraucht, welches für die Gegenwart paßt. Die Menschen haben nicht die rechte Kraft, zu hassen und zu zürnen; sie sind verdrießlich. — Aber das verdrießliche Wesen ist es eben, welches mich von Görres verdrießt. Ich theile sonst Deinen Respekt vor ihm. Sein Vermögen ist groß, sein Eifermuth nachhaltig. Es ist gar schön, wenn ein Land ein Individuum hervorbringt, welches gewissermaßen das Land selbst ist, persönlich mit Fleisch und Blut, mit allen Tugenden und Lastern, mit seinen Gedanken und Schrullen. So zwingt mir O'Connell, den Irland bewegt, und der Irland wieder mit dem Winke seiner Hand bewegt, Ehrfurcht ab, so begeistre ich mich an Uhland, von dem sie in Schwaben sagen, er habe nie etwas Anderes geredet, als was ihnen gerecht gewesen. Görres war nun das Rheinland, mit seiner Berührigkeit und Lebhaftigkeit, mit seinem schnellen Witz, seiner glänzenden Einbildungskraft, mit seinem schlagenden Verstand, und — seiner Advokatensuade. Er war der Agitator des Rheins, er hätte der Regierung wie in einer Abbreviatur immer die Physiognomie des Landes gezeigt, welches ihr hin und wieder unverständlich ist. Und deßhalb ist es ein Verlust, daß er seinem heimischen Boden entzogen ward. Die repräsentative Regierung bedarf der Opposition, die absolute Monarchie der Fronde, um ein Gegengewicht zu haben und dadurch sich im Gleichgewicht zu halten. Nun ist er verdrießlich geworden, und seine schlechte Laune hat die Früchte getragen, davon die spätere immer saurer war, als die frühere: Deutschland und die Revolution, Europa und die Revolution, endlich die christliche Mystik. In dieser wird die Verstimmung positiv, und will zu Gunsten des frommen Kinderglaubens eine neue Karfunkelphysik stiften.

Ein ältlicher, heiterer Herr, in papagaigrünem Domino, welcher an einem benachbarten Tische Whist spielte, war im Begriff gewesen, einem Bekannten seine Karten zu überlassen, und sich zu den Redenden zu gesellen. Als er aber die letzten Worte hörte, murmelte er halb spöttisch: Nichts als tiefsinnig gelehrte Konversation! und setzte vor der Hand sein Spiel fort.

Wie groß und tapfer steht dagegen der alte, herzhafte Agitator im Rheinischen Merkur da, fuhr der rothe Domino fort. Diese Blätter, zu

ihrer Zeit von den hungrigen Lesern verschlungen, welche dem Redakteur den Ehrennamen der fünften alliirten Macht zuwege brachten, gehören zu den wichtigsten Dokumenten unsrer großen Sturm- und Drangperiode. Der Befreiungskrieg war in Sachsen, Böhmen, und Schlesien ein wilder Jüngling gewesen, der heftig sich getummelt und um sich gehauen hatte; erst am Rhein wurde er zum Mann, schlug die Augen auf, besann sich, und fragte: Was willst Du? — Schlachten sind wohl gut, aber der Sieger verlangt doch endlich zu wissen, wohin er gelange. Da stellte sich nun der schlaue Götterbote auf den Markt zu Koblenz, und wies die Wege und die Stege, maß mit richtig geaichtem Maße die Könige und die Völker, und sah nach, ob die zirkulirende Münze ihr Schrot und Korn habe, setzte den Kurs der vollwichtigen fest, und märzte die Stücke der Kipper und Wipper aus. Der Rheinische Merkur war das Gewissen jener Zeit.

Was mir den scharfen Warner, den einschneidenden Strafredner, den unerschrockenen Propheten von damals besonders ehrwürdig macht, ist sein versöhnlicher Sinn, sein konservativer Charakter inmitten alles Zornigen und Dräuenden, was der gewaltige Mund ausströmt, sagte der blaue Domino. War Etwas Thatsache geworden, so redete der Merkur zum Frieden, wie sehr er sich auch früher dagegen gestemmt haben mochte. So z. B. ist er der entschiedenste Widersacher von Sachsens Zerstücklung, als denn nun aber das verhängnißvolle Werk geschehen, da weiß er die edelsten und herzlichsten Worte zur Beschwichtigung der tiefverwundeten Gemüther zu finden. Weise sind seine Betrachtungen über den Aufstand der sächsischen Garden zu Lüttich, meisterhaft ist die Auseinandersetzung der sich kreuzenden Prätensionen in der Wiener Kongreßperiode, welche er verschiedenen Interlokutoren auf dem Kongreß in den Mund legt. Nur von Etwas ist er ein unversöhnlicher Feind, selbst wenn es Thatsache geworden zu seyn scheint: von der organisirten Anarchie, einer Erfindung, auf welche die neuern Zeiten ein Patent bekommen haben. — Aber ich sehe — mit diesen Worten wandte sich der blaue Domino gegen den schwarzen — Du hast es gemacht, wie manche Emissäre der Propaganda und bösartige Demagogen; sie verleiten die Völker in den politischen Schwindel hinein, und ziehen sich dann klug zurück. So hast Du uns vermocht, allerhand Bedenkliches und Verfängliches auszusprechen, selbst aber ein schlaues Schweigen beobachtet.

Nun, versetzte der schwarze Domino lächelnd, Ihr habt mich ja des Sprechens überhoben, indem Ihr laut werden ließet, was ich im Stillen dachte. Eben der Rheinische Merkur war es nämlich, der mich

in diesen letzten Tagen so gewaltig aufregte. Ich hatte ihn noch nie gelesen, nun erweckten die Zeitverhältnisse einen Trieb in mir, die versäumte Bekanntschaft nachzuholen, und da trafen mich denn die beiden starken Foliobände mit der intensiven Gewalt eines Kernschusses. Was Wilhelm Meister sagt, als er in Shakespeare zum ersten Male hinein blickte: „Man glaubt vor den aufgeschlagenen ungeheuren Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust, und sie mit Gewalt hin- und wiederblättert" — etwas Aehnliches erlebte ich, nicht durch ein Gedicht, sondern durch jene Urkunde der Wirklichkeit: wir haben keinen Shakespeare, und werden schwerlich einen bekommen, denn alle Bedingungen zur Erzeugung eines solchen Geistes fehlen bei uns, aber — und ich bitte Euch, lacht mich nicht aus über Das, was ich jetzt sage — in anderer Form und Art beweist der deutsche Geist von Zeit zu Zeit, daß auch er den geschickeumfassenden Blick sich erwerben kann, vor dem die Herzen der Gewaltigen und Schwachen sich aufthun, die Verhängnisse durchsichtig klar werden, den Blick, der Shakespeare zu Shakespeare machte. Wie traurig nun, wenn ein solcher Geist von sich abfällt, und, weil ihm der Stoff, darin er wirken kann, entzogen wird, seine Kraft an Ersonnenes, an Launen und Bizarrerien hat verschwenden müssen! Des Mannes, von dem wir reden, Unglück ist, daß ihm das Organ, in dem er sich als eine Nothwendigkeit fühlte, zerstört wurde, und von da an ging es mit ihm abwärts. Unsere Pflicht aber ist es, in ihm, als in einer durchaus geschichtlichen Natur, der Geschichte treu zu bleiben, ihn zu verwerfen im Verwerflichen, im Rühmens- und Dankenswerthen aber ihn zu rühmen und ihm zu danken. —

Da die letzten Reden mit ziemlich lauter Stimme geführt wurden, so hatte sich ein Kreis neugieriger Zuhörer gebildet, von denen einige nach und nach Mitredende wurden. Man gab zu, bestritt, schränkte ein, und unter diesem Hin und Her nahm das Gespräch einen unpersönlicheren Charakter an. Ja, rief Einer, wenn wir bedenken, wie nahe wir hier dem Geschrei der Franzosen nach ihrer sogenannten natürlichen Rheingränze sind, wie von der andern Seite her die belgisch-katholischen Sympathien das Land netzartig überziehen, wenn wir uns erinnern, aus wie vielen Dutzenden von geistlichen Stiftern, Herzogthümern, Grafschaften, Herrschaften und Unterherrschaften dieses burgundisch-fränkisch-sassische Reich vor fünfundzwanzig Jahren zusammengebacken worden ist, so fühlt man wohl, daß man auf zitterndem Boden, daß man auf einem Erdreich, ähnlich dem alten kauchischen Bebelande, steht.

Das größte Unglück für den Rhein ist, daß zwei historische Anläſſe, ein großes, selbſtſtändiges Reich zwiſchen Maas und Weſer zu gründen, widrig für eine ſolche Pflanzung ausſchlugen. Bei dem einen hätte man nicht ſollen auf den lutheriſchen Lehrbegriff hinhören, bei dem andern wäre das ſechste Gebot der Staatsraiſon unterzuordnen geweſen.

Welche Anläſſe meinen Sie? fragten Mehrere.

O, verſetzte der Gefragte, der erſte war, als Gebhard Truchſeß von Waldburg, Kurfürſt von Köln und Herzog von Weſtphalen, Ausgangs des ſechzehnten Jahrhunderts, ſeiner romantiſchen Neigung für die ſchöne Konventualin von Gerresheim, Agnes von Mansfeld, folgte. Er heirathete ſie, kündigte der Kurie den Gehorſam auf, und wollte Kurfürſtenthum ſammt Herzogthum ſäkulariſiren. Es hätte einen tüchtigen Länderkern gegeben, der mit der Zeit ſich ſchon arrondirt haben würde, denn die Reformation hatte von der Pfalz und von Holland her weit um ſich gegriffen. Die proteſtantiſchen Stände des Reichs hätten alle Kraft aufbieten ſollen, dem natürlichen Bundesgenoſſen zu helfen, aber es geſchah nicht, denn der verliebte Truchſeß war leider gut kalviniſch, und die Kurfürſten von Sachſen, Brandenburg, Pfalz, ſtocklutheriſch. Rom aber war Rom, d. h. feſt und ſchlau, der Kaiſer auch klüger, als die Fürſten. Was half's, daß der überkühne Schenk, deſſen Namen noch die Schenkenſchanze zwiſchen Kleve und Nimwegen bewahrt, ſich für den abtrünnigen Prieſter herumkatzbalgte? Er wurde beſiegt, niedergeſtochen, der Truchſeß aber entfloh mit ſeiner Agnes gen Straßburg, und in Köln und Weſtphalen blieb der Krummſtab ſtehen. Unter dem läßt ſich zwar nach altem Spruch gut wohnen, Patriotismus aber, militäriſche Kraft, hiſtoriſcher Stolz im größern Maßſtabe, über den Pfahl und das Weichbild der Stadt hinaus, kurz Alles, was das politiſche Leben eines Landes zeugt und nährt, kann nimmer darunter gedeihen.

Und der zweite Anlaß?

War, als wenige Zeit ſpäter Jakobe von Baden vom guten, albernen Herzog Johann Wilhelm keine Kinder bekommen konnte. Die Tugend dieſer etwas ausgelaſſenen Dame würde wohl kein Hinderniß eines gewiſſen Kunſtſtücks geweſen ſeyn, wenn anders nur die Hälfte der im Prozeſſe ihr gemachten Beſchuldigungen wahr iſt. Der Erbe wäre da geweſen, Johann Wilhelm hätte an ihn geglaubt, und die ſchöne Gebietsmaſſe, die von der Maas bis an die Ruhr reichte, wäre zuſammengeblieben. Man hat ſich anderer Orten, wo Noth an Mann war, zu helfen gewußt, aber dann müſſen ſich freilich die Intereſſenten verſtehen. Hier zogen die häkelichten Stände von Jülich, Kleve, Berg, die vermuthlich in der allgemeinen Zerrüttung auch nebenbei im Trüben

fischen wollten, benebst der klugen, bösen Schwägerin Sibylle es vor, Jakoben zu verderben. Peinlich auf Ehebruch wurde sie angeklagt, Johann Wilhelmen ließen sie durch einen sonderlichen Meister aus Holland, wie Beer von Lahr in seiner Chronik schreibt, Etwas gegen des Herrn Phantasien und Schwachheiten eingeben, und Gott war demnächst so gefällig, die Markgräfin plötzlich in der Nacht vom 3. Sept. 1597 aus diesem Jammerthal abzurufen, wie derselbe Lahr berichtet. Dessen Chronik muß man lesen, um eine Anschauung von dem Zustand eines deutschen Landes zu gewinnen, in welchem Niemand weiß, wer Koch und wer Kellner sey. Die Ritterschaft intriguirt, Sibylle intriguirt, die Prätendenten Brandenburg und Neuburg halten die Hand im Spiel, der Kaiser schickt Kommissarien zur Schlichtung des Handels, die aber kein Ende finden können, wahrscheinlich geheimer Instruktionen wegen, um durch Hinzögern einen Sequester herbeizuführen, der regierende Herr medizinirt gegen Zauberei, die Gemahlin sitzt im Kerker. Das tollste Durcheinander kleiner Menschen, unterirdischer Schliche und Wege! Eine wunderliche Volkssage hat sich in Düsseldorf erhalten, daß die Angeklagte nicht, wie man natürlich vermuthet, durch ihre Widersacher bei Seite geschafft worden sey, sondern daß die Anverwandten, erzürnt und bekümmert über den Skandal, der ihr Haus traf, demselben heimlich ein Ziel zu setzen gewußt haben. — Nun, dem sey wie ihm wolle, die Gelegenheit war verpaßt, man läßt nachmals zwar Johann Wilhelmen die lothringische Prinzessin heirathen, aber auch dieser Bund bleibt ungesegnet, und nach dem Tode des letzten Fürsten zerschlagen die Prätendenten das Land im Jülichischen Erbfolgekrieg. Brandenburg bekommt zu wenig, um recht Fuß am Rhein fassen zu können; Pfalz, Köln, Trier, Mainz sind in den nachherigen Kriegen französisch, österreichisch, wie es fällt, nie aber selbstständig, und so treibt sich Alles hier in Ohnmacht und Zersplitterung bis zu den letzten großen Welthändeln hinab.

Man hat immer, besonders in den ersten Friedensjahren, von der undeutschen, ja französisch gebliebenen Gesinnung der Rheinländer geredet; so nahm der rothe Domino wieder das Wort. Bedenke man jedoch! Woher sollte eine vaterländische Gesinnung kommen? Diese segentriefenden Gauen trugen die Kornähre und die Rebe; aber es mähte und herbstete in ihnen ein ohne seine Schuld abgestumpftes Geschlecht. In den geistlichen Kurfürstenthümern ein gewisser Seelenschlaf, hie und da die Ueppigkeit, welche der Mitra auch die letzte Bedeutung nahm, in den weltlichen Herrschaften der langweiligste Schlendrian. Dazu fast überall das Gemenge von Nepotismus, Nebenrücksichten, Fraubaserei, was wir hier mit einem Provinzialismus „Klüngel" nennen.

Die Aemter nicht selten käuflich. Und mit dieser nullen oder verdorbenen Atmosphäre die Länder seit dem spanischen Sukzessionskriege immerdar das Kriegstheater ohne eignen Helden! Wahrlich, ich wüßte nicht, wie da ein anderer, als ein gleichgültiger Sinn entstehen konnte, und wenn dieser auch bei Vielen ein enger und kleinlicher wurde, so dürfen wir deßhalb immer noch nicht die menschliche Natur anklagen. Nun kam die Revolution, wie ein Gewitter, über die Lande. Sie zerschlug Vieles, sie hatte in den meisten Beziehungen das Ansehen einer wüthenden, herzlosen Naturgewalt, aber — sie befreite die Scholle, und gab die Frucht in die Hände Derer, welche die Frucht gebaut hatten. Was aber mehr: ihre Elektrizität weckte eine elektrische Spannung auf in den Geistern der Menschen, zum ersten Mal nach Jahrhunderten; die Spannung, in welcher Gedanken und Charaktere reifen. Trotz allen Druckes, trotz aller tiefschmerzenden Verletzungen lernten doch die Rheinländer sich zuerst wieder in dem französischen Wesen fühlen, denn eine Nation, welche den Begriff verstand, begrüßte sie als Nation. Napoleon war das Glück, die Macht, der Sieg der Revolution, er half den Anfang einer politischen Stimmung hier vollenden. Was Wunder, daß sie ihren Ursprung nicht so leicht vergessen konnte? Napoleon haßte diese Länder nicht; als ein unblutiges Erbe waren sie ihm schon zugefallen. Er schonte sie, so viel er konnte, er half ihnen selbst hie und da, er schmeichelte der Eitelkeit mehr, als er schonen und helfen konnte. — Wenn man diese vergangenen Dinge so mit einem ruhigen Blick betrachtet, so muß man sich vielmehr des Unzerstörlichen im deutschen Wesen innig erfreuen, welches dennoch viele Herzen, als die große Wandelung eintrat, der vaterländischen Sache sympathetisch entgegenbewegte. Freudig wurden die siegreichen Schaaren empfangen, die Wunden und Kranken fanden Pflege von den Händen der Barmherzigkeit, das begeistert-haffende Wort des Merkur war Tausenden aus der Seele gesprochen; endlich fochten Rheinländer nicht ohne Ehre in den niederländischen Schlachten.

Andere rissen aber auch tüchtig aus, siehe die sogenannte Feuer- und Pfuhlproklamation! murmelte der papagaigrüne Domino halblaut. Er hörte trotz seines Robbers aufmerksam dem Gespräche zu.

Du regst mir da Gedanken an, die ich noch nie in solcher Klarheit gedacht habe! rief der blaue Domino. Die Rheinlande, französirt, waren, als das Interesse an der vaterländischen Sache die Gemüther auch in ihnen bewegte, wie ein Seefahrer, der mit einem Schiffe Gewinn machen will, scheitert, gerettet wird, und im Bergehafen hört, er habe in der Lotterie gewonnen. Sie waren mit Napoleon in sein

Glücksschiff gestiegen, hofften von der Fahrt guten Vortheil, das Schiff brach, und gerettet hörten sie, sie seyen Deutsche und frei. Nicht in Schweiß und Blut, nicht aus dem Zustand der äußersten Verarmung, Schmach, und Erniedrigung heraus hatten sie das Gefühl, welches nun auflebte, sich geboren, kein Schmerzenskind aus furchtbaren Geburtswehen war es ihnen, wie Millionen ihrer östlichen und nördlichen Brüder. Es kam ihnen wie ein Glück, wie ein glänzendes, wie ein ohne sonderliche Mühe aufgeschürfter Schatz zu. Wie es nun aber immer zu geschehen pflegt, wenn der Mensch an ein großes, praktisches Gut nicht die arbeitsvollste Praxis setzt, so geschah es auch hier. Man empfindet dann mehr ein ästhetisches Vergnügen an dem Errungenen, als daß man sich mit demselben sogleich in ein eigentlich tiefes Verhältniß, welches immer eine stille Bescheidenheit hat, zu setzen wüßte. Die Rheinlande empfanden an der Befreiung Deutschlands und an ihrer Dividende in dieser Ausbeute mehr ein ästhetisches Interesse und Vergnügen. —

Diese Aeußerung fand großen Widerspruch, und man erinnerte in den verschiedensten Ausdrucksweisen an die unzähligen Mühsale, Beschwerden, und Kriegslasten, welche auch der Rhein getragen habe. Als der Sturm sich etwas gelegt hatte, fuhr der blaue Domino fort:

Bedenkt doch, Freunde, daß wir in unsern Gesprächen, wenn sie sich nicht in ein endloses Detail zersplittern sollen, nur die allergemeinsten Umrisse zeichnen dürfen. Es handelt sich bei Dem, was ich sagte, nur von einem großen Mehr und Minder. Der Rhein ward belastet, gedrückt, gezinset um der gemeinen Sache wegen, ja! aber die geöffneten Adern seiner Söhne hatten seine Wellen nicht roth gefärbt, die Triften, welche er bespült, waren von Roß und Mensch nicht zerstampft worden, die Ehre vor der Welt hatte ihm der Eroberer gelassen. Fragt nur die Elbe, die Oder, die Weichsel, ob sie Euch dieselbe Geschichte erzählen können? Ich wiederhole also, man empfand die Wiedergeburt der deutschen Dinge in hiesigen Landen mehr wie ein Schönes in einer ästhetischen Stimmung, und übrigens mag Euch der Ausdruck so viel gelten, als er werth ist. Gewiß aber ist es, daß aus diesem Verhältnisse die wichtigsten Konsequenzen entsprangen. Denn während man östlich schon zufrieden war, nur dem grimmigsten Elend entgangen zu seyn, und während dort die Bewegung der Zeit vor der Hand lediglich in der Jugend und bei den Intellektuellen rumorte, die Praktiker aber, den Bürger und Bauer wenig ergriff, hatte ein Verlangen, den neuen Zustand vom Schönen in das Schönste zu steigern, am Rhein mächtig alle Stände durchdrungen. Die verschiedensten Ansprüche wollten sich

geltend machen. Die Städte petitionirten im Sinne des Bürgerthums; dagegen rührte sich der alte Adel in der Denkschrift, die er 1818 dem Staatskanzler übergab. Er führt darin aus, ein Vertrag habe bestanden zwischen den Provinzen und dem Landesherrn, der Vertrag sey durch die Revolution wohl bei Seite geschoben, aber nicht zerstört. Diese Dinge fanden nun wieder die heftigste Entgegnung vom Bürgerthum aus, welches sonderbarer Weise die Nützlichkeit jenes Anführens, auch für sich, nicht begriff, sondern nur seinem Adelshaß folgte. Man ging so weit, den Bittstellern zu sagen, daß, wenn sie in den Uniformen, die sie noch vor wenigen Jahren getragen, erschienen wären, der Kanzler sie leicht für eine Deputation von St. Helena hätte halten können. So steigerte sich das Fordern, das Hetzen und Verhetzen bis zur Koblenzer Adresse, in der nun Alles vertragen ward, was man wollte, meinte, wähnte. Sie ist das merkwürdigste Symptom des damaligen rheinischen Geistes. So lange man noch um Erhaltung der Geschwornengerichte, um Entfernung aller Feudalität, um Entfeßlung des Handels, und um andere Güter, die man theils hatte, theils mit gesunden Augen nahebei sehen konnte, bat, kann man sagen: die Bittenden hielten sich in den Schranken, die ihnen gegebene Umstände setzten. Aber jene Adresse fordert eine Verfassung, und zwar nicht in Ständen für die Provinz, sondern für das Reich, ja, nicht für das Reich allein, sondern sie erheischt sogar die Interzession des Königs für diese Sache zu Gunsten von ganz Deutschland bei dem Bundestage. Der kundigste Interpret jener politischen Handlung sagt an einem andern Orte: es sey wohl schicklich gewesen, für das Geschenk, welches die östlichen Stammverwandten dem Westen mit der Befreiung vom französischen Joche gemacht hätten, ihnen ein Gegengeschenk vorzubereiten: die bürgerliche Emanzipation. Als wenn dergleichen sich schenken ließe! Als wenn Verfassungen, nämlich die ächten, lebendigen, lebensfähigen, nicht immer die Früchte großer Krisen im Hauptorganismus des Staats wären! Die große Krise in Preußen war nun, daß, weil Friedrichs herbe Kraft, sein genialer Verstand, und sein gewaltiges Bewußtseyn sich, so weit diese Tugenden Eigenthum einer Masse werden können, dem Volke infiltrirt hatten, das Volk fähig und tüchtig geworden war, den Staat zu retten. Popularisirter Fridericianismus war das neuste Entwicklungsstadium des Staats. Naturgemäß hätte daher die Frage der Zeit nur von den ältern Söhnen des Hauses angeregt werden können, die allein jenes Stadium ganz durchmessen hatten. Sie thaten es aber nicht, gewiß zum Theil aus frommer Scheu vor der ungeheuren Schwierigkeit und Verwickeltheit der Frage, auf welche auch der Staatskanzler in der

Antwort auf die Adreſſe, leiſe und ſchonend, wie ſeine Art war, hindeutete. Daß die jüngſten Kinder ſich deſſen unterwanden, zeigte, daß ſie die Geſtalt der Dinge, wie ſie geworden, leicht, und zum dritten Mal ſey es geſagt, äſthetiſch nahmen.

Klage nicht an, ſagte der ſchwarze Domino. Laß die Eris ruhn, wecke ſie am wenigſten über Vergangenheiten gewiſſer Art.

Meine Rede ſoll ihre Schlangen nicht rühren, verſetzte der Blaue. Ich klage nicht an. Ich finde gerade in dem Leichten, Wagenden, Uebermüthigen jener Adreſſe einen Sinn, der rein iſt von den ſchweren Erinnerungen des Staats, in dieſer Unſchuld aber ahne ich die glücklichſte Zuthat zu deſſen Geſammtleben. Die Rheinlande ſind das heitere Blut, die Phantaſie, der fröhliche Sinn Preußens. Ein rühriges, anſtelliges, gewitzigtes Volk bewohnt ſie. Auch Gemüth hat es, Talent zur Liebe, Anlage zur Treue. Aller patriarchaliſchen und nebenbei vigilanten Behandlung iſt es freilich von Grund der Seele abhold, aber es vermag der verſtändige Freund des aufrichtig Meinenden zu ſeyn. Wollt Ihr es bevormunden, ſo wird es ſich bald ſeinen eigenen Familienrath ernennen. Befehlt ihm kurz und ohne Umſchweif, wo Euch Gott das Recht zum Befehl anvertraute; es wird gehorchen, die gute Gabe, die Ihr ohne hinterhaltige Gedanken ihm bietet, wird es mit Dank annehmen. Das germaniſche „Auf ſeine eigene Hand ſeyn" iſt höchſt rege in dieſem Volke. Die Städte ſind eiferſüchtig aufeinander. Stiften ſie in Düſſeldorf einen Kunſtverein, Köln wird bald auch einen haben wollen. Will dieſe Stadt ein Zentralfeſt feiern, gleich treten andere mit Spezialfeſten hervor. Es iſt eben deutſches Leben, pulſirend, quellend, an hundert Orten hervorbrechend. Von dem ſtrömt nun eine Ader über in die uniformere öſtliche Hälfte, anfriſchend, auflockernd, vom Oſten aber hält der knappere, gemeſſenere Geiſt die hieſige Ungebundenheit zuſammen, ſie vor der Zerſplitterung bewahrend. Und ſo trägt Eines das Andere, ergänzt und ründet einander; die luſtige Fülle den ſchmaleren Ernſt, der bewußte Ernſt die überwuchernde Fülle.

Auf dieſem Punkt ſehe ich Dich gerne angelangt, ſagte der ſchwarze Domino. Laßt uns als Deutſche in deutſchen Sachen immer das Poſitive erblicken, und an der Hoffnung feſthalten! Scheuen wir uns nicht, wie Männer in jede Verderbniß einzuſchauen, aber kein Schwindel ergreife uns, und vom Abgrund her leuchte uns noch ein Licht, hell, wie Odin's Auge im Brunnen Mimer's! — Die Vereinigung dieſer weiten Lande mit Preußen iſt das größte und glücklichſte Ereigniß, welches ſich ſeit Jahrhunderten in der deutſchen Geſchichte zutrug, denn dadurch wurde, wie ſehr Das auch die Oberflächlichkeit läugnen mag, eine mächtige

historische Wahlverwandtschaft gestiftet, die nur fruchtbar seyn kann. Welche Früchte sie trägt und tragen wird, das ist freilich ein Staatsgeheimniß, und ein wahres, denn kein Staatsweiser kann es aussprechen.

Hier legte der papagaigrüne Domino seine Karten nieder, ja man kann sagen, er warf sie hin. Schnell sich erhebend trat er zu den Sprechenden, gestikulirte mit den Händen, sah roth aus, und rief: Habt Ihr Euch nun satt gesprochen von Tendenzen, Anlässen, ästhetischem Interesse, Ideen, Personifikationen, Wahlverwandtschaften, Mimer's Brunnen, und sonstigem erhabenen und spitzfindigen Rokoko? Mich wundert nur, daß heutzutage noch irgend ein Tisch auf seinen Füßen steht, und nicht alle Wände einstürzen, so wird Alles durchsubtilisirt und abbegriffelt! Kinder, man merkt es Euch doch an, daß Ihr insgesammt keine Praktiker seyd, und Nichts erfahren habt. Wer so bei Allem gewesen ist, wie ich, der sieht in der Vergangenheit Nichts, als —

....Konfusion, fiel Einer ein.

Dem ist die Geschichte Nichts als eine große —

....Konfusion, sagte ein Anderer.

Der hält die Welt für Das, was sie ist, nämlich für —

....Konfusion, rief ein Dritter.

Alle lachten. — Der Papagaigrüne lachte mit. Und ist es denn nicht wahr, sagte er, daß von Anbeginn der Welt noch Niemand gewußt hat, was er wollte? Kein Held kam an sein Ziel, sondern unter den Füßen verlor sich ihm der Weg. Alexander der Große lief durch Asien nach Indien, nur weil er gar nicht wußte, wohin er noch laufen sollte, nachdem er einmal so heftig von Mazedonien ausgelaufen war. Und so kann man diesen Satz verfolgen durch jedes —

....historische Ereigniß hindurch, fiel ihm der schwarze Domino in die Rede. Eure kolossalen Geschichtsansichten sind bekannt, alter Herr, sie sind aber zu trübe für diesen heitern Abend. Erzählt uns lieber Etwas von Spezialhistorien, die Ihr so gründlich inne habt, erzählt von der rheinischen Konfusion, wie Ihr gern mögt. Denn wir wissen es, Ihr habt die Hände in Allem gehabt. Ihr waret nassauischer Akzessist, kurkölnischer Vogt, kurtrierscher Rath, französischer Sous-präfekt. Eure Augen haben in alle Winkel geblickt.

Ja, das haben sie, versetzte der papagaigrüne Domino mit Selbstbewußtseyn. Ich habe alle die großen Herren, und Staatsmänner, und Generale gesehen, und Viele haben mit mir gesprochen, und bedeutend war der Inhalt unserer Unterredungen, und ich weiß ungefähr Bescheid. Eine elektrische Spannung soll die Revolution gegeben haben? Ei, Gott bewahre! Die Franzosen kamen hereinmarschirt, und wollten

Geld haben, und Menſchen, und Pferde, und was Amtskellner geheißen, hieß nun Receveur, und die Leute ſollten franzöſiſch können, verthaten ſich aber noch zuweilen. Napoleon ließ ſich einmal zwei Maires vorſtellen, davon ſagte der eine zum Kaiſer: **Je suis la mère. Et vous?** fragte Napoleon den andern. **Je suis le faiseur des filles**, antwortete Dieſer, denn er wollte ſagen, er ſey ein Zwirnfabrikant. **Eh bien, allez coucher ensemble**, erwiederte der Kaiſer, und lachte. — Schlechte Advokaten hießen deutſche Prokuratoren, und zwiſchen all' dem Weſen verſteckten die Geiſtlichen und Stifter ihre Ländereien und Kapitalien unter Scheingeſchäften, damit der Präfekt ſie nicht auswittere und in den großen Schlund der Staatskaſſe werfe. Seht, das war das Ganze. — Intereſſe an der deutſchen Sache, äſthetiſches Intereſſe? Wir hörten eines Tages, die Franzoſen ſeyen in Rußland erfroren, und da rottete ſich ein Haufen Konſkribirter zuſammen, die nicht dienen wollten, und zogen mit einer Fahne, und Stecken, und Miſtgabeln durch die Berge und Wälder; das waren die ſogenannten Knüppelruſſen. Weiber und Geſindel ſchlug ſich dazu mit großen Schnappſäcken, in die ſie die Beute, auf die es abgeſehen war, einthun wollten, auf dem Markte von Elberfeld aber wurde der ganze Haufe entwaffnet, und Mehrere wurden erſchoſſen, die dazu gekommen waren, ſie wußten ſelbſt nicht wie. Dann rückten die Alliirten ein, die wollten wieder Nichts, als Menſchen, und Pferde, und Geld. Die Prokonſuln kamen, die Gouverneure und Generalgouverneure; Oeſterreich, Bayern, Preußen, und Rußland regierte, und wir waren proviſoriſch. Wenn Einer den Andern damals fragte: Wie geht's Dir? und der Andere wollte ſagen: Schlecht, ſo antwortete er: Proviſoriſch. Denkt Ihr, daß in ſolchen tumultuariſchen Zeiten ſich die ordentlichen Leute zu den Gewalthabern finden? Gott bewahre! Die ſitzen ſtill und verdrießlich zu Hauſe. Die Glücksjäger, die Plusmacher, die Schwadroneure kommen herangeſummt, und erzählen Denen am Ruder ſüße mileſiſche Mährchen. So war es auch hier. Einige von den ſogenannten Gutgeſinnten trugen ſich halb militäriſch, die nannte das Volk mit einem Spitznamen die Zivilkoſaken. Die Dichter kamen an. Arndt ſaß in Köln, und ſang: Was iſt des Deutſchen Vaterland? Schenkendorf auf der Frankenburg bei Aachen quängelte vom deutſchen Kaiſer und vom lieben heiligen römiſchen Reich, welches uns ein ſo erbärmlicher Schutz und Schirm geweſen war. Daneben horchten Freunde und Vettern auf die Erzählungen der von Moskau Zurückgekehrten, und wie brav ſich die Armee in dem entſetzlichſten Unglück geſchlagen. Der Zuruf des Königs klang gnädig, ein General aber erließ von Wiesbaden die Feuer- und Pfuhlproklamation, wie ſie

genannt wurde, die mit den Worten anfing: Die bergische Infanterie führt sich schändlich auf. — Von den Prokonsuln war der eine so, der andere so. Sack in Aachen, ein kreuzbraver Mann, rechnete und sparte, und machte sich aus blühenden Phrasen Nichts; über den klagten die Soldaten. Justus Gruner in Koblenz hielt uns eine Rede nach der andern, sagte, die Schmach der Erniedrigung sey nun vorbei, und wir seyen nun wieder glorreiche Deutsche, die französischen Abgaben aber müßten wir fortbezahlen, und einige neue deutsche dazu mache der Drang der Zeitumstände nothwendig. Das wollte nun wieder den Bürgern nicht in den Kopf. Keiner wußte, wie ihm war, und aus einem Munde ging kalt und warm, Ja und Nein. So war's, und das war das Ganze. Hernach könnt ihr jungen Leute wohl in einen solchen kunterbunten Zustand die Einheit hineinphantasiren, wer aber mit dabei war, sagt: Es war nichts als Mischmasch und —

Konfusion! riefen alle Zuhörer. — Ihr habt, alter Herr, die vollkommenste Darstellung geliefert, sagte der schwarze Domino, denn das Mittel, dessen Ihr Euch bedientet, ist genau so, wie der Gegenstand, den Ihr schildern wolltet. — Ach, geht mir, versetzte der Papagaigrüne etwas empfindlich, Ihr seyd Alle neologisches Volk, und versteht von der Wirklichkeit Nichts. — Er begab sich wieder zu seinem Spieltische.

In seinen Reden, wie übertrieben und karrikirt sie sind, ist doch ein Zug der Wahrheit, fuhr der schwarze Domino fort. Er hat das Chaos der widerstreitenden Gedanken und Empfindungen, welches quirlte und brodelte, als die ältesten deutschen Länder wieder deutsch wurden, anschaulich gemacht, wenn gleich, wie es unserem Konfusionspropheten zu begegnen pflegt, einige Anachronismen mit untergelaufen sind. Denn Arndt hat freilich: Was ist des Deutschen Vaterland? nicht in Köln gesungen. — Als ich vor dreizehn Jahren an den Rhein kam, hatte sich Alles abgedämpft, und die neue Vegetation fing an, die alten Risse und Narben zu begrünen. Zwei Dinge regten damals noch das politische Blut der Rheinländer. Das erste war das französische Recht mit dem öffentlichen Verfahren. Die Erhaltung dieses Besitzes war der eigentlich populäre Wunsch und ist es geblieben. Das zweite waren die Versuche der Oligarchie, sich als Kaste für sich, gesondert vom Volke, aufzustellen.

Was verstehen Sie denn darunter? fragte eine junge Charaktermaske von vornehmer Haltung, die sich eben dem Kreise der Sprechenden genähert hatte, etwas spitz.

Ich verstehe darunter den Komplex der Stimmungen, Ansichten, und Sehnsuchten in den rheinischen Fürsten, Grafen, und Herrn, welche

zuletzt ihre Erfüllung im Autonomieſtatut erhalten haben, antwortete der ſchwarze Domino.

Wenn Sie davon reden, ſo weiß ich den Ausdruck Oligarchie nicht zu rechtfertigen, ſagte die Charaktermaske. Darin liegt gar nichts Politiſches. Es iſt eine reine Privatſache, wie wir unter einander erben wollen.

Das Erbrecht gehört an und für ſich ſchon halb zum öffentlichen Rechte, verſetzte der ſchwarze Domino. Seine Satzungen helfen die materielle Phyſiognomie der Familie beſtimmen, ſo weit erſtere von der Privatwillkühr unabhängig iſt. Daß ich weiß: mein Vater kann mich nicht enterben, wenn ich kein Verbrechen begehe — das wendet mein Antlitz von dem gnädigen oder zornigen Blicke ſeiner Augen gegen das Unwandelbare der Geſetze, die mich ſchirmen — macht mich zugleich frei und unwandelbar. Aus dem Unwandelbaren der Familie ſetzt ſich aber das Unwandelbare des Staats zuſammen, wenigſtens des germaniſchen. So ſteht die Sache, ſelbſt wenn man an dem Buchſtaben Ihres Statuts haftet, der freilich von politiſchen Tendenzen ſchweigt. Blicken wir aber tiefer ein! Die Häupter Ihrer Familien ſollen das unbegränzte Recht haben, ihr Gut zu hinterlaſſen, welchem unter ihren Kindern ſie wollen, ſey es das älteſte oder das jüngſte, ſey es Sohn oder Tochter. Die Gerichte des Staats dürfen von den Benachtheiligten nicht angerufen werden, ſondern ein Ausſchuß, der abermals aus Ihren Familienhäuptern hervorgeht, ſoll in allen Fällen richten und entſcheiden. Dies ſind die Ritterräthe der rheiniſchen ritterbürtigen Ritterſchaft.

Das ſollte man den Schauſpielern, die das R nicht ausſprechen können, zur Uebung des Organs aufgeben, murmelte der Papagaigrüne an ſeinem Spieltiſch.

Nun, und? ſagte die Charaktermaske.

Ich weiß nicht, wie ein kompakterer Kern gefunden werden möchte zur Bildung einer politiſchen Ariſtokratie. Die Söhne und Töchter, unbeſchützt durch irgend eine Inſtitution, — denn daß der Ausſchuß immer im Sinne der Familienhäupter urtheilen wird, leuchtet ein — müſſen ſich in einer völligen Abhängigkeit von den Häuptern fühlen, da denn doch der Trieb, zu beſitzen, zu den mächtigſten im Menſchen gehört. Die Stifter haben ihre Abſicht klar ausgeſprochen. Sie wollen den Flor ihrer Familien für alle Zeit ſichern. Ein reicher Adel aber ſtrebt nach Macht, denn wonach ſollte er ſonſt noch ſtreben? Nehmen Sie dazu, daß durch eine Stiftung für die Töchter geſorgt werden ſoll, daß man damit umgeht, für die Söhne eine Ritterakademie zu gründen. Hiedurch iſt für die Abſonderung des heranwachſenden Geſchlechts von

Allem, was nicht zur Kaste gehört, und für seine Hineinbildung in den statutarischen Standes- und Korporationsgeist in der That trefflich gesorgt.

„Tendenzen lassen sich freilich leicht insinuiren."

Ich insinuire nicht, ich sage, was vor Aller Augen liegt. Sie haben sich vor den Augen aller Welt manifestirt; Sie müssen doch auch mithin gestatten, daß alle Welt darüber rede. Nicht einmal glaube ich, daß den Stiftern die Absicht klar vorgeschwebt hat, etwas Aehnliches zu werden, wie die hohe Aristokratie Englands, oder die Magnaten Ungarns. Aber was kommen muß, wenn die Dinge ihre Entwicklung finden, das wird auch kommen. Uebrigens würden Sie mich mit Unrecht für Ihren Gegner halten. Sie berufen sich auf alte Befugnisse in Ihren Familien, die das Statut nur erneuert habe; wir Andern kennen sie nicht, aber es kann ja dennoch existiren, was wir Andern nicht kennen. Man befürchtet Erbschleicherei und jede Art der Willkühr in so schrankenlosen Verhältnissen; diese Besorgniß theile ich nicht. Die patriarchalische Gewalt der Häupter wird es ihrem Interesse gemäß finden, möglichst unbescholten zu bleiben, mit einer gewissen Billigkeit zu walten. Man hat sich stark darüber formalisirt, daß Sie in einer schwungvoll abgefaßten Vorrede Frömmigkeit, Rechtschaffenheit, Treue von Ihren Nachkommen fordern. Ich finde es dagegen unwürdig, Ehrenmännern Heuchelei und Affektation unterzulegen, ich bin überzeugt von dem Ernste und der Aufrichtigkeit jener vielfach bespotteten Vorrede, und nun frage ich: Was kann bescheidener seyn, als Tugenden einzuschärfen, die sich von selbst verstehen? — Das Korporative ist mir der Lebenstrieb der neuen Zeit. Soll der Adel nicht auch das Recht haben, sich korporativ zu regeneriren? Welcher gemeinsame Gedanke soll nun aber die neue Korporation zusammenhalten? Der Himmel ist der gemeinsame Gedanke des Klerus; Bildung, Kunst, Poesie, Wissen sind die Domäne der Intellektuellen; Handel und Gewerbe das Verbindende unter den Bürgern; die Scholle ist Das, was den Bauer trägt. Von Neuem ist die Welt weggegeben — was bleibt für den Adel, wenn er sich nicht verlieren soll unter den Klerus, unter die Intellektuellen, unter Bürger und Bauern? Nichts, als das Stammes- und Blutsgefühl, der Glaube, von Natur anders zu seyn, als alle andern Menschen, und deßhalb auch befreit seyn zu müssen von den Regeln, welche die Andern binden. Diese Rede klingt hart, können Sie dieselbe aber Lügen schelten? Hier ist nun auf die klügste Weise angefangen worden, das Blutsgefühl zu verkörpern. Der rheinische Adel spricht durch das Statut keine Vorrechte nach außen an, die nur tausendfachen und

wahrscheinlich zur Zeit noch siegreichen Widerstand finden würden. Was thut er? Er faßt sich zuvörderst in sich zusammen, und baut sich auf binnen seiner Hecken und Pfähle. Man konnte nicht richtiger verfahren. Ich bin Ihr Gegner nicht, nur müssen Sie mir erlauben, die Sache gerade anzusehen. Ihr Statut ist ein politischer Gedanke.

3.

Ein fröhlicher Lärmen, der aus dem Saale in dieses stillere Zimmer drang, machte dem Gespräch ein Ende. Die Charaktermaske zog sich zurück, und fragte draußen, ob der Wagen noch nicht da sey? Die Domino's standen auf, und so auch die Spieler, worunter der Papagaigrüne. Alle gingen nach der Saalthüre, durch welche die barockſten Figuren geschritten kamen. Ein tollverwachsener Kerl in einem dem Trödel abgeborgten Habit humpelte voran, und dem folgte ein gleich kostümirter Bänkelsänger mit einer ungeheuren Nase. Der Verwachsene trug eine Drehorgel, der Großnasige einen Bilderrahmen an langer Stange. Dutzende der leichtfüßigsten Masken hüpften, trippelten, schwirrten nach.

Die Bänkelsänger baten in holperichten Knittelversen um Platz. Sie traten in die Mitte des Zimmers, und augenblicklich umstand sie ein großer Kreis. Neugierig wurden die verwunderlichen Bilder des Rahmens gemustert. Der Rahmenträger, der zugleich einen großen Deutestab in der Hand führte, erklärte die Absicht, auch hier in diesem stillen Stübchen der lieben Jugend die Wunderdinge mitzutheilen, welche drinnen im Saale das reifere Alter beglückt hätten, und ein schnarrender Bänkelgesang begann, wozu der Orgler waidlich orgelte.

Da wurde gesungen vom türkischen Kaiser und seinen zwei Leibdardanellen, die nichts Anderes tränken, als Blut, vom Kinde, das, mit sieben Armen geboren, gleich nach der Geburt sieben Porträts gemahlt habe, vom tiefen Schnee, in den ein Postwagen mit vier und vierzig Passagieren und einem halben gestürzt sey, so daß man Nichts mehr sehen könne, als den Schnee, nämlich die weiße Tafel, und von hundert andern außerordentlichen Begebenheiten und großen Thathandlungen wurde gesungen. Es war ein abenteuerliches Imbroglio neckischer Einfälle, denen sich versteckte und offenbare Anspielungen auf Stadtgeschichten und Persönlichkeiten unsparsam beimischten. Ein

ſchallendes Gelächter unterbrach oft den Rhapſoden, der zu jeder Geſchichte mit ſeinem Stabe die Abbildung wies. Da lauſchten auch hin und wieder bekannte Züge durch die Karrikatur hervor. Mehreremal wurde Da Capo gerufen, und am Schluſſe des Bänkelgeſangs forderten viele Stimmen ſtürmiſch die Wiederholung des Ganzen. Die Rhapſoden waren ſo klug geweſen, ſich auf dieſen Fall vorbereitet zu halten, ſie trugen nun in einer Art von Duett einige neue, noch erhabnere und entſetzlichere Fälle vor, was denn natürlich einen unermeßlichen Jubel anfachte, der ſie begleitete, als ſie ihren Abzug in ein noch entlegeneres Zimmer nahmen, auch dort den Separatiſten des Feſtes Etwas vorzuſingen und vorzuorgeln.

Als es in unſerem Gemache wieder ſtill geworden war, ſagte der ſchwarze Domino: Gemahnt mich doch dieſe tolle Poſſe an die Düſſeldorfer Anfänge!

Düſſeldorfer Anfänge? fragte der blaue Domino. — Was verſtehen Sie darunter? der Rothe.

Kinder! rief der Schwarze, die Anfänge, was ich unter Anfängen verſtehe, das iſt gerade ſo etwas Geheimnißvolles, wie die Mütter im zweiten Theile des Fauſt:

„Geſtaltung, Umgeſtaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung,
Umſchwebt von Bildern aller Kreatur!“

Es läßt ſich mehr ahnen, als beſchreiben. Die Düſſeldorfer Anfänge ſind eben die Düſſeldorfer Anfänge.

Laßt Euch doch nicht mit ihm ein! rief der papagaigrüne Domino vom Spieltiſch herüber. Er ſchlägt ſeinen myſtiſchen Ton an, und will Euch damit nur ſchrauben. Es iſt Nichts als Moos, wie er ſelbſt zuweilen dergleichen Zeug nennt.

Was verſteht Ihr unter Moos, alter Herr? fragte der ſchwarze Domino den Papagaigrünen.

Das Moos — das Moos — das Moos, das iſt das Moos, ſtotterte der Papagaigrüne, und ſtach in der Zerſtreuung das Aß ſeines Aiden mit Atout.

Seht Ihr, da werdet Ihr ſelbſt zum Myſtiker, und wollt überdies Gott verbeſſern, der dem Aß Eures Freundes den Stich prädeſtinirt hatte, ſagte der Schwarze. — Wollt Ihr vom Mooſe wiſſen? mit dieſer Frage wandte er ſich an den blauen und an den rothen Domino. Denn nicht bin ich gewillt, das Begreifliche ſupranaturaliſtiſch zu umſchleiern, und nur das Unausſprechliche bleibe im Myſterio verborgen. Das Moos, das Gedankenmoos läßt ſich begreifen und begreiflich machen.

Erweitre nur unſere Kenntniſſe! verſetzte der blaue Domino und lachte.

Gott der Herr, hob der ſchwarze Domino feierlich an, hatte, als er das Werk der Schöpfung vollbracht, von den Stoffen Etwas übrig behalten. Denn ſeine Fülle war unendlich, und ſeinem Reichthum ſelbſt die gränzenloſe Mannigfaltigkeit nicht gränzenlos und mannigfaltig genug. Was thun mit dieſem Reſte? Die Sache machte dem Herrn Sorge; denn wie er der ewig Reiche iſt, ſo iſt er auch der ewige Haushalter und will Nichts umkommen laſſen. Er berief die Elohim und fragte ſie um Rath. Gabriel meinte, er ſolle eine zweite Welt daraus ſchaffen. Dieſen Vorſchlag verwarf des Herrn Liebe; eine Welt aus Reſten wollte er ſich nicht nur ſo hinſtümpern laſſen. Raphael ſagte, er möge den Reſt aufbewahren zum Flicken, wenn das Univerſum einmal ſchadhaft werden ſollte. Darauf verſetzte des Herrn Weisheit: Ich habe Alles ſo gemacht, daß es immerdar durch ſich wird ſtehen und gehen können, und wird nimmer ein Riß einreißen. Michael ſchwieg, und dieſes Schweigen gefiel dem Herrn, denn in ſeinem Verſtande hatte er ſchon den Ausweg gefunden.

Er warf, ſtreute, träufelte den Reſt der Schöpfungsſtoffe in die fertige Welt. Und daraus entſtand der Ueberfluß, der Ueberſchuß, das Zweckloſe, das Gerathewohl in der feſten Ordnung, in der tiefen Abſichtlichkeit, die nun jene Reſte der Gotteskraft in eine ſo ſüße Gährung verſetzen. Daraus iſt auch der Zufall entſprungen, der Kobold der Kobolde. Gott ſelbſt kann Nichts wider den Zufall, denn auch er iſt aus ihm, und Gott vermag Nichts wider ſich. Darum ſollten Die, welche Geld, Macht, Hoheit miſſen, Gott nicht verklagen, der ihnen gern hälfe, wenn er nur könnte vor dem Zufall, der ihm immer über den Weg rennt. Die Thoren! Sie wiſſen nicht, daß der Herr ſie um ſo zärtlicher liebt, weil er ſie für den Zufall entſchädigen möchte. Es koſtet ſie nur einen Schritt, um in Gottes ewig feſte, geordnete Welt einzutreten, aber den thun ſie ſelten, ſondern laufen lieber hinter dem Zufalle her, den ſie am Ende noch gar für Gott halten.

Wollt Ihr Beiſpiele, wie Gott in der Natur den Schöpfungsreſt verwandt hat? Erinnert Euch der wahrhaften Sage vom Stieglitz, an deſſen Flügeln der Herr den Pinſel mit den übrig gebliebenen Farben auswiſchte. Seht die Spielarten, die Uebergänge, die Thierpflanzen, die Pflanzenthiere, den lichtſchluckenden Stein, den Fiſch, der lebendige Junge zur Welt bringt, das neuentdeckte Säugethier, welches Eier legt. Alle dieſe Kreuze der Naturforſcher ſind Ueberſchüſſe der Schöpfungskraft. Seht in der Geſchichte die verunglückten Helden, die mißrathe-

nen Weiſen, die ſogenannten intereſſanten Menſchen. Alle dieſe Kreuze des redlichen Geſchichtsforſchers ſind Ueberſchüſſe der Schöpfungskraft. Seht das Moos! da kriecht's, wuchert's, niſtet's am Boden, trägt ſeine Krönlein, Kelchlein, Kölblein ohne Nutzen, Zweck, Beſtimmung, denn das isländiſche Moos, welches den Schwindſüchtigen dient, iſt kein Moos, ſondern gehört zu den trockenen, vernünftigen Flechten und Algen. Auch das Moos iſt ein Ueberſchuß der Vegetation, die im Schöpfungswunder quoll und keimte.

Und in das Hirn des Menſchen, in dieſen höchſten und feinſten Organismus, wäre kein Tropfen jenes uranfänglichen Ueberſchuſſes gefallen? Das hätte nicht mit rechten Dingen zugehen müſſen. Nein. Jeder ſpürt's, wenn er ſich an den Kopf faßt. Da iſt was drin, was nicht Verſtand, nicht Vernunft, nicht Urtheil iſt, und wovon kein Kompendium der Logik handelt. Es iſt das Moos im Kopf, das Gedankenmoos. Und wie ſieht es aus, wenn es zu Tage kommt? Es ſind die zarten Spiele der Einbildung, die lieblichen Grillen, die holden Thorheiten. Die Jugend iſt ſeine Keimezeit, in der Liebe kommt es zum Blühen, der Traum bleibt ihm als Altentheil und Rückzug. Niemand auf der Welt iſt ohne Gedankenmoos, und die Menſchen ſind in dem Verhältniſſe zu dieſer wunderſamen Pflanzenformation nur durch die Art, wie ſie ſie behandeln, unterſchieden.

In Sachſen heißen ſie Moos Geld. Er hat Moos, bedeutet, er iſt ein vermögender Mann, ſagte der Papagaigrüne.

Ei, ſo ſchweigt doch, Ihr unerſchrockener Interlocutor! rief der blaue Domino. Laßt unſeren Botaniker hier ſeinen Lehrvortrag vollenden.

Auch der Grüne hat Moos im Kopf, er gehört aber zu der einen Klaſſe von Menſchen, ſagte der ſchwarze Domino. Dieſe wiſſen nicht recht, was für eine Bewandtniß es mit dem Mooſe habe, ſie fühlen ihr Hirn auf eine ſeltſame Weiſe davon gekitzelt, möchten es gern ausreuten und ſchlechthin beſonnene Männer ſeyn. Aber das Ausreuten geht nicht, weil es der unſterbliche Ueberſchuß von Gottes Gedanken iſt, und da ſie in ihrem Aerger keine Kultur daran legen, ſo wächst es ihnen in Alles hinein, in Verſtand, Vernunft, und Urtheil. Daher kommt es, daß ſie ſo oft ſchreien: Um Gotteswillen, wo iſt der Begriff geblieben? oder ſeufzen: Nimmermehr hätte ich mir Das vorſtellen können! oder tiefſinnig murmeln: Wie kann ein ſo richtig angelegter Plan mißglücken? Ja, das unkultivirte Moos iſt ihnen über den Begriff gewachſen, oder es kriecht ſchalkhaft zwiſchen den Vorſtellungen umher, oder der Plan glitt auf ſeiner Glätte aus. Deßhalb machen denn auch die Erzproſaiker

immer die dümmſten Streiche. — Nun, die andere Klaſſe, das ſind, die am Tage des Herrn geboren wurden, die Sonntagskinder. Die ergeben ſich in den Rathſchluß des Herrn, tragen das Moos dankbar als eine Gabe Gottes bei ſich, hegen es ein, kultiviren es, ökonomiſiren damit. Es hat ſein Plätzchen für ſich bei ihnen, darauf es luſtig gedeiht, ohne die anderen Gewächſe im Kopfe zu erſticken. Die gehen nun ganz ſtill und ordentlich ihren Weg, von Verſtand, Vernunft, und Urtheil geführt, ſehen oft ſehr trocken aus und als ob ſie nicht fünf zählen könnten, und innerlich begleitet ſie eine Welt der farbichtſten Wunder. Nach verſchiedenem Gemäß iſt ihnen der göttliche Ueberfluß zugetheilt, der Eine hat mehr, der Andere minder. Mitunter iſt Einem bis zum Ueberlaufen voll gegeben worden;

Und wenn es ſich trifft,
Und wenn es ſich ſchickt,

ſo wird der ein Dichter. Seht, ſo verhält es ſich mit dem Moos im Kopfe.

Du haſt dem Konfuſionspropheten nachgeahmt, ſagte der blaue Domino. Du gabſt uns zugleich mit Deiner Beſchreibung ein Exemplar von der neuentdeckten Spezies.

Seyn Sie nun auch nicht eigenſinnig, und definiren Sie die Düſſeldorfer Anfänge, fügte der rothe Domino hinzu.

Definiren kann ich ſie wahrhaftig nicht, denn Anfänge ſind undefinirbar, verſetzte der ſchwarze Domino. Damit Ihr aber begreift, was ich mir ungefähr denke, ſo ſage ich: die Anfänge ſind irgendwo, wenn ſich eine Anzahl nicht ganz gewöhnlicher Menſchen zuſammenfindet, die Alle noch nicht recht wiſſen, was ſie wollen. Produktive Talente müſſen vorhanden ſeyn, die ihr Ziel nur gleichſam zwiſchen Nebeln ſehen, Kapazitäten, die noch mit Prinzipien ringen, Empfängliche, die Alles aufnehmen, ſelbſt wenn Manches zu ihrem Weſen nicht ſtimmt. Da entſteht denn eine Koterie, in der ſich Jedermann verſteht und mißverſteht, anzieht und abſtößt, in der ſich eine Terminologie übereinkömmlicher Sätze bildet, die denn doch bald zu den Sachen nicht paſſen wollen. Alles brauſet und ziſcht in einer ſolchen Miſchung; Lachen und Weinen folgen einander in raſchen Uebergängen, die größten Anſprüche werden gemacht, und mit Scheinbefriedigungen nimmt man vorlieb. Es iſt eine Zeit der Irrthümer, der Leiden um Nichts, aber es ſind auch Tage der Jugend, der Luſt, der Poeſie. Das göttliche Moos wächst dann, ſo zu ſagen, in Haus und Hof und auf den Straßen. Ein idealiſtiſcher Nihilismus überdeckt als glänzende Schaale ſolche Anfänge, aber unter der Schaale arbeiten die ernſteren Kräfte ſich aus. In Frankreich, wo

Alles ſich nach Paris zieht, und in Paris die Begriffe deſpotiſiren, ſind Anfänge unmöglich. In deutſchen Städten aber, ſelbſt von mittlerer Größe, haben ſie ſich mehrmals begeben und dann dem Leben der Stadt eine Zeitlang ein ganz eigenes Gepräge verliehen. An einigen Orten ging Großes daraus hervor, an andern Kleineres. Göthe erlebte ſie, als er Werther und Götz geſchrieben, und in Frankfurt mit Jakobi und den Stollbergen zuſammenhing, nebenbei Lili heirathen wollte und mit Guſtchen brieſwechſelte. Vielleicht erlebte er etwas Aehnliches noch einmal in den erſten Weimariſchen Jahren. Varnhagen beſchreibt einen ſolchen Zuſtand, wenigſtens zum Theil, wo er von Halle kurz vor 1806 erzählt. Und auch wir haben hier Anfänge erlebt.

Wann? fragte der blaue Domino.

Schwer zu beſtimmen. Wollt Ihr aber eine Antwort, rund und nett, ſo ſage ich, in den Jahren von 1827 bis 1830. Die Reſtaurationszeit war überhaupt einem Sichgehenlaſſen im Angenehmen günſtig; mit der Julirevolution trat die Kritik, die Skepſis, der Materialismus unwiderſtehlich in alle Geiſter ein, ſie mochten ſich ſträuben, wie ſie wollten. Zufällig fiel auch Schadow's italieniſche Reiſe in jene Zeit, er kam als ein halb Verwandelter zurück, und ſeitdem begann hier das Auseinandertreten der Elemente. Deßhalb ſetzte ich die Gränze der Anfänge in das Jahr 1830.

1827 aber begannen ſie. Schadow war Ende 1826 eingetroffen und hatte die Akademie übernommen. Leſſing, Sohn, Hildebrandt, Mücke, Hübener waren ihm gefolgt. Bald trat Bendemann hinzu, und Schirmer gründete die Landſchaft. Eine Kolonie mit Koloniſten aus Oſten und Weſten auf rheiniſchem Boden! Koloniſten ſuchen naturgemäß Schutz und Schirm. Schadow ſchloß ſich und ſein Häuflein exkluſiv dem Hofe, den Vornehmen an. Der Hof war jung und auch noch neu auf dieſer Erde, die Vornehmen noch nicht recht ſicher in ſich. Katholiſch, wie ſie war, fühlte *dieſe* Kategorie ſchon deßhalb eine ſtille Vorliebe für den katholiſch gewordenen Künſtler. Beide aber waren unterhaltungsbedürftig. Gemählde waren etwas Neues geworden, da die Bayern ſchon zwanzig Jahre früher die Gallerie entführt hatten; die inhaltreiche Konverſation des Künſtlers, der Menſchen, Werke, Welt geſehen hatte, war auch etwas Neues. All dieſes Neue erhielt einen pikanten Zuſatz durch die Figuren der jungen, hübſchen, beſcheidenen Künſtler, welche bloſe Hälſe und lange Bärte trugen, und von denen der Meiſter mit Sicherheit den ſpätern Ruhm vorherſagte. Es konnte nicht an mannigfachen Sympathien hinüber und herüber fehlen. Die Repräſentation nahm die Kunſt unter ihre Flügel, die Kunſt durfte der

Repräsentation sich anschmiegen, denn diese war unschuldig, harmlos, damals selbst noch poetisch, wenigstens poetisch kostümirt.

Ich fand diese Allianz schon ziemlich fest, als ich 1827 herkam. Ich hatte gerade den Hofer geschrieben in der alten Gestalt, die ich nachmals verworfen habe. Diese Helden der jüngsten Vergangenheit, zu denen mich ein unwiderstehlicher Trieb gedrängt hatte, machten mir, als sie auf dem Papier standen, bange; ganz mich vergriffen zu haben, meinte ich. Welches frohe Erstaunen, als Holtei, der uns kaum 14 Tage nach meiner Ankunft besuchte, und dem ich das Stück im schönsten Frühlingswetter vorlas, sich hoch erfreut darüber zeigte. Er nahm es nach Berlin mit, rezitirte es dort vor mehreren hundert Personen. Als es erschien, erhielt es Beifall. Mein Name wurde allgemeiner genannt, ich fühlte mich selbst anders als zuvor.

Denn freilich umspielte mich auch eine andere Atmosphäre. Aus dumpfer Arbeitsschwüle trat ich in einen heiteren Kreis, dessen Arbeit auf die Schönheit ging, und hatte selbst Muße; aus formlosen Umgebungen unter Solche, denen unter den Händen Alles zur Form wurde, nicht allein ihr geistiges Leben und Weben, sondern auch des Alltags Ernst, Scherz, der geringste Einfall. Das Schadow'sche Haus war der Mittelpunkt der höheren Geselligkeit, ich wurde darin als Freund willkommen geheißen, und habe eine Zeit lang seine Leiden und Freuden mitgemacht. Die Mittel waren dort vorhanden, geistige und leibliche, einen solchen Zentralpunkt zu bilden, und da die letztern mit Sparsamkeit verwaltet wurden, so hatte die Sache Dauer. Ein zweites Studentenleben führten wir damals, aber kein rüdes, sondern ein phantasievolles. An andern Orten leben die Menschen ihrem bürgerlichen Berufe oder der Gelehrsamkeit, der Reiz des Daseyns wird als Nebensache behandelt. In unsern Anfängen dagegen war das Streben, das Feinste, Geistigste, die Spiele der Imagination, Laune, Witz, und selbst die Grille zur Praxis zu machen, oder, da Dies zu absichtlich klingen mag, wir bildeten uns ein, das Leben sey ein Spiel und könne in Impromptus ausgegeben werden. Mit Schadow hatte ich ein ganz eigenes Verhältniß. Wir waren polarisch entgegengesetzte Naturen, aber ein Zug tiefer Innigkeit wachte dennoch schnell auf und ließ die Sorge nicht emporkommen, wenn sie unter der Hand von der Mißlichkeit eines solchen Bündnisses schon damals flüsterte. Freilich fühlte ich bald, daß ich, um ihm verständlich zu seyn, in seinem Idiom mit ihm reden müsse, und Das that ich denn auch, weil ich ihn liebte, nicht aus Verstellung. Wie oft belauschten die Kastanien des schönen Hofgartens, in denen die Nachtigall flötete, oder die Wellen des Rheins, wo sie, wie geschmolzenes

Gold im Abendroth, majeſtätiſch durch die friſchgrüne Wieſe ſchlendern, unſere wunderlichen Unterhaltungen vom Fegfeuer, oder den lieben Heiligen! Ich täuſchte ihn wahrhaftig nicht, wenn ich mich ganz ernſthaft darauf einließ; ich war ihm gut und wollte gern ſagen, was ihm lieb war. Es iſt ſonderbar mit ſolchen Neigungen — jener Zug der Innigkeit will mir noch nicht weichen, wenn ich ihm begegne, obgleich uns Leben und Grundſätze weit auseinander geſtellt haben, und wir Beide wiſſen, daß wir Nichts mehr miteinander theilen können. Er führte mir einige ſeiner Lieblingsſchüler zu, durch ihn erhielt ich ſie, die nachmals meine Freunde geworden ſind. Mit Entzücken belauſchte ich das Sproſſen der werdenden Kunſt in den weiten Ateliers der Akademie, ſie hörten, was bei mir entſtand; von Kritik war gegenſeitig nicht die Rede, uns erquickte ein naives Empfangen und Genießen. Wenn die Mitternacht bei Schwank und Gedicht, das oft aus dem Stegreiſe entſtand, herangekommen war, und die Gläſer zum letzten Male an einander klangen, dann zerſtreute ſich die muntere Horde, aus dem Garten heimgehend, unter den Bäumen mit muthwilligem Liede. Oder das Geſtein wurde befahren, und in ſeinen buſchichten Klippen, deren Fuß das Bächlein tief drunten ſo heimlich wäſcht, ſtieg gehalten fröhlicher vierſtimmiger Geſang auf. Nun erſt die Geburtstage, die feierlichen Gelegenheiten, die Feſte! Wer zählt die Maskenſpiele, die Attrappen, die Pantomimen jener erſten fröhlichen Jahre? Alles wurde dramatiſirt; Eigenheiten, Anekdoten, Spitznamen verarbeitete die Erfindung des Augenblicks, und wenn auch nicht Alles Brillant vom reinſten Waſſer wurde, ſo konnte man doch mit dem Vikar ſagen: **What the conversation wanted in wit, was made up in laughter.** — Zu allen dieſen luſtigen, feierlichen, kurioſen Dingen hatten wir ein Publikum empfänglicher Männer und Frauen, nicht ſelten nahm die halbe Stadt an unſern Schönbartsſpielen Theil, und daß das Bild des freilich illuſoriſchen, aber doch vergnüglichen Kunſt- und Poeſierauſches aus goldenem Rahmen ſah, war gar nicht ſo übel. Der Rahmen gab dem Bilde noch höhern Relief. Dieſer goldene Rahmen war nämlich das Intereſſe des Hofes und der Vornehmen an unſerm Treiben. Die Muſen waren damals in dieſen hohen und höchſten Kreiſen durch uns Mode geworden, ſie wurden zur Geſellſchaft gerechnet, Vorleſungen, lebende Bilder, Geſpräche über Dies und Das löſten einander auf dem glatten Parquet in gedrängter Folge ab. — Doch ich ſehe Dir an, daß Du nur mit Unluſt mich ſchildern hörſt, alſo gib Deinem Kopfſchütteln Worte, denn wir wollen heute aus unſeren Herzen keine Mördergrube machen!

Der blaue Domino, dem diese Anrede galt, sprach: Wenn ich Deine poetische Prosa höre, so weiß ich nicht mehr, ob ich damals geschlafen habe. Daß ich von den schönen Sachen, die Du da aufbringst, doch so wenig gewahr geworden bin! Ich trat freilich später, erst kurz vor 1830, zu Euch, und Das mag Manches erklären. Vieles wird wohl schon vorüber gewesen seyn, und dann muß man sich auch in einen Kreis erst eine Zeit lang eingelebt haben, bevor man seine verborgenen Schätze kennen lernt. — Aber selbst wenn ich Deiner Rede folge, so frage ich: War denn ein solcher Schaum und Schein, ein solches Versteckenspielen in fremden Kleidern etwas Schönes? Das Theatralische und alles dem Theatralischen Verwandte ist immer ein bedenkliches Zeichen an einem sozialen Leben. Man schminkt sich nur, man legt den spanischen Mantel und die Rittersporen nur an, wenn man sich in eigener Haut nicht so recht selbstständig weiß. Blick' auf Lessing, das ohne Frage größte Genie der Schule. Er hat sich von all dem Glanz und Flitter Deiner Düsseldorfer Anfänge immerdar fern und in seiner stillen Zelle gehalten. Oft ist ihm Das als Stolz, Eigensinn, spröde Laune ausgelegt worden. Ich finde aber darin mehr einen zarten Takt seiner Natur, die stets auf sich ruhte, und alle falschen Anhalte verschmähte. Auch pflegt einem solchen ästhetischen Rausche bald eine traurige Ernüchterung zu folgen.

Ich sah die Anfänge nicht mit Ihrem poetischen Auge und nicht mit Deinem kritischen Blicke, sagte der rothe Domino. Geschichte ist mein ziemlich ernstes Studium, da brauche ich denn hin und wieder eine Abspannung, und amüsire mich gern. Und Amüsement boten diese poetisch-artistisch-sozialen Versuche, Das ist nicht zu läugnen. Etwas störte mich aber doch nicht selten. Wenn Shakespeare oder Calderon vorgetragen war, wenn in zauberischer Beleuchtung sich Jerusalem, die Hehre, in Banden und darauf triumphirend gezeigt hatte, oder Madonna in lichten Wolken zum schlummernden Raphael herabschwebte, wenn das Werk eines großen Tonmeisters aus sicheren Kehlen geklungen hatte, wenn die bedeutendsten Reden über Religion, Katholizismus, Styl, Form, und alle Heimlichkeiten des Schönen gewechselt worden waren, so folgte dieser Festspeise — und Nichts war sicherer, als Das — ein Nachtisch von Berliner Witzen, wie sie hernachmals in Nante ihren eigentlichen Nationalkoch gefunden haben. Dieser Zusatz von Berliner Skurrilität zu allem Devoten, Glorioſen, Erhabenen war das Monogramm auf Ihrem Gemählde, woran es zu kennen wäre, wenn Zeitbilder sich auf Holz oder Leinwand fixiren ließen. Für Berolinismen habe ich aber keinen Sinn, weil sie immer nur der Ausdruck der witzigen Pauvreté und Niedertracht sind, und sie verdarben mir hier

Manches. Vom Herrn und Meister der Schule ging eine liebevolle Pflege dieser Blüten aus, und der schneidende Kontrast zwischen solchem Hange und der anderweitigen höheren Richtung wäre ein dankbarer Stoff für das feinere Lustspiel gewesen.

Ueberhaupt ließen sich komische Anekdoten aus jener Zeit erzählen, sagte der blaue Domino.

Die erzählt nur, sprach der Schwarze, denn Geschichte gibt es nicht von einer jüngsten Vergangenheit. Die Anekdote vertritt sie vor der Hand. Haltet aber ein arabisches Sprichwort dabei im Herzen.

Welches? fragten die beiden andern Domino's."

„Du sollst in den Brunnen, aus dem Du getrunken, keinen Stein werfen."

Nein, das will ich auch nicht, aber sagen darf Jeder, was für Genist er um den Brunnen gefunden, versetzte der blaue Domino. — Nun, die Feste jener medicäischen Periode von Düsseldorf sollten denn also immer überaus glänzend seyn, aber — sie sollten auch so wenig als möglich kosten. Diese Sparsamkeit zeigte sich besonders am Albrecht-Dürer-Feste, welches wohl der Kulminationspunkt von damals gewesen ist; denn an dreihundert Personen stark war das schauende Publikum, und in dem großen, geschmückten Galleriesaale ging es vor sich, und nahe an hundert Künstler und Dilettanten wirkten mit. Du hattest ein Stück dazu geschrieben: Albrecht Dürers Traum. Im ersten Akte ließest Du Dürer gepeinigt von den trüben Zweifeln, welche den großen Künstler von Zeit zu Zeit ergreifen, auftreten, seinen Schlummer trösteten darauf die Traumbilder der Melancholie und des Hieronymus, als Symbole des schaffenden Tiefsinns und der frohen Beschränkung; ein Geisterchor kommentirte diese kolossalen, transparenten Gestalten. Im zweiten Akte zeigte sich Dürer, versunken in begeistertes Schaffen. In diesem Dithyrambus seines Innern hörte er die Boten nicht, die ihm hohe Ehren vom Kaiser und vom Rath von Nürnberg brachten. So erschien er uns abermals im Traum, in dem wachen Künstlertraum, der über die Wirklichkeit hinaus entrückt. — Es war ganz hübsch, Du hattest dem Altvater gute Worte in den Mund gelegt, nur zu allegorisch war mir's gemacht und nicht greiflich genug. — Die beliebten lebenden Bilder durften denn auch nicht fehlen an diesem Feste. — Engel, Heilige, Apostel zeigten ihr reizendes oder ehrwürdiges Antlitz. Die Bekleidung aber wurde mit der größten Oekonomie behandelt. Weil nämlich ganze Gewänder zu viel gekostet haben würden, so kostümirte man jede Figur nur in so weit, als sie den Zuschauern sichtbar war. Auf diese Weise kam es unter Anderm, daß

ein Engel, dessen Leib und Füße eine Wolke deckte, nur bis zum Gürtel das Gewand der himmlischen Räume trug, von da abwärts aber sein einfaches Hauskleidchen. Ein Apostel, der im Profil stand, war sogar nur halb Apostel, auf der abgekehrten Seite schwarzer Frack.

Gewissermaßen eine Allegorie mancher Zeitrichtungen, die auch so halbschlächtig nur auf den Effekt gestellt sind, war dieser mangelhaft kostümirte Engel und dieser Profilprophet! rief der schwarze Domino und lachte.

Wenn ich moderne und antike Charaktere distinguiren sollte, sprach der rothe Domino, so würde ich behaupten, für die ersteren müsse man immer einen bestimmten Augenpunkt nehmen, um sie im Kostüm zu sehen, um die anderen aber könne man, wie um Statuen, rund herumgehen, unbeschadet der Wirkung. — Aber ich habe auch eine Anekdote. Bei jenem Feste hatte der Festgeber erklärt, für das Kostüm wolle er aufkommen, für alles Uebrige aber müsse jeder der Darstellenden selbst sorgen. Ein Prophet nun behauptete, sein Bart gehöre zum Kostüm, und müsse ihm unentgeltlich geliefert werden. Darüber entstand eine etwas warme und nicht ganz angenehme Debatte, welche über die schwierige Rechtsfrage verhandelte: Ob ein Prophetenbart Kostüm oder das Uebrige sey? und ich weiß in der That nicht, wie die Entscheidung noch zuletzt ausgefallen ist.

Die Haute-Volée, welche Du den goldenen Rahmen um die Düsseldorfer Anfänge genannt hast, empfand von Euren Bemühungen oft mehr Grausen, als Freude, sagte der blaue Domino. Erinnerst Du Dich noch des Abends, wo Ihr die Szenen aus Heinrich dem Vierten aufführtet, und ihrer Wirkung auf den vornehmen Kreis Eurer Zuschauer?

Ja wohl, versetzte der schwarze Domino. Falstaffs pfundschwere Späße erregten diesen zarten Gemüthern durchaus mehr Entsetzen, als Behagen, es war Alles sehr still und ernst bei seinen Aufschneidereien. Nur ein einsames Lachen klang uns, tröstlich, wie der Gesang des frommen Einsiedlers in der Wüste Thebais, von fern entgegen. Es kam von Uechtritz, der ganz hinten im Saale stand, und an unserem Spiele sein unbefangenes Vergnügen hatte.

Neben mir stand ein alter, korpulenter Kriegsmann, sagte der rothe Domino. Der Dicke da, murmelte er, soll eine Satyre auf mich seyn. Ich finde Das aber unrecht.

Eine Dame von hoher Extraktion, die in meiner Nähe saß, hegte eine Besorgniß eigener Art, fiel der blaue Domino ein. Sie flüsterte ängstlich mit ihrer Nachbarin, und ich verstand so viel, daß sie derselben die Furcht mittheilte, das übermäßige Embonpoint des Menschen da sey gewiß eine künstliche Vorrichtung, eine Espece von Schrank, den

der Menſch zuletzt aufriegeln, und aus dem er allerhand frivole Späße hervorziehen werde, wie junge Hunde, einen Hampelmann, oder ſo Etwas.

Dieſe Perſonalitäten hatten wieder Mehrere in die Nähe der drei Domino's gebracht. Noch manche Anekdoten wurden laut, endlich aber rief der blaue Domino: Laſſen wir es nun genug ſeyn, denn wenn man ſich auch nicht ganz vor Commerage hüten kann, ſpricht man über den Tag und ſeine Geburten, ſo wollen wir doch nicht in die Mediſance verſinken.

Commerage und Mediſance ſind Eins und Daſſelbe, ſagte der Papagaigrüne.

Mit nichten, Ehrwürdigſter, verſetzte der blaue Domino. Mediſance iſt verweſendes Geſpräch, Commerage dagegen werdende Novelle.

Etwas dunkel! rief der Papagaigrüne.

Alles, wovon wir geſprochen, ging überdies halb öffentlich vor, und deßhalb durften wir davon ſprechen.

Scharf habt Ihr mich mit meiner poetiſchen Proſa, wie Ihr ſie nanntet, durchgenommen, ſagte der ſchwarze Domino. Aber gab ich denn nicht im Allgemeinen von Anfang an das Täuſchende, Unwahre, Schiefe der Anfänge zu? Und ſoll uns die Vergangenheit nicht mindeſtens zur lieblichen Sage werden, in welcher auch der Oger und das Ungeheuer noch ihr Poetiſches haben, da die Gegenwart ſelbſt das Gute uns meiſtentheils mit ziemlich proſaiſchem Gruße zu bieten pflegt? — Ueberdies verſchleuderten wir uns nicht in jenen Saturnalien. Es wurde ſehr ernſt gearbeitet in den muntern Tagen. Schadow baute mit ſicher-kluger Hand an ſeiner Anſtalt, wir gründeten den Kunſtverein. Kortüm, Fallenſtein, und ich machten das Statut. Der Gedanke darin, daß der Verein auch öffentliche Werke in das Leben rufen ſolle, der, bei dieſem Verein meines Wiſſens zum erſten Male laut geworden, großes Aufſehen erregte, kam aber von Moſler. Leſſing mahlte ſein Königspaar, Bendemann die Ebräer im Exil, Sohn den Hylas, Hübener den Roland, Hildebrandt Judith und Holofernes. Ich fabulirte Tulifäntchen zuſammen, ſchrieb Alexis und Merlin, vollendete Stücke der Epigonen. — Jede Familie muß zuweilen Beſuch haben, jede Stadt bedarf der Fremden, jeder Zuſtand hat ſeine Abgehenden und Kommenden nöthig. Zur Akademie flutete periodiſch, meiſt im Sommer, eine Woge hoher Herrſchaften, enthuſiaſtiſcher Liebhaber, räſonnirender Kenner heran. Reizende Damen fehlten nicht, welche gelegentlich den Pinſel zur Hand nahmen, und ſich nebenbei von Verehrern unterhalten ließen. — Von den literariſchen Gäſten ſind mir zwei im Gedächtniß beſonders lieb und werth, ja der eine von ihnen war mir

ein Freund, der mir noch nicht wieder erſetzt worden iſt. Ich meine Wilhelm von Normann und Michael Beer. Normann hat ein Gedicht geſchrieben: Moſaik, an das man wieder erinnern muß, denn es iſt es werth, und in unſerer an Produktionen fruchtbaren Zeit wird ſo leicht Etwas auf eine Zeitlang vergeſſen. Moſaik iſt weiter Nichts, als Heinrichs des Vierten erſte Liebe und Untreue, ein Geſchichtchen, wie es viele gibt, kaum hat es Inhalt, aber der Dichter plaudert Das ſo naiv ab, wie Heinrich die ſchöne Gärtnerstochter beim Scheibenſchießen ſieht, raſch ihre Gunſt gewinnt, bald an derſelben Stelle, wo er mit Fleuretten geſcherzt, einer Hofdame ewige Treue ſchwört, und das arme verrathene Herz dann ſeine Glut in den Fluten kühlen muß! Dieſes einfache Geſchichtchen ſpiegelt ſich in der ſchönen Seele des Dichters ab, neckiſch und ernſt, über deren Frohſinn doch der Schatten eines edlen Schmerzes läuft.

„Ich möchte König ſeyn!“

ſo hebt er an — und ſagt uns darauf:

„Mir iſt ein eignes Reich. Da ſind Gedanken
Die Bürger, und in ihrer Mitte lebt
Als Königin die Freiheit!“ —

Provence, Neapel, und Rom, wo die drei Geſänge geſchrieben wurden, werfen ihre Himmelslichter, ihre Orangenblüten und Sternennächte in die zarten Reime, welche alle dieſe Elemente gar anmuthig zu vergleichen wiſſen. Ein bischen byroniſirt wird freilich darin, aber was thut Das? Es iſt ein Jugendprodukt, im beſten Sinne des Worts. Und jugendlich war der Dichter auch, fein und höflich, gewandt und doch hingegeben fühlend. Er hielt ſich, als er aus Italien zurückkehrte, ein Jahr in Aachen auf. Von dort kam er ab und zu hieher. Noch ſehe ich ſeine ſchlanke Geſtalt, ſeine vornehmen Züge. Eine leiſe Schwermuth lag auf dieſem ſonſt ſo heitern Weſen. Er liebte eine ſchottiſche Dame, die ſein Gedicht in rührenden Wendungen feiert, ohne Hoffnung des Beſitzes. Ach, ſchrieb er mir einmal, wäre ich in Ihrer ruhigen, geiſtigen Welt dort! Aber ich ſehe leider Alles hier wie durch Wolken und Nebel. — Endlich ebneten ſich ſeine Pfade, er durfte die Geliebte heimführen, und kaum mit ihr verbunden, ſtarb er, vor dem dreißigſten Jahre.

Mit Michael Beer hatte ich das wohlthuendſte Zuſammen- und Ineinanderleben, ruhend auf gemeinſamem Streben, Drang, vorwärts zu kommen, und Bedürfniß, Alles, was den Einen beſchäftigte und förderte, auch zum Eigenthum des Andern zu machen. Keine Schmeichelei entwürdigte dieſen Bund, Wahrheit hieß unſer Wahlſpruch. Er

war viel in Düsseldorf und auf längere Zeiten. Ich erinnere mich dieser Wochen und Monate mit einer frommen Bewegung. Die Plane und Vorsätze waren unendlich, kein Gespräch versiegte vor tiefer Mitternacht. Alles, was Literatur, Zeit, Welt uns darreichte, wurde betrachtet. Wenn ich erwäge, wie leicht ich mich damals mittheilen konnte, und wie schwerfällig ich seitdem geworden bin, komme ich mir wie ein anderer Mensch vor. Er hatte unendlich viel gesehen und gehört, denn er war fast in allen Hauptstädten von Europa gewesen; sein Reichthum, sein geselliges Talent öffneten ihm den Zugang überall. So konnte er mich denn mit einer Fülle von Anschauungen in meiner stillen Klause erquicken. Mit Recht sagt sein Biograph von ihm, daß ihm Freundschaft Bedürfniß und Lebensluft gewesen sey. Es war in der That so. Einen Theil unseres Lebens faßt der Briefwechsel in sich, den die Erben herausgegeben haben. Freilich ist oft das Beste und Bezeichnendste daraus weggelassen worden, manch kleines Lebens- und Genrebild ist getilgt. Der fremde Herausgeber durfte aber nicht anders verfahren, der persönlichen Rücksichten wegen. Ich erfuhr den Tod meines Freundes ganz unvorbereitet durch ein Zeitungsblatt, und habe nachher nur sein Grab bei München besuchen können.

Waren diese und andere dergleichen anregende Kräfte, die sich hier zu uns gesellten, nur von kurzem Leben, so traten dagegen zwei dauernd in unsern Kreis, und sind uns geblieben: Uechtritz und Schnaase. Ich kannte Alexander und Darius, der einen so heftigen Federkrieg in Berlin erregt hatte, und war nicht unempfindlich für die Größe des Gedankens geblieben, das junge Griechenthum mit dem alternden, an sich selbst siechenden Orient zusammenstoßen zu lassen. Ein wahrer, großer Gedanke lebt auch in den späteren Dramen Uechtritzens. Der Konflikt zwischen zwei solchen Gestalten, Mann und Weib, wie Alboin und Rosamunde, dieser Kampf von Haß und Liebe, dann in den Babyloniern das Prophetische, Vormessianische und Falschmessianische — das sind gewiß Griffe und Blicke, des Dichters würdig, und nur dem Dichter möglich. Rosamunde hat freilich den Fehler, daß darin an ein ungeheuerliches Faktum, welches nicht anders als äschyleisch skizzenhaft hätte gefaßt werden können, eine detaillirte psychologische Behandlung gelegt worden ist. Daß eine Tochter gezwungen wird, aus dem Schädel ihres Vaters halbberauschten Recken zu kredenzen, läßt sich nicht fein motiviren, und deßhalb bleibt in jenem Stücke ein Zwiespalt zwischen Stoff und Form. Ueberhaupt trennt Etwas den Dichter von seinen Gestalten, und wir können es nicht anders nennen, als Reflexion. Aber gerade dieses Vorwiegen des Reflektirenden in Uechtritz gab un-

sern etwas bunten Anfängen einen heilsamen Gegensatz. Sein Wissen, sein ganzes Wesen mahnte zum Nachdenken, zur Sammlung. Viel und Mancherlei wurde gleich im Beginn unseres Umgangs verhandelt, wenn wir bei hellem Tageslicht mit gewaltigen Schritten unsern Spaziergang begannen, nur eine halbe Stunde mit einander seyn wollten, und uns verwundert nach langen, selbstvergessenen Gesprächen im Abenddüster zwischen fremden Hügeln und Büschen sahen. Er hat mich über ganze Strecken der Erkenntniß aufgeklärt, Mehreres, was in den Epigonen steht, ist wörtlich früher von uns so abgesprochen worden. Zu den Mahlern trat er bald in eine große Vertraulichkeit. Er kam ganz anders mit ihnen zu stehen, als ich; seine geordneten Kenntnisse, besonders in der Historie, machten ihn auf natürlichem Wege zu ihrem Lehrer. Ich konnte sie Nichts lehren, denn ich wußte selbst nicht viel Positives. Er hat ihnen wesentlich genützt, und Das sollten sie nie vergessen! Seine Freundschaft mit Lessing war mir immer eine schöne Erscheinung. Gar herrlich ist eine solche begeisterte Vertiefung des einen Geistes in einen zweiten.

Durch Schnaase erhielt die Praxis der Kunst hier ihr Komplement, die Theorie. Die Kunstbetrachtung der Gegenwart ist auf eine würdige Stufe gekommen. Endlich sind die leeren Allgemeinheiten, abgezogen von isolirt angeschauten Perioden, welche so lange das Urtheil irre führten, zum Schweigen gebracht. Auf dem historischen Wege, die Kunst aus der Geschichte deutend, die Geschichte aus der Kunst, sucht man dem Geheimnisse ihrer Erzeugung beizukommen. Und dieser Weg ist wohl der allein richtige zu nennen. Denn die Kunst ist selbst nichts Absolutes, sie ist eine historische Erscheinung. — „Die Kunst ist nicht abhängig von der Welt, nicht eine Wirkung ihrer Revolutionen, und eben so wenig eine Macht, welche in die Kette der Ursachen und Wirkungen eingreift. Aber sie besteht auch nicht ohne Verbindung mit dem Leben, sie ist vielmehr das gewisseste Bewußtseyn der Völker, ihr verkörpertes Urtheil über den Werth der Dinge; was im Leben als geistig anerkannt ist, gestaltet sich in ihr."

So lauten ungefähr die Worte in dem Buche, welches eine der reifsten Früchte unserer Anfänge war. Ich meine die *Niederländischen Briefe* von Schnaase. Er gehört zu den ächten Kunstforschern unserer Tage, und ich bin überzeugt, daß die Literaturgeschichte ihm unter ihnen einen ehrenvollen Platz anweisen wird. In ihm selbst hatten Kunstgefühl und Kunsterkenntniß die natürliche Geschichte erlebt. Von dem Interesse an der Architektur, von ihrem Studio war er zu dem der übrigen Künste vorgedrungen. So hatte also die älteste Kunst

in seinem Bewußtseyn auch das älteste Datum. Dieser natürliche Entwicklungsgang, den er, unterstützt von einem ungemeinen kombinatorischen Scharfsinne und von einem sehr ausgebreiteten Wissen, gegangen ist, gibt seinen Untersuchungen die Tiefe und Unparteilichkeit, ihren Resultaten die ausgiebige Fülle und Reinheit, welche jene Briefe aus Niederland so sehr charakterisiren. Was sie aber am meisten in meinen Augen adelt, ist, daß der Scharfsinn nie zum Pikanten und Witzelnden verführt, sondern immer nur nach Wahrheit und ihrem ernsten und schlichten Ausdrucke strebt. Ich halte dieses Buch für ein Haupt- und Grundbuch; es wird auch schon jetzt in dem Kreise der Wissenden mit großer Achtung genannt. Populär kann es aber nie werden, denn es will mit Ernst, mit Selbstentäußerung, und Hingebung an die Operationen des Verfassers studirt seyn. Möglich aber wäre es, daß wir späterhin manchem Räsonnement begegneten, welches, ohne das Ursprungszeugniß aufzuweisen, doch im Garten meines Freundes gewachsen.

Ich muß gestehen, daß ich mich nicht ganz habe hindurcharbeiten können, sagte der blaue Domino. Zweierlei verleidete mir die Lektüre. Einmal schien mir das Buch kein recht in sich geschlossenes Buch zu seyn, und dann kam es mir auch so vor, als ob der Autor zuweilen seine Nadeln so fein schliffe, daß sie ihm unter den Händen zerbrachen.

Den ersten Tadel gebe ich zu, sagte der schwarze Domino. Die leichten Reiseschilderungen, welche sich zwischen die tiefsinnigen Deduktionen schieben, sind eher ein falscher Reiz, als ein Schmuck; auch hätte der Belehrende hin und wieder Mittelglieder den Lesern zu finden überlassen sollen. Den zweiten Tadel muß ich verneinen. Dein Gleichniß von den Nadeln bei Seite gesetzt, sage ich: auf der Höhe weht eine andere Luft, als unten im Thale. Sie kann dem Athmenden dünn und scharf vorkommen, aber sie ist nun eben die Luft der Höhe. Will man einmal mit der Kunstbetrachtung aus der Fläche, in welcher sich allerhand materialistische oder religiös-patriotische Dünste ihr anhängen, emporsteigen zu der reinen Höhe, wo die rechten Messungen anzustellen sind, so muß man sich die Luftschicht der Höhe gefallen lassen.

Der rothe Domino rief lächelnd: Sie sollten Ihrem Panegyrikus durch ein Resumé aus dem Buche für uns Thalleute etwas spezifisches Gewicht geben!

Ich kann es nicht. Was hälfe es, daß ich sagte, der Wanderer geht von Osten nach Westen, von Rotterdam über den Haag, Leiden, Antwerpen, Gent, Brügge, bis in Französisch-Flandern, er durchmißt auf diesem Weg das Gebiet der Kunst von ihrem letzten Ausgang bis zu den ältesten Anfängen, und gelangt endlich auf einen Gipfel, von

dem er die Theilung der künſtleriſchen Arbeit unter den Völkern der Erde ſeit den Ebräern bis zum Siecle herab erblickt, gleichſam eine Generalkarte des Genius? Er findet unterwegs, daß die Landſchaft die Natur darſtelle, als Wohnſitz des Menſchen im größten Sinne gefaßt, er mittelt aus, warum die Architektur in ihr ihre nothwendige Stelle finde, aber als Ruine, und trifft ſo auf den richtigen Gegenſatz dieſer noch wenig verſtandenen Art zur hiſtoriſchen Kunſt, wodurch ſie den von dieſer leer gelaſſenen Raum ausfüllt. Er macht uns klar, daß das frühere Mittelalter nur den architektoniſchen Blick gehabt habe und haben können, und daß es in ſeinen mahleriſchen Geſtalten wirklich dieſe architektoniſche Schönheit erblickt habe, ſo dürr und mathematiſch ſie uns vorkommen mögen. Er vindizirt dem Genre ſeine Stelle, geblößt und offen gelegt durch die Reformation, welche das Individuum und die Natur zu Ehren brachte. Er erzählt die Geſchichte des Naturgefühls unter den Völkern, erklärt die Schule von Antwerpen aus den Schulen von Eyk und Hemling, und kommt zu der ſchwierigen Unterſuchung, was denn nun eigentlich den religiöſen Ausdruck in den Werken der religiöſen Kunſt ſchaffe? Da wird gefunden, daß nicht die Frömmigkeit des Künſtlers oder des Zeitalters dieſen Charakter hervorbringe, ſondern daß er durch das architektoniſche Element im Werke ausgeſprochen werde. — Die Kunſt, ſagt der Autor, ſteht mitten inne zwiſchen Lehre und Leben. Sie iſt ſelbſt eine Religion, Naturreligion, ſie iſt das pantheiſtiſche Element, welches keiner Religion fehlen darf.

Alle dieſe und hundert andere Gedanken, die mir noch aus dem reichen Buch einfallen möchten, würden aber davon dennoch keinen Begriff geben. Sein Organismus iſt es, was es zu Dem macht, was es iſt, und jene Aphorismen ſind nur zerſtreute Glieder, die den lebendigen Leib nicht darſtellen.

4.

Mein Freund, fuhr der ſchwarze Domino fort, war in jener erſten Zeit unſeres Zuſammenſeyns voll von den Problemen, deren Löſung er nachmals in den Niederlanden fand. Wie groß war der Drang der Mittheilung, wie rege die Luſt des Empfangens! Die Dichter werden nicht müde, den Frühling zu preiſen und die Liebe, und das von Rechtswegen. Aber was der Frühling und die Liebe der Jugend iſt, das ſind die Stunden, in denen Zwei miteinander Gedanken erzeugen und ausſchaffen, dem Mannesalter. Ein blos perſönliches Wohlgefallen iſt

zwiſchen Männern mehr nicht, als ein ſchöner Schein; wie die Ehe vollkommen wird durch das Kind, ſo bedarf die Freundſchaft des Objekts. Zeugen iſt nach Platon die That der Liebe: auch Männer müſſen im Wahren, im Gegenſtändlichen dieſe That miteinander vollbringen, ſoll ihr Bund eine Wirklichkeit bleiben. — Ich kam zu jenen guten Stunden auch nicht ohne Gabe: Merlin, den ich ſchon als Knabe durch Friedrich Schlegels Erzählung kennen gelernt und ſeitdem immerdar im Herzen getragen hatte, machte mir gerade damals die heftigſten Geburtsſchmerzen, und wollte durchaus an das Licht. Der metaphyſiſche Gehalt dieſer Fabel ſagte dem ſpekulativen Sinne meines Freundes beſonders zu; ſein liebevollſtes Intereſſe hieß mein Stammeln von ihren eigentlich unausſprechlichen Geheimniſſen willkommen. Noch erinnere ich mich des Märzabends, an dem ich ihm draußen im Freien die Intentionen der Szene zwiſchen Merlin und Satan am Grabe der Mutter bei Stonehenge klar zu machen ſuchte. Es gelang nicht ganz, denn ich trug ſie im Gefühl, nicht in Worten, bei mir. Aber uns umſtrichen die erſten, ſcharfen, Wunder verheißenden Lenzeslüfte, der Mond ſchien und ſchien auch nicht, denn ein Chaos von Wolken wühlte ſich durch den Himmel. Da wies ich ihn zuletzt an Lüfte, Mond, Wolken, und Himmel als Dolmetſcher.

Schade, daß dieſes Gedicht an ſo entlegenen, unpopulären Geſtalten verläuft, ſagte der blaue Domino. Klingſor, Artus, Merlin, Lanzelot, Ginevra, die Hüter des Grals! Ja, wer denkt bei dieſen Namen ſich Etwas? Es iſt ein eigenes Unglück für Dich geweſen, daß Du mit dem Drange, den ich wohl in Deiner Arbeit erkenne, gerade zu dieſer wenig bekannten Sage geriethſt. Je dunkler, feiner, geiſtiger ein Stoff iſt, deſto planere Träger ſind ihm vonnöthen.

Dieſer Umſtand möchte noch hingehen, ſprach der rothe Domino, aber offenbar iſt für die Durchſichtigkeit und Grazie eines poetiſchen Kunſtwerks Ihre Mythe zu belaſtet durch intellektuelle Anſchauungen der ſonderbarſten Art. Die Figuren erliegen unter der metaphyſiſchen Rüſtung.

Ihr habt die beiden Fehler des Merlin, welche mich um den Gewinn gebracht haben, richtig angegeben, verſetzte der ſchwarze Domino. Als ich vor Kurzem ihn einmal wieder zur Hand nahm, erregte es mir eine eigen ſchmerzliche Empfindung, nun zu ſehen, woran es ihm gebreche. Doch brachte er mir auch ſeine Früchte. Tieck, Uechtritz, Häring widmeten ihm den tiefſten Antheil. Roſenkranz ſprach, wenn gleich mit einigem Widerſtreben, achtend über ihn. Andere ſagten, ich habe den Fauſt überbieten wollen. Der Vorwurf traf nicht. Ich war gar nicht

in das Gebiet des Fauſt eingetreten. Nicht die Sünde ſchwebte mir als das Unglück der Welt vor, ſondern der Widerſpruch. Merlin ſollte die Tragödie des Widerſpruchs werden. Die göttlichen Dinge, wenn ſie in die Erſcheinung treten, zerbrechen, dekomponiren ſich an der Erſcheinung. Selbſt das religiöſe Gefühl unterliegt dieſem Geſetze. Nur binnen gewiſſer Schranken wird es nicht zur Karrikatur, bleibt aber dann freilich jenſeit der vollen Erſcheinung ſtehen. Will es in dieſe übergehen, ſo macht es Fanatiker, Bigotte. Ich zweifle, daß irgend ein Heiliger ſich vom Lächerlichen ganz frei gehalten hat. Dieſe Betrachtungen faßte ich in Merlin ſublimirt, vergeiſtigt. Der Sohn Satans und der Jungfrau, andachttrunken, fällt auf dem Wege zu Gott in den jämmerlichſten Wahnwitz.

Ich redete vom Widerſpruch. Zuweilen liegt der Widerſpruch, der ſich ſonſt meiſtentheils vererzt zeigt, gediegen zu Tage. Ein ſonderbarer Widerſpruch, freilich mehr praktiſcher Art, begegnete mir auch in jenen Zeiten. Sie hatten, wie Ihr geſehen habt, Etwas von einer Idylle, worin freilich keine rothbebänderten Schäfer, ſondern Künſtler, Literatoren, Grafen, und Herren auftraten. Ein ganz idylliſches Verlangen regte ſich in mir, und ſein Gegenſtand war — der Wolf.

Was meinſt Du? fragte der blaue Domino.

Nun, Michael Beer war bei uns zum Beſuch, und wir ſprachen unter Anderm auch viel von Platen. Die verhängnißvolle Gabel war erſchienen, der Band Gedichte deßgleichen. Seine öſtlichen Spielereien hatten mir zwar wenig behagt, aber in den andern Sachen gefiel mir die elegante Form, die Präziſion der einzelnen Bilder und Gedanken. An manchem hübſchen Einfall in der Komödie hatte ich meine Freude gehabt. Er erregte mein Intereſſe, ich hätte ihm gern, hingegeben wie ich damals war, geſagt, wie ich von ihm denke. Ich ſprach es gegen Beer aus, und kündigte ihm meinen Vorſatz an, Platen brieflich mich nähern zu wollen. Beer machte ein ſonderbares Geſicht, und verſetzte: Das laſſen Sie doch lieber, denn — denn — Ich ſtutzte, hatte aber kein Arg. Kaum ſechs Monate ſpäter erſchien der romantiſche Oedipus, von deſſen Herannahen mein Freund ſchon gewußt hatte.

In der That würde Sie ein achtender oder verehrender Brief mit ſolcher Replik ſeltſam geſtellt haben! rief der rothe Domino.

Mein guter Genius hat mich vor dieſem Schritte, den nur unſchuldigere Zeiten zu würdigen gewußt haben würden, bewahrt, erwiederte der ſchwarze Domino. Jetzt mußte ich den mir werth gewordenen Dichter und unerwarteten Feind in anderer Weiſe begrüßen, die Polemik griff zu ihren Worten, obgleich mir nie in jener Zeit des Kampfes

auch nur auf einen Augenblick die Achtung vor dem Achtungswürdigen in Platen sich trübte. Heine, der so heftig wegen seines Gegenspottes getadelt wurde, betrachtete die Sache ebenfalls leicht und heiter, seine Briefe aus jener Zeit sind voll von drolligen Aeußerungen über diesen Krieg. Aeußerst komisch war der Zorn mancher Leute, die sich öffentlich vernehmen ließen. Sie schalten uns, daß wir uns unserer Haut gewehrt hatten. Doch erhielt ich auch lobende Zuschriften, die in anderer Weise lustig waren. Einer schickte mir ein Sonnett, welches so anhob:

„Du hast Dich, Edler, brav herausgebissen..."

Ein Anderer bewunderte in einem Briefe voll schöner Sachen für mich die „Milde" meiner Streitschrift.

Wie kam es, daß Du, der Du auf jeden Angriff sonst immer geschwiegen, hier den Handschuh erhobest? fragte der blaue Domino.

Eben, weil ihn ein Gegner hingeworfen hatte, mit dem man sich schlagen konnte, versetzte der Schwarze. Und übrigens macht sich dergleichen, man weiß selbst nicht wie? Es gibt Bekannte und gute Freunde, die bei solchen Gelegenheiten die friedfertigste Gesinnung in den Harnisch zu bringen vermögen. Da kommt der Eine und zuckt die Achseln, ein Zweiter bemitleidet, ein Dritter sagt: So Etwas ist doch unerhört. Ein Vierter spricht: Wir wollen gar nicht davon reden. Der Fünfte fragt: Was werden Sie dagegen thun? Noch ein paar Andere flüstern blos, wenn sie einen sehen. — Der innere Grund, warum ich schrieb, war, weil ich einen inneren Gegensatz zwischen mir und Platen fühlte, und diesen ausdrücken zu können hoffte. Ich konnte mich nicht mit seiner Präzision, Schärfe, geschweige denn mit den metrischen Verdiensten des Mannes messen, aber ich hatte auch Etwas in mir, was er nie besessen hat, und dieses Etwas war mir Poesie, meine Poesie. So entstand aus äußern Veranlassungen, doch mehr aus innern Ursachen, der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier. Campe in Hamburg verlegte ihn, wünschte aber der Beschleunigung wegen, daß ich den Druck und die Versendung selbst besorge. So ward ich Autor, Korrektor, und Spediteur meiner Polemik.

Ich besuchte Sie damals, und sah auf Ihrem Zimmer einen mächtigen geschnürten Ballen liegen, sagte der rothe Domino. Um des Himmels willen, fragte ich, was ist Das? Sie antworteten: Tausend Kavaliere stecken da drinnen.

Es war uns komisch-schauerlich, den poetischen Hohn in so materieller Wucht vor uns liegen zu sehen, erwiederte der schwarze Domino. Ich war froh, als der Fuhrmann mir das Zeug vom Hals schaffte. Nachher war mir Platen Derselbe, der er mir früher gewesen, und ich konnte

mich seiner Vorzüge erfreu'n, als ob nie ein Oedipus in die Welt gekommen wäre.

Platen, sagte der rothe Domino, ist ein eklatantes Beispiel, wie die ältere lyrische Stimmung sich bei einem Volke noch einmal zu rekonstruiren sucht, obgleich ihre Stoffe durch die Vorgänger aufgebraucht sind. Die Lyriker der Jetztzeit, die mit Heine begannen, greifen dreist in die gährenden Substanzen der Gegenwart, und gestalten sie, wie es gehen will. Die Liebe, die an ihrer eigenen Narrheit verzweifelt, das Gefühl, das an der Skepsis der materiellen Zeit hinstirbt, der Liberalismus, der Weltschmerz, Afrika, Orient, Amerika, wo möglich Südindien, durch die unzähligen Reisen in Jedes Gesichtsweite gerückt, — das sind die Themen der jetzt Berühmten. Die älteren Lyriker hatten Natur und Blüten, sehnsüchtige Liebe, zarte Scheu vor der Barbarei unseres deutschen Lebens, die Herrlichkeit südlicher und antiker Zustände gesungen. Ramler und Klopstock kontemplirten historische Personen und Ereignisse in rhetorischer Weise. Später gesellten sich zu diesen Lauten Minne, Andacht, die Klänge romantischer Vergangenheit. Ganz zuletzt fand das patriotische und Kriegsgefühl Worte. Alle diese Schätze waren ausgegeben, Uhland und Rückert beschäftigten sich mit der letzten Nachlese auf den Feldern, als Platen erschien. Er war belesen, gebildet, gelehrt sogar. Er hatte Gedanken, Gefühle, er war ein Dichter — aber keiner, in dem ein neues Evangelium der Poesie nach Offenbarung ringt. Er gehörte nicht zu Denen, die da wollen dichten, er *mußte* es. Aber was thun? *Ein* Talent war sein eigenes: das philologische. Mit diesem griff er umher unter den schon zubereiteten Stoffen, schliff sie, appretirte sie, gab ihnen Façon, eine nettere, knappere, als je eine zuvor gewesen war. Er war der Sammler, der aus zweiter Hand nahm und durch höchst geschickte Aufstellung, richtiges Licht, Säubern und Abputzen etwas Neues hervorzubringen schien: — die Sammlung. Sie gehörte ihm allerdings, dem Sammler, aber die Geister der Meister in Erz, Gold, Stein, und Farbe, welche zu der Sammlung steuerten, gehörten ihm nicht. Nun aber genügte ihm Das Alles doch keineswegs. Ein stiller Unmuth, ein geheimes Mißbehagen ergriff ihn. Denn nur die Seele, erfüllt von fremder Größe und demüthig hingegeben an sie, oder voll von eigenem, übergewaltigem Stoffe ist in sich gesättigt und ruhig. Da begann nun das halbzornige Liebäugeln mit der Form, jenes Preisen der abstrakten Schönheit, der Schönheit schlechthin, welches immer das Ende und die Auflösung des Produktiven ist. Zugleich begann jenes Narzissenthum des Geistes, welches ihm so oft als Hochmuth bescholten worden ist. Eine traurige Zärtlichkeit! Wer sich nur liebt als Vortreff-

lichen, nicht in ſeinen Sünden und Thorheiten, der liebt ſich ſelbſt nicht einmal.

Viel zu ſcharf! Ungerecht! rief der blaue Domino.

Soll ich Dich an Deine eigne Rede über den Rhein erinnern, an Das, was Du über das große Mehr und Minder ſagteſt? Nenne ich Platen einen ſklaviſchen Kopiſten? Ich finde in ihm Wendungen, Gedankengänge, beſonders Zuſammenſtellungen, die ihm angehören. Er hat ſeine Stelle in der Geſchichte der deutſchen Poeſie, und that durch die Strenge und Energie des Formellen gewiſſermaßen einen Schreckſchuß, der die Geiſter aus dem Schlafe der laxen Zerfloſſenheit erweckte. Jeder Ruhm, der ihm gebührt, ſprieße über ſeinem Grabe bei Syrakus! Aber ein großer Dichter, wozu man ihn hat emporſchrauben wollen, iſt er eben ſo wenig, als zwanzig gute Gedanken, die Jemand hat, aus ihm den großen Denker fertig machen. Ich bleibe alſo bei meiner Meinung: die ältere lyriſche Stimmung wollte ſich in Platen noch einmal durch die metriſche Form rekonſtruiren, ſie brachte es auf dieſem Wege aber nur zu einer geſchmackvollen Anthologie, und die Originalitäten, welche ſie produzirte, waren Variationen über die beiden Sätze: die Schönheit iſt ſchön — und: ich bin das größte Genie der Zeit.

Laßt uns über Größe und Kleinheit nicht rechten! mit dieſen Worten nahm der ſchwarze Domino die Rede wieder auf. Das ſind relative Begriffe, die wenig Ausbeute geben. Sehen wir ihn, wie er iſt für ſich! Er iſt der Meiſter des Einzelnen. Das einzelne Bild, den Blick auf eine Spezialität, dieſe und jene beſondere Kontemplation weiß er oft meiſterhaft anzuſtellen, zu richten, abzuründen. Ein Ganzes aus einem Gedanken organiſch zu geſtalten, der das Ganze bis in das feinſte Geäder durchdringt, gelingt ihm dagegen ſelten, und nie in Kompoſitionen längeren Athems, weßhalb ihm auch das höhere dramatiſche Geſetz immer verſchloſſen blieb. Wie gering, zufällig, und dürftig iſt bei allem Salze der einzelnen Witze die Fabel der verhängnißvollen Gabel! Einige Begegnungs-, Lauſche-, und Erkennungsſzenen — das iſt das Ganze. Die Figuren ohne komiſche Konſiſtenz. Das Geſpenſt einer albernen Ahnfrau, die zuletzt, man weiß nicht warum, ein ätheriſcher Genius wird.

Die Irrthümer des Gefühls ſind rührend und ſchön, die Irrthümer des Verſtandes barock und trocken. Platens Verſtand hatte ſich an Ariſtophanes perturbirt, nicht ſein Gefühl. Er wollte Ariſtophanes nachahmen. Ein unglücklicher Irrthum! Ariſtophanes iſt nicht nachzuahmen. Es gibt Dichter, die unter Bedingungen hingeſtellt ſind, welche ſich nie wiederholen. Solche Dichter ſind darin ſie ſelbſt, daß

ſie dieſe Bedingungen abſpiegeln. Wie iſt ihnen alſo beizukommen, wenn jeder ähnliche Grund und Boden unter den Füßen fehlt? Man kann von Göthe lernen, und ſelbſt von Shakespeare, denn wir ſchwimmen doch noch im Strome, der ſie trug; von Ariſtophanes läßt ſich nicht lernen; ihn ſoll man genießen, an ſeiner hohen, göttlichen Komik kann man ſich nur berauſchen. Lange war freilich „der ungezogene Liebling der Grazien" den Leuten gleich jedem andern Dichter, der da ſitzt in ſeinem Kämmerlein, allerlei ſeltſame Phantasmata ausheckt, und dieſe dann auf den Markt trägt. Man hatte ſich ſo ſehr gewöhnt, den Poeten nur immer in einem gewiſſen ideellen Zuſammenhange mit ſeiner Gegenwart zu ſehen, daß man auch nur dieſen in Ariſtophanes erblicken wollte, um den es doch ganz anders ſtand. Endlich witterte man einen höchſt realen Kontakt zwiſchen ihm und der Demokratie, als deren Strafredner er ſonſt gegolten hatte. Damit geſchah ein ungeheurer Vorſchritt zur beſſern Erkenntniß dieſes Wunders der Poeſie. Nur die Demokratie erklärt Ariſtophanes, wie er wieder der ſicherſte Führer durch ihre Irrgänge iſt.

Wer aber vermag ſie zu ſchildern? Wer gibt unſern zahm gewordenen Augen ein wahres Bild von jenem orgiaſtiſchen Taumel, in dem Genialität und Verruchtheit, Stärke und Schwäche, Kunſt und Roheit, Aberwitz und Tiefſinn zwiſchen den Speeren des peloponneſiſchen Kampfes, durch das Labyrinth von Sitten, greiflichen Lebensſymbolen, Opfern, und Gerichten hindurch ihren verſchlungenen Tanz aufführten? Zweimal iſt auf Erden etwas Unbegreifliches erſchienen. Ich nenne das Eine nicht, denn die ausgeſprochene Parallelisirung möchte gottlos klingen, obgleich ſie es nicht iſt. Aber gewiß blicken wir zu jenen Zeiten, in denen die Perikleiſche Entfeßlung eines Volkes, wie es kein zweites je gab, ihre Früchte trug, immer nur durch denſelben Nebel hin, welcher die Tage umhüllt, in denen das Saatkorn der neueren Weltgeſchichte geſäet wurde. Thucydides ſagt uns, daß der Zuſtand furchtbar geweſen ſey, daß alle Begriffe von göttlichen und menſchlichen Dingen ſich damals gewandelt hätten. Aber dieſe Stadt voll Eidbruch, Beſtechung, Treuloſigkeit, Frechheit, Päderaſtie, Atheismus, reifte und zeitigte doch ihn ſelbſt. Sie reifte und zeitigte die Feldherren Nikias, Lamachos, den in allen Laſtern ſo großen Alcibiades, den Aufſchwung zur ſizilſchen Expedition, die Kräfte, welche nach den furchtbarſten Niederlagen den Sieg bei den Arginuſen erfochten. Sie erzeugte Sokrates und die Philoſophie, Sophokles, Euripides, die Blüte der Kunſt und der Rede. Und alle jene Männer und Thaten waren oder wurden während ſiebenundzwanzig

kurzer Jahre unter Bedrängnissen der Pest, des Hungers, des Krieges, die sonst das geistige Leben der Staaten abtödten.

In dieser gewaltigen Geburtsstätte wacht nun ein Mensch auf: witzig, phantastisch, beobachtend, wie keiner sonst. Zugleich ein Realist der immensesten Art, öffnet er seinen Busen dem tausendstimmigen Konzerte von Athen. Was vereinzelt in allen jenen Tönen spottet, jubelt, schilt, klagt, Das versammelt dieser Genius in sich zu einer schreckhaft-komischen Harmonie. Alles in seinen Erfindungen geht über unser Maß hinaus. Zu seiner Zeit aber steht er im schicklichen Verhältniß. Er ist ein Koloß, der darum Koloß seyn darf, weil er unter den Füßen ein kolossales Piedestal hat. Auch ahne ich den Boden, auf dem seine wunderbaren Personifikationen erwuchsen. Fast zweifle ich, daß die Richterwespen, die spekulativen Wolken, der Ritt auf dem Mistkäfer in den Himmel, die Vogelstadt, der Plan der Heerlöserin, das Wägen der Verse von Äschylos und Euripides, und welche Dinge noch sonst sich da anführen ließen, die Athener entzückt haben würden, wenn alle diese grillichten Seltsamkeiten ihnen aus dem Gemache des Dichters als neue Bekanntschaften entgegen getreten wären. Mich dünkt, so bildet sich das Komische nicht, und so verfährt der echte Komiker keineswegs, der ja immer das gerade en vogue Gehende aufgreift. Wenn er den Frömmler, den Dichterling uns vorführt, gibt er uns im Bilde zusammengefaßt, was uns im Leben an hundert Schabhälsen und Verslern begegnete. — Wird also Aristophanes sich jene sinnreichen Tollheiten aus dem Nichts entsponnen haben? Nein, gewiß war unter den Athenern schon viel geplaudert worden von den Stacheln, die in den Volksgerichten stächen, von den Dünsten der neuen Spekulation, und daß man den Frieden vom Olymp holen müsse, da er auf Erden nicht mehr zu finden sey, daß der Landmann seiner am meisten bedürfe, dem dann freilich nur ein Pegasus eigener Art zu Gebot stehe. Man mochte bei der sizilischen Expedition gescherzt haben, die Projektenmacher würden sich zuletzt noch in den Lüften unter den Dohlen und Krähen ansiedeln. Genug! Ich mag Dies nicht weiter ausführen. Vielleicht aber hatte der attische Volkswitz bereits wenigstens die Embryonen der Wolken, Wespen, Vögel, des tollen Weiberplanes, der tragischen Wage erzeugt, die nun nur sein Dichter zu schönen, herrlichen Körpern machte.

Das sind freilich Konjekturen, welche die Gelehrten erst bestätigen müssen, sagte der blaue Domino. Wären sie richtig, so würden sich aus diesem Verhältniß manche Aufschlüsse über die komische Kunst des Aristophanes ergeben. Namentlich würde klar werden, warum er mit solcher Gründlichkeit mehrere seiner abenteuerlichsten Einfälle durchführen

durfte. Ein unbekanntes Bonmot wirkt nämlich nur schlagartig, jede Konsequenzenmacherei wird tädiös. Hat aber eine Masse sich schon einen Einfall ausgedacht und verkörpert, so kann der Dichter damit wie mit einer lebenden Person gebahren, sein Publikum wird ohne Ermüdung Geschichte und Schicksale des korporell gewordenen Einfalls anhören. Wer möchte einen Roman „von dem Messer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt", lesen? Eulenspiegel dagegen, den das Volk sich gemacht, ist ein dankbares Sujet zu Lustspielen und Novellen. — Wie denkst Du denn aber über das Bataillenpferd der Alterthumsforscher, über die Moralität des Aristophanes?

Was heißt Moralität des Dichters, was ist seine Moralität? rief der schwarze Domino. Der Dichter soll ganz hingegeben seyn an seine Zeit, alle ihre Stimmungen und Bezüge in sich aufgenommen haben, und je größerer Dichter, desto inniger wird immer diese Hingebung seyn. Daß er sich aber dennoch frei bewahre, daß er nicht selbst werde, wie ihre rohe Mannigfaltigkeit, dagegen muß ihn ein zarter Halt in seinem Innern, ein leises Gewissen in seiner Brust schützen. Dieses poetische Gewissen wird aber nicht, wie das moralische, eine Negation seyn, eine Stimme, die blos sagt, was zu unterlassen ist; sondern, da das Dichten ein Machen und Schaffen ist, so wird das poetische Gewissen sich äußern in einem Gegenmachen und Gegenschaffen. Und von diesem Gewissen werden sonach untrügliche Zeichen, nämlich positive, an des Dichters Werken hervortreten. Bei Dante ist Beatrice das Gewissen, welches von ihm aussagt, daß er von einer himmlischen Einheit inmitten der zerrissenen Welt gewußt habe. Shakespeare, der gewaltige Dollmetsch der modernen Grübelei, hat eine Vorliebe für einfache Charaktere, wie Kent und Alexander Iden, für Mönche; und in allen innerlichen Kriegen schwebt ihm die Herrlichkeit von Altengland vor. Göthe's Liebe zur Natur ist auch so ein poetisches Gewissen. Seine Dichtung ist der Reflex des Weichen, Weiblichen, Gebrochenen in den letztvergangenen Zeiten; an dem ewig festen Knochenbau der Natur hält er sich in seinem Innersten zusammen, und da ist es wieder charakteristisch, daß das Festeste und das Mathematische in der Natur, nämlich Gebein, Gestein, und Farbe, ihn theils am frühesten, theils am nachhaltigsten beschäftigt hat.

Laß mich für Dich vollenden, sagte der blaue Domino. Von diesem Punkte aus ist die Moralität des Aristophanes allerdings zu finden. Er ist nicht der ungezogene Grazienliebling, der nur so auf eigene Hand seine graziösen Ungezogenheiten ersonnen hat, noch viel weniger ist er der absichtliche Tugendprediger in der Schellenkappe, als welchen ihn

die spätere Auffassung bezeichnete. Eben so wenig aber ist er auch der perfide, kalumniantische, gesinnungslose Demokrat, wozu ihn manche neuere Stimme machen will. Sonderbar, wenn Jemand zugleich ein so großes poetisches Genie und daneben ochlokratisch gemein seyn könnte! Will man Plato's Epigramm und das Zeugniß, welches das Gastmahl für ihn ablegt, nicht mehr gelten lassen? Die Sache war wohl diese. Das attische Leben lebte in ihm mit allen seinen erstaunlichen und großen Dingen, freilich auch nebenbei mit seinen Schatten. Keiner Partei gehörte er in seinem freien Geiste an, Demos, Exklusive, Hetärien, Oligarchen, Aristokraten stehen ihm gleich nahe. In dieser Freiheit, woraus Inkonsequenzen entspringen, liegt ein Theil seiner Größe. Er weiß von Allem, jede Nuance des Zustandes ist ihm klar. Aber er verliert sich nicht in dieses bunte Gewirr, auch er hat das Gleichgewicht in seiner Seele. Welches Gefühl aber kann nur die Gegenlast zu jener reichhaltigsten aller Darstellungen hergeben? Soll er hin und wieder züchtig reden? Niemand in Athen redet so. Soll er sogenannte edle Charaktere kontrastirend zeichnen? Kein Charakter ist unangefochten, unverspottet; alle öffentlichen Gestalten unterliegen Anklagen, die, seyen sie gerecht oder ungerecht, doch wenigstens gewiß zu objektiver Geltung Niemandes Tugend aufkommen lassen. Soll er die Götter aus der Maschine treten lassen in verehrungswürdiger Bildung? Aber der Olymp ist dem Volksglauben fast schon zum Berge geworden, wie andere Berge. Darf er die Weisheit aufführen als Trost und Heilmittel? Sie tritt in Sokrates so wunderlich einher, die Ironie gibt ihr ein so sophistisches Ansehen, sie ist in der That so sehr Ferment des Festen, Oeffentlichen, der Religion, daß sie ihm kein Organ für seine Empfindung seyn kann.

In der Gegenwart konnte also Aristophanes, wenn er nicht gemein heucheln wollte, keinen Ausdruck für sein poetisches Gewissen finden. Einst indessen war es anders. Es gab doch einst für Athen einen Tag von Marathon und von Salamis. Es gab einen Miltiades, Aristides, Themistokles. Die Poesie fand in Aeschylos ihren Mund. In der begeisterten Hingebung nun an die fromme Vergangenheit der Ahnen, in der ungeschminkten Verehrung für Aeschylos spricht das Gewissen des Dichters. Er beweist dadurch, daß er auch moralisch besser sey, als sein schimpfender oder verdächtigender Pöbel. Allerdings ist dieser Kultus nur ein schöner Traum, aber gerade ein solcher Traum genügt, der Darstellung des Mitweltlichen, die doch auch nur ein Traum ist, ein lasterhaft-genialer Traum, die Wage zu halten. Mit praktischeren Demonstrationen würde der Dichter das goldene Zaubernetz, welches

ſeine Phantaſien umſponnen hält, ſchwerfällig zerriſſen haben. Und Das iſt folglich das Edle und die Moralität in der Seele des Komikers. Bei aller Verwandtſchaft mit dem Markt von Athen fühlt ſie doch die Zweideutigkeit ſeiner Szenen, und ſucht Genügen bei den einfacheren Vätern.

Am meiſten iſt mir das ethiſche Moment in Ariſtophanes durch die Ritter anſchaulich geworden, wo es ſich ſelbſt auf Koſten des poetiſchen Zuſammenhangs geltend macht, ſagte der ſchwarze Domino. Der hündiſche Gerber Kleon muß fortgeſchimpft werden, wenn Herr Demos, neuverjüngt im Lichte der guten alten Zeit, wieder zum Vorſchein kommen ſoll. Aber durch wen operirt ſich dieſe Verwandlung? Durch den noch ärgeren Taugenichts, den Wurſthändler. Durch dieſen Widerſpruch iſt, wie mich dünkt, eine ſpezifiſche Wahrhaftigkeit in Ariſtophanes Geiſt ausgedrückt, der die Herrlichkeit der Väter liebt, und dennoch weiß, daß ſie nicht zurückgeführt werden kann. Seht, wollte der Dichter ſeinen Zuſchauern ſagen, ſo ſaht Ihr aus, und nun fragt Euch, ob Ihr, von der argen Hand in die ärgere ſtets übergehend, ſo wieder werden könnt, ob nicht jede Verbeſſerung, die Euch der Wechſel der Demagogen in Euren Augen zu geben ſcheint, eben auch nur ein verführender Schein iſt?

Der Dualismus zwiſchen Hohn und Begeiſterung, in dem wir Ariſtophanes offenbar befangen ſehen müſſen, wenn wir ihn nicht für ein Aggregat zufällig durcheinander gewürfelter Stoffe halten wollen, iſt aber auch nur ein Zug, der durch die Beſſeren ſeiner Mitwelt hindurchging. Die Sitte war meiſt zum Formalismus geworden, von dem man bei aller inneren Ungebundenheit gleichwohl nicht ablaſſen durfte, ſollte das Leben noch Zuſammenhang behalten. Man opferte den Göttern und lachte über ſie. Die Todfeindin, Sparta, hatte ihre Freunde in der Stadt, ihre Nachäffer. Man wußte ſchon, daß Athen nicht die Welt ſey, und doch konnte ein feiner Mann nur in Athen leben, was man Leben heißt. Dieſe extremen Kontraſte gerannen in Alcibiades zu einem praktiſchen Charakter, machten ihn zum Mann des Volks, und ſtürzten ihn beim Volke. Sie helfen auch unſern Dichter erklären.

Mich hat es immer intereſſirt, den politiſchen Gedanken des Ariſtophanes zu verfolgen. Anfangs iſt er noch kompakt, richtet ſich auf einen reellen Gegenſtand, geht aber endlich in eine Art von luſtiger Verzweiflung über. Jener Gegenſtand iſt der Friede. Frieden will der Dichter mit Sparta. Man hat jetzt, nach zweitauſend Jahren, gut philoſophiren „über die Nothwendigkeit des Prozeſſes im attiſchen Leben,

der den peloponnesischen Krieg hervorbrachte," vor welcher weiten Philosophie denn der Dichter zu einem beschränkten Opponenten dieses nothwendigen Prozesses werden muß. Damals, unter Noth und Drangsal aller Art, war es wohl eine ganz probehaltige Idee, den Kampf mit der Bundesstadt für ein großes Unglück zu nehmen. In den Acharnern tritt der Friede als Idylle auf. Ein Einzelner verträgt sich auf eigene Faust mit den Feinden, und hat nun freien Markt und frohes Fest, während der kampflustige Feldherr Beulen und Wunden empfängt. So sähe es aus, wenn Friede wäre! Aber soll er kommen, muß das Haupthinderniß hinweggeräumt werden, Kleon. Die Ritter greifen ihn an, vernichten ihn poetisch. Kleon kommt später um, freilich nicht durch die Verse des Aristophanes. Nikias schließt einen Waffenstillstand. Der Friede, der nun folgt, ist eine sonderbare Komödie. Sie drückt zugleich die anscheinende Unmöglichkeit, gründlich Eintracht zu stiften, und den Segen, der weitverbreitet sich ergießen würde, geschähe dennoch das Unwahrscheinliche, aus. Denn aus dem Olymp muß die Friedensgöttin herabgeholt werden, aus dem Olymp, den die Götter selbst, erzürnt über den Hader der Hellenen, verlassen haben. Es gelingt, und nun wird die Fruchtin, ein Symbol jenes allgemeinen Segens, als Braut heimgeführt. In keinem Stücke wird so gründlich von den Ursachen und Schattirungen des Krieges gehandelt; es scheint, daß der Dichter seiner etwas luftigen und allgemeinen Allegorie durch jenes historische Ingrediens eine Widerlage hat geben wollen. Von dem Frieden, nämlich von dem wirklichen, sagt Thucydides, daß er den Namen eines Friedens nicht verdient habe. Häkeleien, Kränkungen, Plackereien der gegenseitigen Schützlinge ließen kein Vertrauen aufkommen, es herrschten Argwohn und Gereiztseyn. In dieser fieberhaften Spannung beschloß Athen, durch Alcibiades hingerissen, den großen Zug nach Sizilien, den größten, den es je gethan. In der Stadt war ein Schwindel der wildesten Erwartungen. Daß Aristophanes ihn nicht getheilt, beweisen die Vögel, dieser Gipfel seiner Poesie. Das reale Athen ist ihm verschwunden, Wolkenkuckuksheim hat seine Stelle eingenommen. Vom Didaktischen oder Oratorischen ist in dieser Komödie keine Spur mehr; selbst die Parabasen sind rein phantastisch. Jene lustige Verzweiflung, die mit dem Jubel der Bankerottirer unmittelbar vor dem Bankbruch scherzt, hat das Werk geboren. Ein Gedanke in der Komödie ist von sublimster Schönheit. Als es zu dem Bau der luftigen Stadt kommen soll, legt Aristophanes nicht, wie ein Komiker geringerer Art gethan haben würde, den Akzent auf die Mittel und Wege dieses Baues, welche vielmehr episodisch behandelt werden,

ſondern die Hinderniſſe des neuen Reichs zu beſiegen, die Eindringlinge zurückzuſcheuchen, iſt des wackeren Rathefreundes Amt und Sorge. Dadurch wird das Phantaſtiſche aus der geraden Linie in die reizendſte Kurve umgebogen, das Imponderable erhält ein Gewicht, ein Nichts eine Geſchichte, ein Schickſal.

Aber die entſetzlichſte Niederlage beſchließt den glänzenden fiziliſchen Zug. Die Oligarchie rührt ſich. Die Demokratie iſt in der Auflöſung. Der Scherz des komiſchen Dichters ſinkt zur Erde herab. Nichts, was Männer männlich haben unternehmen können, vermochte Ruhe und Beſtand zu ſtiften. Die Weiber nehmen ſich des gemeinen Weſens an. Durch die Vorenthaltung des roheſten Bedürfniſſes erzwingt Lyſiſtrate und ihr Orden den Frieden. Das Gefühl von der völligen Umkehrung der Verhältniſſe iſt in dieſer Fabel mächtig, und erhält endlich in den Ekkleſiazuſen ſeine ſchärfſte Zuſpitzung. Der Krieg iſt vorbei; der Staat matt. In jener Komödie treten die Weiber völlig an die Stelle der Männer, und herrſchen. Die politiſche Komödie kehrt gleichſam zu ihrem erſten Genre zurück. Die Ekkleſiazuſen ſind auch eine Art von Idylle zwiſchen geſcheiten Betteln und dümmlichten Spießbürgern. Freilich iſt dieſe Idylle ſo herb, als die der Acharner heiter war. Zwiſchen dieſem Ausgangs- und jenem Endpunkte aber hat ſich die Poeſie des Komikers als Jambographie, Allegorie, Mährchen, Intriguenfabel bewegt. In Sieg und Niederlage, vor dem Angeſichte des Feindes, hat ſie zu ſcherzen gewagt, und ſo gemahnt ſie uns, wie der ſchmetterndſte Triumphgeſang des in den äußerſten Kriſen ſich groß und ſelbſtſtändig wiſſenden helleniſchen Geiſtes.

Die Redenden ſchwiegen hierauf eine Zeitlang. Endlich ſagte der rothe Domino: Wir ſind von Platen ganz abgekommen.

Bleiben wir, wo wir ſind, verſetzte der Blaue. Die Erinnerung an eine literariſche Streitigkeit hat uns zur Betrachtung eines großen Dichters geführt. Das iſt ein gutes Ziel, von dem wir nicht zurückgehen wollen.

Ich will wenigſtens noch einen ausgleichenden Epilog halten, ſagte der ſchwarze Domino. Der romantiſche Oedipus ſcheint in der Erfindung weit beſſer zu ſeyn, als die Gabel. Zwar iſt der Gedanke, den komiſchen Helden bei den Haidſchnucken ſitzen, ihn erſt verehren und zuletzt vom Publiko und dem Verſtande aushöhnen zu laſſen, auch nicht eben von unerhörter Größe. Dagegen ſcheinen die Motive des Zerrſpiels, welches mein Zerrbild mit Puppen aufführen läßt, bunt und reich zu ſeyn.

„Scheinen? Wie ſprichſt Du denn?“

Nun, ich muß ein sonderbares Bekenntniß ablegen. Ich habe den Oedipus nie gelesen.

„Nicht gelesen?"

Nein, so müßte ich antworten, und wenn Du wie Orsina ausriefest: Nicht einmal gelesen! Ich ließ mir von einem Bekannten den Inhalt erzählen, und darauf schrieb ich meinen Kavalier.

„Gut, daß Deine Feinde Dies nicht hören. Sie würden daraus einen Zug oberflächlicher Vornehmheit mehr ableiten."

Mit Unrecht. Ich wollte mir die Laune nicht verderben zu meinem Gepläukel; ich meinte, es könne mir doch etwas Menschliches begegnen, sähe ich mich so seltsam abkonterfeit, und darum ließ ich mir am Bericht vom Bilde genügen.

5.

Mitternacht war nahe. Der Tanz im Saal machte eine Pause. Man fand sich in einzelnen Gruppen zum Souper zusammen. Die drei Domino's wollten aufstehen, und sich einer solchen Gruppe anschließen; da drang ein halbes Dutzend junger Leute, Spanier, Türken, Tyroler, herbei, und setzte sich ohne Weiteres an den Tisch der Domino's, so daß diese, welche sich von lauter angenehmen Gesellschaftern und guten Freunden umgeben sahen, nun auch sitzen blieben. Man verhandelte über die Frage, was man essen und besonders was man trinken solle, und nahm sie sehr ernsthaft. Denn, sagte der rothe Domino, der Gaumen ist uns von würdiger Unterhaltung trocken geworden, und hat deßhalb ein wohlerworbenes Recht auf würdige Anfeuchtung.

Während dieser Debatte war der papagaigrüne Domino, der nach dem fünfzehnten oder sechzehnten Robber des Spiels nun genug hatte, aus dem Zimmer gegangen. Mit bedeutendem Schmunzeln war er gegangen, und mit einem auffallenden Gefolge kehrte er zurück. Ihm folgte nämlich ein Junge, der in einem seefarbenen Tritonen- oder Fischhabit stack, und ein Kellermeister aus dem Mittelalter. Der jugendliche Triton oder fischichte Junge trug auf seinem Schuppenhaupte ein Austerbrett von dem Umfange eines Wagenrades, der Kellermeister schleppte sich mit zwei gefüllten Flaschenkörben, aus denen die wohlbekannten verpichten, drathumflochtenen Korke hervorsahen. Der Papagaigrüne ließ sich mit Grandezza Austern und Champagner auf den

Tiſch ſtellen. Was ſoll Das? riefen Alle, denen die friſchen Colcheſter Mollusken, die roth und grünen Etiketten von **Forest Fourneaux père et fils à Rheims** gar nicht unlieblich däuchten.

Dank, wie ihn die Praxis der Theorie darzubringen vermag, verſetzte der Papagaigrüne. Er hieß den Triton und den Kellermeiſter abtreten, und fuhr fort: Ich bin bei meinem Whiſt da ſo mit den Brocken Reflexion, Betrachtung, Unterſuchung, die von Eurem Tiſche fielen, vollgefüttert worden, daß ich ja der ſchändlich Undankbarſte ſeyn müßte, wollte ich mich nicht für dieſe himmliſchen Gaben durch einige irdiſche Nahrung revanchiren. Womit ſpeiſet man aber die Weiſen? Roſinen und Krachmandeln ſind Studentenfutter, die Götter nehmen Nichts zu ſich als Nektar und Ambroſia, die Weisheit gedeiht am beſten bei Auſtern und Champagner. Greift daher zum Gewehr, d. h. zu Meſſer, Zitrone, und Glas, ihr Drei aus Morgenland; was Euch, junge Leute, betrifft, ſo kommt Ihr freilich hier zum Feſte ohne alles Verdienſt, rein durch die Gnade des Himmels!

Ein Einfall verfehlt nie ſeine Wirkung, wenn Auſtern und Champagner ihn unterſtützen. Alle lachten, erklärten den Papagaigrünen für einen Menſchenfreund und braveren Mann, als Bürgers braver Mann geweſen, und griffen zum Gewehr. Bevor jedoch die erſte Auſter ihren Untergang fand, rief der Papagaigrüne: Halt! Ich mache zum Geſetz dieſes Intermezzo's, daß Niemand während deſſelben eine neue Abſtraktion oder ſonſtige Tiefſinnigkeit aufbringen darf. Denn gar zu Viel iſt ungeſund. Die alten Geſchichten, die Ihr begrübelt und beſprächelt habt, mögt Ihr noch vollends ausrennen laſſen, denn man darf die Natur, iſt ſie im Lauf, nicht hemmen, Neues könnt Ihr Euch auch erzählen, ſo viel Ihr wollt, aber, ſo lieb Euch die Gnade Eures Wohlthäters iſt, nur Fakta, ſimple Fakta, handgreifliche Fakta dürft Ihr vorbringen.

Man löste die Dräthe, die Korke flogen gegen die Decke, der ungeduldige Wein ſchäumte in die rothen, flachen Schaalen. Es iſt ein Fortſchritt des Jahrhunderts, daß die peinlichen Stengelgläſer immer mehr abkommen, die dem Genie von Epernay ſo lange die unwürdigſten Feſſeln anlegten. Nach den erſten Gläſern war das munterſte Geſchwätz im Gang. Die jungen Leute ſagten, daß man im Saale über den Konventikelkram der drei Domino's vielfältig gelacht habe; dieſe verſetzten, daß ſie ſich ja ſonach um den Zweck des Feſtes, die allgemeine Fröhlichkeit, verdient gemacht hätten. Sie wurden befragt, wovon unter ihnen die Rede geweſen ſey, und darauf wurde noch einmal Ariſtophanes genannt. Die verſchiedenſten Meinungen erhoben ſich hierauf,

denn von dieſem Dichter hat Jeder die ſeinige. Der Papagaigrüne machte aber bald der Diskuſſion ein Ende, indem er ausrief, Ariſtophanes ſey ein Zotenreißer und Nichts weiter. Er brauchte eine noch kräftigere Bezeichnung, welche die Geſchichte des Abends aber vergeſſen hat.

Er war frech, und darum gefiel er den frechen Athenern, denn das Volk bringt man immer nur durch Frechheit zu ſeiner Fahne, fuhr der Papagaigrüne fort.

Wenigſtens muß Alles, was unterm Volke auf eine andere Stelle rücken ſoll, durch Uſurpation bewerkſtelligt werden, ſagte der blaue Domino.

Richtig! rief der ſchwarze Domino. Ich habe davon bei der Gelegenheit, wo ich aus meiner Verborgenheit in das öffentliche Leben unſerer guten Stadt übertrat, ſelbſt die Erfahrung gemacht. Meine Thätigkeit damals war auch eine Uſurpation, wenn gleich ich mir verbitten muß, daß ſie eine freche genannt werde.

Wie ſollen wir Das verſtehen? fragte der rothe Domino.

Mein ganzes theatraliſches Wirken hier war uſurpirt, antwortete der ſchwarze Domino. Ich glaubte an meine Fähigkeit, der Bühne eine andere Geſtalt zu geben, ich war ſo dreiſt, dieſen Glauben durch die That auszuſprechen, und uſurpirte auf ſolche Weiſe die Macht, welche mir der Demos von Düſſeldorf gutwillig nie übertragen haben würde.

Die jungen Leute, welche zu den Anhängern der untergegangenen Bühne gehörten, forderten den ſchwarzen Domino auf, ihre Geſchichte zu erzählen. Er verſetzte, er müſſe ſich ſelbſt erſt darauf beſinnen, und zuvor von allem Schmerz über die Zerſtörung der Anſtalt frei ſeyn.

So bleib' bei den Anfängen, wie Du ſie bezeichnet haſt; erzähle uns die Anfänge Deiner Uſurpation, ſagte der blaue Domino. Es iſt mir immer dunkel geweſen, wie an unſerem mäßigen Orte, wo doch wahrhaftig der Sinn für Literatur nicht durch alle Klaſſen verbreitet iſt, plötzlich ein Theater mit literariſcher Haltung, mit dem Verſuche, eine Schule der Darſtellung zu gründen, hervorſpringen und ſich ein paar Jahre hindurch erhalten konnte.

Plötzlich geſchah es auch nicht, erwiederte der ſchwarze Domino. Die Keime ſchlugen nur aus. Es war eben Alles dazu vorbereitet und reif. — Ich will Euch wohl auch von dieſen Anfängen erzählen, fuhr er fort, denn ich mag mich gern in die Erinnerungen an eine glückliche, arbeitſame Periode verſenken. Wenn es nur nicht dem Gebote unſeres gütigen Titus hier zuwider iſt.

Nein, rief der Papagaigrüne, indem er eine große Auſter ver-

ſchlürfte, vom Theater höre ich gern plaudern. Ihr wißt ja, daß ich ſeit zweiundzwanzig Jahren meinen Platz abonnirt halte.

Bei Sonnenſchein, und Sturm, und Regen, jeden Tag, den Gott der Herr gibt, unter klaſſiſchen Himmelszeichen und unter Sternſchnuppen, mochte Seydelmann ſpielen, oder der Herr X, die Frau Y, das Fräulein Z, ſagte der rothe Domino. Ihr ſeyd gleichſam die **pensée immuable** des Theaterauditoriums.

Daß Ihr mich aufzieht für meine Großmuth, vergebe Euch Gott der Herr, verſetzte der Papagaigrüne, und trank Champagner. Das Theater iſt einmal da, alſo müſſen die Leute hineingehen, ich gehöre zu den Leuten, alſo muß ich in's Theater gehen.

„Gegen die Bündigkeit dieſes Schluſſes läßt ſich Nichts einwenden. — Nun aber erzählen Sie."

Sehet zuvörderſt in dieſem unſerem ehrwürdigen Freunde den Demos, hob der ſchwarze Domino an. Feſt und unerſchütterlich iſt er, die Bretter, wie ſie ſind, gehören zu ihm, und er gehört zu den Brettern, wie ſie auch ſeyn mögen. Jetzt hört von mir. Als ich hier ankam, hatte ich an einem Tage den vertrakteſten Kontraſt zu ſchauen. Mittag war's; mein erſter Gang war auf die Akademie. Hallende Gänge, maſſive Räume empfingen mich. Schadow führte mich umher. Hübner mahlte an ſeinem Fiſcher, Leſſing an der bizarren Landſchaft, die das Licht von hinten empfing, ſo daß ſich das Ritterſchloß in der Mitte wie ein Schattenriß abſchnitt. Hildebrandt machte Romeo und Julia, Sohn Rinald und Armida, Mücke einen Narziß. Junges, verſprechendes, wenn auch noch unentwickeltes Leben in anſtändiger Wiege. Nachmittags hörte ich in meinem Gaſthofe, es ſey hier auch Theater. Der Name der Geſellſchaft wurde mir genannt, die, im Herbſt zuſammengeſtoppelt, den Winter durch ſich für das Wohl der Menſchheit bemühe, und im Frühling, wenn die Schwalben kommen, wieder auseinander fliege. Der zweite Gang war alſo Abends in's Schauſpielhaus. Es war nicht leicht, in das Allerheiligſte dieſes Tempels vorzudringen, denn dunkel, wie es ſich für die Avenuen zu Myſterien ziemt, waren die Korridors, denen hin und wieder die Bedielung fehlte, ſo daß man in dieſes und jenes Loch trat, und gegen manchen rohen Pfoſten ſtieß man in der Dunkelheit.

Ein nichtswürdiges Lokal war's in der That, das alte Gießhaus, worin ſie damals ſpielten, fiel der Papagaigrüne ein. Man wußte gar nicht, was man im Parterre unter den Füßen hatte, ob es noch Bruchſtücke von ehemaligen Bohlen waren, oder der reine Müll. Einmal bricht ein dicker Mann mit ſeinem Beine durch den Fußboden ſeiner

Loge durch, eine Dame, die in dem Raume darunter sitzt, fällt in Ohnmacht vor Schreck über den dunkeln Körper, der da so plötzlich vor ihrem Gesichte hängt, der arme Mann renkt sich aber das Bein aus. Indessen saß sich's doch recht hübsch darin, und man war einmal daran gewöhnt. An den Logenbrüstungen umher standen auch die Namen der Theaterschriftsteller und der Komponisten angeschrieben; die Theaterschriftsteller schwarz, und die Komponisten roth. Das sah recht gut aus.

Wenn man sie nur hätte deutlich lesen können! rief der schwarze Domino. Aber, Lieber, der Kronleuchter verbreitete doch ein gar zu zartes Dämmerlicht. — Sie gaben an jenem Abende ein Stück, ich weiß nicht mehr welches. Darauf folgte eine Merkwürdigkeit. Ein Gastwirth aus der Nähe, der sich bewußt war, daß die Ader des Schönen in ihm rinne, deklamirte den Ausbruch der Verzweiflung von Kotzebue. Ich kann nicht beschreiben, mit welcher Empfindung ich mich nach diesem Kunstgenuß niederlegte, während meine Gedanken zwischen der Akademie und der sogenannten Bühne hin und her gingen. Nach und nach fügte sich in den folgenden Jahren hier allerhand zusammen. Die dilettantischen Versuche, die bei Schadow angestellt, oder durch ihn herbeigeführt wurden, halfen in dem exklusiven Kreise den Sinn für das Dramatische erregen, der sich nun nur um so ekler von den Komödianten abwendete, da die Liebhaber dem Bedürfniß wenn auch keine künstlerisch zubereitete Speise, doch etwas natürlich Geistreiches boten. Meine Vorlesungen kamen dazu. Diese neue Art, ein dramatisches Gedicht zu rezitiren, ist von Tieck erfunden und zu einer Kunst gemacht, Holtei und Andere sind ihm gefolgt; ich schloß mich gleichfalls solcher Richtung an, und hin und wieder ist mir der charakteristische Vortrag eines Werkes gelungen. Es bleibt freilich immer eine Zwitterkunst, und der Geschmack daran kann sich nur in Zeiten finden, denen die Partitur entkommen ist. Die Darstellung nämlich ist die volle Instrumentalmusik, ein gutes Spiel auf dem Flügel aber eine derartige Vorlesung — im allerglücklichsten Falle, der auch nur eintritt, wenn Organ und Individualität des Vorlesers gerade besonders zum Gedichte passen. Eine Klippe des Gelingens sind fast immer die weiblichen Rollen, bei deren Vortrag eine gewisse Affektation kaum zu vermeiden ist. Leicht wird auch die zarte Gränzlinie, welche dieses Genre von der Aktion scheidet, übersprungen. Mir begegnete es außerdem, daß ein fades oder versteinertes Gesicht gegenüber unter meinen Zuhörern mich ganz aus dem Konzept bringen konnte, weßhalb mir's denn immer am besten gelang, wenn ich in engster Häuslichkeit, beim Scheine der traulichen Lampe, den Eindruck der Dichterworte von einem empfänglichen Antlitz

wiederglänzen ſah. Nun denn, hier waren die halböffentlichen Vorleſungen, die ich zwei Winter hindurch, wie Ihr wißt, vor einem großen Kreiſe hielt, wenigſtens der Theaterſache förderlich. Iphigenie, Blaubart, Wallenſtein, König Johann, Romeo, Leben ein Traum, ſtandhafter Prinz, Däumchen, Hamlet, Prinz von Homburg, geſtiefelter Kater, König Oedipus, und Oedipus in Kolonos gingen an einigen hundert Menſchen, die nach und nach meine Zuhörer waren, in lebhafter Hörbarkeit vorüber. Es war natürlich, daß der Wunſch rege wurde, einmal doch auch ſo Etwas hier zu ſehen. Manche liefen freilich nur ſo in dieſe Vorleſungen hinein, weil ſie damals Mode waren, aber im Ganzen denke ich an den Antheil, den jene Abende ſich gewannen, mit dankbarem Vergnügen.

Das Lokal gab ihnen nebenbei auch noch einen hübſchen akademiſchen Anſtrich, ſagte der blaue Domino. Die Mahler hatten Dir ein Atelier eingeräumt, und das mußte ſich denn vor jeder Vorleſung kurzweg in den kerzenhellen Salon verwandeln, deſſen graue Wände freilich mit allerhand Zeichnungen, Farbenſkizzen, Kartons beſteckt blieben. Einſt half ich ſelbſt die Staffeleien und Gewänder in aller Eile wegräumen, die noch umher ſtanden und hingen, als die Equipagen ſchon unten im Hofe vorfuhren. Die arme Gliederpuppe wurde bei dieſer Gelegenheit ziemlich unſanft in das dunkle Nebengelaß geſchleudert, faſt wie die hölzerne Schöne in dem Hoffmann'ſchen Mährchen, welche die Liebe des jungen Phantaſten entzündet hat.

Es gehörte Dieſes und Aehnliches mit zu dem engen, behaglichen Familienzuſtande, in welchem ſich alle unſere damaligen Beſtrebungen verſchlungen hielten, erwiederte der ſchwarze Domino. — Hin und wieder kam ich mit dem Theater in Berührung. Meinen Hofer ſtudirte ich der Truppe ein, als ſie das Stück geben wollte, eben ſo nachher Clavigo zu Göthe's Todtenfeier. Darin ließ ich die Spielenden mit Zeichen der Trauer auftreten, auch ſchrieb ich einen Epilog, den Porth, der jetzt in Dresden iſt, am Katafalk ſtehend ſprach. Bald darauf hieß es in der Allgemeinen Zeitung, ich habe unſchicklicher Weiſe Göthe als Leiche auf dem Theater ſehen laſſen, noch ehe er im Grabe kalt geworden ſey. Ich ſandte der Redaktion eine berichtigende Erklärung ein, und wußte lange nicht, wem ich den guten Dienſt zu danken habe.

„Haben Sie es denn ſpäterhin erfahren?"

O ja, und auf die überraſchendſte Weiſe. Ich war einige Jahre nachher in Dresden auf einem diplomatiſchen Diner. Der alte Böttiger trat herein, und wir wurden einander vorgeſtellt. Darauf, nahe am Deſſert, als eine Pauſe in der Unterhaltung entſtand, hob der

Gelehrte, der in einer antiquarischen Zerstreuung meinen Namen überhört hatte, mit gründlich bedeutendem Tone an: Seit einigen Tagen hält sich hier der bekannte * auf, und nannte mich. Die Dame des Hauses, welche jede weitere Personalnotiz aus diesem Munde über ihren Gast an ihrer Tafel unwünschenswerth finden mochte, fiel rasch ein: Ja, und seit einigen Stunden sitzt er Ihnen gegenüber. — Böttiger schlug die Forscheraugen auf, und sagte: Ei, ei, ei, freut mich ja ungemein, daß u. s. w. — Und nach einigen Komplimenten: Wie leid thut es mir, daß wir in solche Differenzen gerathen sind! — Auf meine verwunderte Frage in Betreff dieser mir ganz unbekannten Wirren ergab sich nach einigen Reden die historische Ausbeute, daß der alte Schäker der Verfasser jener Leichennotiz gewesen war.

Eines Sommers nun — fuhr der schwarze Domino fort — zogen Maurer und Zimmerleute in die scheußliche Rumpelkammer ein, deren Gerüst auch hier die Welt bedeuten sollte. Sie warfen Balken, Sparren, Bretter, Bänke, Pfeiler hinaus, und ließen Nichts als die vier nackten Wände stehen. Darauf mauerte der Maurer und der Zimmerer hieb zu. Ihnen folgte der Polirer, der Tüncher, der Meister in Schnitzwerk, der Mahler, der Vergolder. Es sägte, raspelte, hämmerte, und rumorte binnen jener Mauern. Man that hier, was man an vielen Orten letzthin gethan: man baute ein neues Theater. Die ganze Stadt interessirte sich, wie Das immer in solchem Falle geschieht, auf das lebhafteste für das entstehende Werk; daran, was denn nun sich in den neuen Räumen zutragen sollte, dachte freilich Niemand, wie Das auch meistentheils in solchem Falle zu geschehen pflegt. Ich ging auch viel ab und zu, ohne zu denken, was mir Alles da noch begegnen sollte. Eines Tages im Oktober war ich ganz allein im Gebäude. Schon stiegen die Säulen mit goldenen Knäufen am Proszenium empor, rings herum sah ich Vergoldung, an der Decke bunte Arabesken, auf der Szene standen die zierlichsten Dekorationen, die Gropius so eben gesendet hatte. Auf einmal und blitzartig that ich mir die Frage: Soll denn hier abermals nur das hübsche Gefäß gemacht worden seyn, aus demselben aber der alte saure Krätzer immer und immer wieder ausgeschenkt werden? Es kam mir so albern vor, meine Seele gerieth in eine große Bewegung. Ohne nachzudenken über Hindernisse und mögliche üble Folgen, faßte ich den Entschluß, Etwas zu stiften, was so hübsch sey, wie die Säulen, die Dekorationen, die Vergoldungen und Arabesken. Wenn ich daran zurückdenke, so muß ich sagen: es war der abenteuerlichste Einfall. Denn ich war fremd am Rhein, dem großen Publikum so gut als unbekannt, bei der Bühne ohne Hebel und

Handhabe, und Manches, was ich Andere lehren wollte, das sollte ich selbst erst noch lernen. Indessen solche Entschlüsse kommen uns wie durch eine verborgene Nothwendigkeit. Ich habe dergleichen mehrmals erlebt und es ist immer ein Resultat daraus hervorgegangen.

Noch an demselben Abende berief ich einige Freunde zusammen. Sie gingen mit Feuer auf meinen Vorschlag ein, sagten mir jeden Beistand zu, und wir stifteten einen Theaterverein. Der sollte das Organ der Gebildeten bei der Bühne seyn, den Direktor und die Truppe in Schule und Regel nehmen. Aber als die Sache angefangen war, da zeigten sich erst die Schwierigkeiten. Die ehrsamen Väter der Stadt, mit denen denn doch die Sache als eine städtische verhandelt werden mußte, machten die erstaunetesten Gesichter über diese von einem zum andern Tage hervorgetretene Oligarchie von zum Theil ganz einflußlosen Leuten. Im Demos erhob sich eine Opposition unter den Freunden des Alten. Wir selbst begingen in dem neuen Geschäfte Fehler, ich nicht die kleinsten. Alles Das war aber noch Nichts gegen die Hemmnisse, die sich aufstauten, als der Impressar mit seiner Truppe anlangte. Zwar in Worten mußte er sich willfährig bezeigen, denn wir bezweckten ja das Heil der Kunst, welches er auch im Munde zu führen hatte. Aber im Herzen hegte er den innigsten Abscheu gegen so aufdringliche Veredlungsversuche, und selten sind wohl die Musen Jemanden so durchaus fatal geworden, als wie wir sie unserem ergrauten Schüler machten.

Wir ließen uns indessen durch Nichts abschrecken. Gelder wurden gesammelt, um Prämien an die Willfährigen vertheilen zu können, und ich setzte mich mit den Schauspielern in Verbindung. Mein Gedanke war, ein Experiment anzustellen. Die Rose bricht auf, wenn wir sie zu erziehen wissen, das Haus muß gebaut werden, damit es stehe, die Kunst kehrt zurück, wenn Kunstwerke nicht anbefohlen, sondern geliefert werden. Von dieser Praxis in meinen Gedanken ausgehend, entstand mir der Vorsatz, mit den Schauspielern eine Reihe von Aufgaben an bedeutenden Werken praktisch zu lösen, so vollkommen, als es möglich sey. Diese Versuche waren mir der Nerv der ganzen Sache. So entstanden in zwei Wintern die Vorstellungen, welche wir Subskriptionsvorstellungen nannten. Das Publikum nannte sie Mustervorstellungen, und die Schauspieler hießen sie Kunstvorstellungen, wodurch sie vielleicht andeuteten, daß in den anderen die liebe Natur walte. — Es waren aber folgende: Emilia Galotti, Stille Wasser sind tief, der standhafte Prinz, der Prinz von Homburg, Don Juan, Egmont, Nathan, der Wasserträger, die Braut von Messina, Andreas Hofer. So folgten sie

sich der Zeit nach, und in den Wintern von 1832 und 1833 wurden sie gegeben. Seydelmann nahm an Nathan Theil, Weymar an der Braut und an Hofer. Uechtritz, der sich sehr warm für das Unternehmen interessirte, studirte „Stille Wasser sind tief" ein, und unterstützte mich sonst mit Rath und That. Felix Mendelssohn lieferte die beiden Opern. Mir fielen die übrigen Stücke zu.

Ich verfuhr nun so. Des Dichters Werk, dachte ich, entspringt aus einem Haupte, deßhalb kann die Reproduktion desselben vernünftiger Weise auch nur aus einem Haupte hervorgehen. Der Satz von der künstlerischen Freiheit der darstellenden Individuen ist zwar nicht ganz zu verneinen, darf aber nur eine sehr beschränkte Anwendung finden. Das Ueberwuchern jenes falschen Prinzips hat die Verwilderung und Verluderung der Bühne herbeigeführt. Ich war nun im Falle, der mir vorlag, durch Zufall und Vertrauen das Haupt geworden, und im Gefühle dieser Mission handelte ich daher —

Das war wohl möglich mit mittelmäßigen Subjekten, an eigentlichen Künstlern würde Deine Mission gescheitert seyn, unterbrach ihn der blaue Domino.

Gewiß. Nur ist denn hier klar geworden, daß mit mittelmäßigen Subjekten, die einem Haupte folgen, sich korrekte Darstellungen liefern lassen, die den wahren Kunstfreund zu erfreuen im Stande sind, während wir anderer Orten das Gedicht durch große Talente zerfleischen sehen. — Ich las also zuerst das Stück, welches gegeben werden sollte, den Schauspielern vor. Dann hielt ich mit jedem Einzelnen Spezial-Leseproben, aus denen sich die allgemeine Leseprobe aufbaute. Ertönten in dieser noch Disparitäten des Ausdrucks, so wurden die schadhaften Stellen so lange nachgebessert, und wo nichts Anderes half, vorgesprochen, bis das Ganze in der Rezitation als fertig gelten konnte. Die Aktion stellte ich darauf zuerst in Zimmerproben fest, die oft nur einzelne Akte, zuweilen nicht mehr als ein paar Szenen umfaßten.

„Warum Das?"

Damit der Darstellende in den nackten, nüchternen Wänden seine Phantasie um so mehr anspannen lernte, und die falschen Geister, die jetzt durch jeden deutschen Theaterraum flattern, die Dämonen des Gespreizten, Rhetorischen, oder der hohlen Handwerksmäßigkeit, nicht verwirrend auf ihn einwirkten. Stand das Gedicht so, ohne alle illusorische Nothkrücke, fertig da, dann ging ich mit den Leuten erst auf das Theater. Gegeben wurde das Stück nicht eher, als bis Jeder, bis zum anmeldenden Bedienten hinab, seine Sache wenigstens so gut machte, wie Naturell und Fleiß es ihm nur irgend verstatteten.

Auf dieſe Weiſe ſind jene Vorſtellungen entſtanden, und aus dem Intereſſe an ihnen ging nachmals das Düſſeldorfer Stadttheater hervor, welches ich drei Jahre lang geleitet habe. Denn es trat durch ſie in dem Schönheitsgefühle einer großen Menge wenigſtens ein glücklicher Moment ein, in dem ſie Nichts als das Gute, Feine, und Würdige zu ſchauen begehrte, was denn eben die Anſtalt realiſiren ſollte. — Uechtritz verfuhr eben ſo, und Mendelsſohn in ähnlicher Art mit ſeinen Opern. Seinen Vorbereitungen, bei denen mich keine Beſorgniſſe ſtörten, ſah ich mit dem innigſten Behagen zu. Er lieferte einen Don Juan mit geringen Stimmen, wogegen freilich anderer Orten ganz andere Don Juans, Elviren, und Annen hätten genannt werden können, der aber an harmoniſcher Abrundung Alles hinter ſich ließ, was ich zum wenigſten ſonſt von dieſer Oper kennen gelernt habe. Alle drei waren wir nicht im Beſitz einer Geheimlehre, aber wir hatten alle drei Sinn und Begeiſterung für das Ganze eines Werkes, und den feſten Muth, unſeren Sinn durchzuſetzen. Und ſo habe ich mir von unſeren damaligen Verſuchen die Grille abſtrahirt, daß die Palingeneſie der deutſchen Bühne, wenn ſie noch einmal erfolgen ſoll, keineswegs von einer zu entdeckenden neuen Weisheit, ſondern von Entſchließungen moraliſcher Art abhängig ſeyn möchte. Die Mittel ſind ganz einfach, und Intendanzen und Schauſpieler führen ſie beſtändig im Munde. Aber die Ausführung iſt ſchwer, denn ſie widerſpricht dem Leichtſinn, der Eitelkeit, dem Egoismus, der natürlichen Trägheit der Menſchen, und darum unterbleibt ſie.

Emilia Galotti, die erſte Deiner Vorſtellungen, war ein Ereigniß für die Stadt, ſagte der blaue Domino. Alles war wochenlang darauf geſpannt, man wußte nicht, was bei dem Dinge ſo eigentlich herauskommen ſollte. Die „gelehrte Bühne," dieſes Spottwort, welches nachmals Deine Widerſacher zum ſtehenden Typus ihrer Inſinuationen machten, wurde da zuerſt ausgeſprochen. Nun rollte der Vorhang vor dem gedrückt vollen Auditorium auf. Anfangs ſaßen die Leute ganz erſtaunt darüber, daß Die da droben nicht ſo ſchrieen, predigten, durcheinander ſtrudelten und ſtolperten, wie ſonſt, ſondern wie Menſchen ſprachen und ſich betrugen, und zwar wie Menſchen, welche die Handlung, die ſie vorſtellten, Etwas anging. Nichts regte und rührte ſich im Publiko. Von dem Diſpüt zwiſchen Appiani und Marinelli aber an entzündeten ſich die Zuſchauer und wurden gleichſam frei vom Zwange, der ſie eingeſchnürt gehalten hatte. Nun fiel Szene für Szene, ja Rede für Rede der Applaus, der endlich bis zu dem Jubel ſtieg, in dem

Alle hervorgerufen wurden. Sie traten heraus, und ihr Sprecher erkannte Dir die Ehren des Abends zu.

Ich habe diese Vorstellung nicht gesehen, denn ich kam erst am Lendemain von einer Reise zurück, sagte der rothe Domino. Wo ich aber Jemand sprach, da hörte ich von Emilia Galotti. Wenn Zwei einander auf der Straße begegneten, so redeten sie so, als sey der Stadt ein Glück widerfahren. Das alte, für den gewöhnlichen Sinn abgenützte Stück hatte eine außerordentliche Wirkung hervorgebracht. Der Kredit der Sache war gegründet. Es gehörte nachher zur Observanz, in jeder dieser Mustervorstellungen Alle hervorzurufen, wenn die Speise auch nicht immer so munden mochte, wie jener Versuch, die moderne Virginia zu Falle zu bringen.

Nein, Das weiß Gott! rief der Papagaigrüne. Ihr Herren dachtet immer, wenn Euch Etwas hinnahm, und Niemand Euch aus Höflichkeit widersprach, das Publikum sey auch Feuer und Flamme, worin es doch oft sich kühl genug anließ. Ich weiß Das, ich, der ich immer mehr mit dem Leben zusammengehangen habe, als Ihr. Besonders verdarbt Ihr es mit den Leuten durch den standhaften Prinzen. Glaubt nur, darin ist rechtschaffen gegähnt worden. Dergleichen Bigotterie passe nicht für die jetzigen Zeiten, hieß es da und dort. Als der fromme Prinz, schon halb todt, noch die lange Rede hielt, sagte mein Nachbar: Der hat doch ein Leben, zäh wie eine Katze. Ich war recht besorgt als Euer Freund über die Stimmung im Parterre. Hervorgerufen wurden freilich auch damals Alle, aber ich hörte beim Hinausgehen Einen den Andern fragen, wie ihm das Stück gefallen? und der Andere antwortete, es sey Schwulst von Eurer gewöhnlichen Fabrik gewesen.

Die jungen Leute verbissen ein Lachen. Der schwarze Domino versetzte: Ich hatte überhaupt das ehrenvolle Unglück, bei Manchen für den Autor sämmtlicher aufgeführter Werke zu gelten. So sagte ein hiesiger frommer Literaturkundiger nach der Darstellung des Nathan, durch dieses Stück habe sich endlich meine heimliche freigeisterische Gesinnung verrathen.

Laß es gut seyn, sagte der blaue Domino. Ich und noch mancher Andere dankte Dir für diesen Abend, vielleicht am meisten gerade für ihn. Ein eigener Zug charakterisirte ihn, den Du vielleicht nie erfahren hast. Während allerdings unter den Honoratioren viel gelinde Langeweile eingerissen war, und sie schwer begreifen konnten, weßhalb denn Jemand um Ceuta sterben wollte, haben die Menschen auf der Gallerie von Anfang bis zu Ende still und andächtig, wie bei einem Hochamte, sich verhalten. Hier empfand also das Volk richtig und tief. — Aber

auch welch ein Werk! Man wird nicht müde, es zu betrachten und zu bewundern. Ihr kennt mein Gefühl für Shakespeare, Ihr wißt, wie viel gründlicher er mich berührt, als der oft theatralische, ja opernhafte Calderon. Aber in diesem einzigen Werke hat sich der große katholische Dichter in eine Sphäre geschwungen, wohin der Brite mit seinen unermeßlichen Kräften doch nicht reicht. Denn nicht um das Geschick einer großen Natur durch Schuld und Leidenschaft handelt es sich darin, sondern um das Höchste, was es überhaupt gibt, um die Läuterung eines reinen Menschen in das Reinste, in die Seligkeit. Da ist also ein Gebiet abgesteckt, welches anfängt, wo andere Dichter aufhören. Ein christlicher Märtyrer, nach unseren Begriffen der Gipfel alles Modern-Menschlichen, ist der Held dieses Gedichts, welches mir die Krone der neueren Tragödie zu seyn scheint. In der Person des Dichters wird uns hier etwas Aehnliches sichtbar, wie bei den zwei größten Tragikern des Alterthums. Aeschylos und Sophokles lieferten zum Theil deßhalb ewig mustergültige Schöpfungen, weil sie in vollkommener Einheit mit dem Volksglauben dichteten. Und so konnte nur der Katholik, der Spanier, den standhaften Prinzen schaffen, in dem der christkatholische Volksglaube seine Verklärung feiert. Lessing sagt in der Dramaturgie, bis ein Genius erscheine, der durch die That beweise, daß ein christliches Trauerspiel möglich sey, solle man dergleichen nicht aufführen, denn der Christ als Christ sey undramatisch. Seine Tugenden, die stille Gelassenheit, die unveränderliche Sanftmuth, widerstritten dem Geschäft der Tragödie, welches darin bestehe, Leidenschaften durch Leidenschaften zu reinigen. Lessing hatte Recht, denn er kannte Calderons Werk nicht, oder nur oberflächlich. Auch ist die Aufgabe nur einmal gelungen, und weder vor noch nach Calderon hat sich auch nur von fern eine Produktion dieser Tragödie annähern können. Selbst Calderon hat es nicht mehr als einmal vermocht, denn der wunderthätige Magus, der am höchsten unter seinen übrigen christlichen Dramen steht, läßt sich mit Fernando nicht vergleichen. Wie aber fing der Dichter es an, unsere Theilnahme für den Gegenstand zu erregen, der auf der Szene sonst stets langweilig wird? Wodurch hat er seinen Glaubenshelden interessant gemacht?

Der papagaigrüne Domino stand auf, und ging mit einem eigen listigen Blicke in den Saal. Er murmelte Etwas, welches aber Niemand verstand. Denn Alle hörten dem blauen Domino zu, der so fortfuhr: Ich will es mit kurzen Worten sagen: dadurch, daß der Dichter die Gesinnung, welche die Katastrophe hervorruft, nicht als eine fertige, vom Beginn des Gedichtes an, uns zeigt, sondern die Stand-

haftigkeit im Glauben vor unſeren Augen entſtehen läßt, vor unſeren Augen gleichſam die Märtyrerkrone zuſammenfügt. An einem liebenswürdigen Manne wird dieſer höchſt merkwürdige und höchſt ſchöne Einhergang uns ſchrittweiſe dargelegt. Im Anfang ſtehen wir mit Fernando noch auf gleichem Boden, wenigſtens auf der Ebene, von wo nur ein ſanfter Hügel zu ihm hinanſteigt, mit kleinen Schritten entfernt er ſich von uns, und dadurch zieht er uns ſo leiſe als unwiderſtehlich nach ſich.

Die jungen Leute waren begierig, Dies näher ausgeführt zu hören. Der ſchwarze Domino ſagte: Ich merke, man muß im geiſtigen Felde nur getroſt ſäen, und unverzagt bleiben, wenn die Frucht nicht gleich aufgeht. Für die Abſurda comica, die mir der ſtandhafte Prinz unmittelbar auf die Vorſtellung nur eintragen zu wollen ſchien, gibt mir ſechs Jahre ſpäter Deine Bewegung Erſatz, die vielleicht nicht ſo tief wäre, wenn ſich Dir das Gedicht nicht körperlich gezeigt hätte. Setze uns nun auseinander, was wir Alle wohl fühlen, nur nicht zu äußern vermögen.

Ein chriſtlicher Heereszug, geführt von zwei portugieſiſchen Infanten, betritt die Küſte von Afrika, verſetzte der blaue Domino. Der Held iſt ein junger, ſiegesmuthiger Mann, ein katholiſcher Prinz, wie jedoch, möchte man ſagen, es noch andere geben könnte. Der einzige Zug, der ihn über die übrigen Perſonen der Tragödie erhebt, iſt eine lichte Heiterkeit, hervorgehend aus Gottvertrauen zwar, doch auch aus Naturell. Alle Anderen ſind in ihrem Inneren getrübt. Den König haben wir aufſchäumend vor Zorn, Phönix in einer unbeſtimmten Melancholie, Muley von Leidenſchaft zerriſſen, Enrique durch finſtere Ahnungen bedrückt geſehen. Gegen dieſe Schatten kontraſtirt lieblich und reizend das Licht in Fernando's Seele. Aber gelinde wird der Kontraſt von der Weisheit des Dichters behandelt. Denn die Anderen ſind, ein Jeder in ſeiner Art, edel und brav. Selbſt dem König haben wir ſeinen Grimm nicht vorzuwerfen. Er iſt die natürliche Aufwallung eines kräftigen Herrſchers, dem ungerecht, wie er meinen darf, Tanger entriſſen werden ſoll, nachdem ſchon Ceuta ſchimpflich dem Halbmond verloren gegangen war. Kein Verdienſt iſt noch jene Heiterkeit Fernando's, ſie iſt nur die ſchwellende Knoſpe, welche die Blüte verſpricht, aber freilich die reichſte. Er nimmt Muley gefangen, und entläßt ihn galant, ritterlich, human, zu ſeiner Schönen. Kein devoter Akzent entſtellt die feinen Schattirungen der Rede, mit der er den edeln Feind losgibt. Selbſt tolerant iſt dieſer katholiſche Prinz. Muley wünſcht ihm Allah's Schutz. Dir, wenn Allah Gott iſt, helf' er! ruft er dem Freigelaſſenen nach.

Dieſe edelſchöne, reine, echt menſchliche Geſtalt ergreift das Schickſal. Der König von Fez nimmt ihn gefangen und ſpricht ſchon das Wort aus, um welches ſich von da an, wie um ſeine Angel, das Gedicht dreht. Nur Ceuta ſoll der Löſepreis des Infanten ſeyn. In dieſem plötzlichen Sturz hat die erſchütterte Seele des Prinzen zwei feſte Gedanken, den an ſich und ihre unentreißbare Begabung:

„Mich ſoll'n die Strahlen meiner Sphäre leiten!“

und den, daß Eduard wie ein Chriſt zu handeln habe. Wüßte er ſchon bei ſich, daß er um Ceuta nicht befreit ſeyn wolle, ſo würde er es ausſprechen. Anzunehmen, er wolle nur die greifliche Gelegenheit abwarten, wie ſie nachher kommt, um ſeinen Heldenmuth glänzender zu zeigen, hieße ihn einer frommen Renommiſterei bezichtigen, die tief unter den Intentionen des Charakters liegt. Nein. Er hat nur jene allgemeinen, faſt gegenſtandsloſen Gedanken, die den Charakter nicht mit einem Sprunge emporwerfen, ſondern höchſt behutſam vor uns ſteigern.

Daß das Loos des Menſchen Unbeſtändigkeit des Glücks heiße, daß in dieſer Unbeſtändigkeit der Infant unter den Knecht hinabſinken könne, daß aber, wer Das recht erkenne, er ſey, wer er wolle, er dulde, was er wolle, nur ein gemeines Leiden trage — ſolche Betrachtungen ſind die erſten Früchte, welche Fernando von ſeiner Gefangenſchaft zieht. Er ſpricht ſie gegen die Sklaven und gegen Muley aus. Aber noch hegt er ſanguiniſche Hoffnungen, er getröſtet ſich ſeiner Löſung. Es iſt undenkbar, daß ihm nicht die Möglichkeit eingefallen ſeyn ſollte, ſein Bruder Eduard werde Ceuta für ihn anbieten, und da er jene Hoffnungen der Befreiung hegt, ſo muß ſeiner Seele, wie ein Schatten wenigſtens, der Gedanke vorüber geſchwebt ſeyn, er könne auch um den Preis der Stadt ſich wohl allenfalls befreien laſſen. — Aber nun tritt der Fall wirklich vor ihn. Enrique kommt und trägt in ſeiner Hand die Vollmacht, die chriſtliche Stadt für den Infanten in die Hände der Ungläubigen zu übergeben. Hier beginnt die äußere und innere Kataſtrophe. — Auch der geringe Charakter iſt unter Umſtänden ſtarker Entſchlüſſe fähig, aber ſie ſind bei ihm entweder Kinder des Zufalls, oder er hat ſie in einer gewiſſen dumpfen Kälte, die man das Handeln nach Grundſätzen nennt, von vorn herein fertig. Der große Menſch ſchwankt zwiſchen Wollen und Sollen, bis der Finger Gottes das Sollen zeigt. Fernando iſt ausgezogen, Tanger der Chriſtenheit zu erobern, und nun ſteht ſein Bruder vor ihm, Ceuta um ihn der Chriſtenheit verloren gehen zu laſſen. Dieſer ernſte Kontraſt entblößt das innerſte Heiligthum ſeiner Natur. Sein Geſchick, ſeinen Beruf in den letzten Gründen durchſchauend, vollendet er ſich zum chriſtlichen Leidenshelden.

Die große Rede, in welche er ſeine Seele ausgießt, voll des gewaltigſten Eifers, der erhabenſten Antitheſen, des würdigſten Pathos, iſt darum ſo unvergleichlich ſchön, weil der heroiſche Entſchluß, um Ceuta nicht ſich befreien zu laſſen, den ihr Anfang verkündet, ſich doch erſt in ihrem Verlaufe an der Betrachtung luſitaniſcher Heldengröße, katholiſcher Pflicht, entſetzlichen Unglücks, inſofern eine dem Kreuz zugeeignete Stadt zum Abfall gebracht würde, und eigener Nichtsbedeutendheit gegen ein ſolches Unglück ſtufenweiſe zum vollen Leben hinauslebt. Der Infant empfängt und gebiehrt in ſich die Tugend der Demuth, den Grund aller chriſtlichen Tugenden. Der Einzelne iſt ein Nichts, ein Todter, ein Leichnam, wo es gilt, ſich zwiſchen ihm und der Sache des Glaubens zu entſcheiden; das iſt der Schluß jener Rede. Aber wir haben ſeine Seele operiren ſehen, dieſes Reſultat zu erzeugen. Und deßhalb ergreift es uns ſo, darum macht jene Rede einen ſo überaus gründlichen Eindruck. —

Das Martyrium beginnt, ſchärft ſich, geht zu Ende. Der König läßt Fernando zu den übrigen Sklaven werfen, ihn ſogar härter behandeln als ſie, ihm die Nahrungsmittel verſagen, endlich ihn auf dem ekelhafteſten Lager ſterben. Wie entfaltet ſich nun in den Banden ſolcher Noth der Märtyrer? Er übt die Demuth praktiſch, er will nicht erkannt ſeyn von ſeinen Mitſklaven, damit keiner ihm ſeine Sklavendienſte erleichtere. Und nun bricht aus jener Knoſpe, von der ich redete, leicht und natürlich die herrlichſte Blüte auf. Alle menſchlichen Tugenden nämlich, die ihn im Stande des Glücks zierten, zeigen ſich nun wieder, nur erhöht und vom neuen Glanze der Heiligkeit übergoſſen. Galant bringt er der Prinzeſſin Blumen, aber mit ſehr ernſter Deutung in dem ſchönen Sonette, welches von dem kurzen Blühen der Blumen eindringlich handelt. Ritterlich ehren- und vaſallenhaft geſinnt, verwirft er den Rettungsplan ſeines mohriſchen Freundes, wo ſolche Ehrenhaftigkeit einen ganz anderen Sinn hat, als früher, denn es handelt ſich nun vom eigenen Leben auf der einen Seite und nur von der Ehre und Vaſallentreue eines Dritten auf der andern Seite. Endlich, im Abgrunde des Duldens, von unheilbarer Krankheit geplagt, auf dem Miſt, leuchtet wieder die urſprüngliche Heiterkeit ſeiner Seele empor. Er freut ſich in ſolcher entſetzlichen Pein jedes Sonnenſtrahles. Aber himmliſch iſt dieſe Heiterkeit geworden. Denn der Strahl der Sonne iſt ihm nur eine Feuerzunge, Gott lobzupreiſen geſchickt. Er iſt heiter in Gott.

Nicht indeſſen zur hohl-frommen Abſtraktion verflüchtigt ihn der von göttlichem Geiſte erfüllte Dichter. Durch alle Stadien des Märtyrerthums hindurch bleibt dieſer Held Menſch, menſchlicher Empfindung, ja

Schwäche zugänglich. Schon jene Rede des heroiſchen Entſchluſſes durchwebt die rührendſte Klage um ſein trauriges Loos. Nachher wollte er ſich gern von Muley retten laſſen, ehe und bevor die Ehre des Freundes durch dieſe Rettung gefährdet ſchien. Zuletzt im äußerſten Elend fleht er den König um Erbarmen an.

Lange iſt mir die innere Nothwendigkeit dieſer zweiten Prachtrede, und warum ſie von der Bitte überſpringt zum Ausdruck des hohen Glaubensſtolzes, dunkel geblieben. Endlich habe ich ſie mir einfach aus der Situation erklärt. Fernando will wirklich, ſeine Schmerzen fühlend, den König nur um Erbarmen bitten. Aber auf dem Gipfel des Unglücks fühlt ſich eine hohe Natur von der Poeſie umweht, welche nichts Geringes, Individuelles mehr aufkommen läßt, ſondern den eigenen einzelnen Fall zum Symbol des allgemein Menſchlichen erweitert. Deßhalb ſieht er im Könige den König, den König an ſich, in ſich eben ſo den Sklaven, entkleidet von allen Glaubensbeziehungen. Und deßhalb ſtrömen ihm aus allen Reichen der Schöpfung die glänzenden Gleichniſſe zu, welche dem Könige ſagen ſollen, ein König müſſe barmherzig ſeyn. Im ſchärfſten Gegenſatze zeigt hier Calderon die himmliſche Majeſtät des Geiſtes, welche unter Lumpen und Eiterbeulen nicht verloren geht, der irdiſchen Majeſtät gegenüber. Aber während der Rede erſchöpft ſich der Reſt ſeiner Lebenskraft, ſchon fühlt er den Tod herannahen, und nun kehrt er in das chriſtkatholiſche Bewußtſeyn zurück, welches denn durch den triumphirenden Ausgang der Rede das entſprechende Wort findet. Noch tönt dieſes Wort in dem Rufe gegen Phönix, daß, ſo ſchön ſie ſey, ſie doch nicht mehr werth ſey als er, er vielleicht mehr als ſie. — Nun koſtet er den Tod in dem tiefen Spruche gegen Don Juan, daß der Menſch in den irdiſchen Schranken an ſich ſelbſt erkranke, daß er ſeine größte Krankheit ſey. Nur kurz aber iſt dieſe Verfinſterung. Gleich erhebt er ſich zu dem Genuſſe der anbrechenden Seligkeit; er befiehlt, daß nach dem Verſcheiden ihm ſein Ordenskleid angelegt werde, und endet in der getroſten Hoffnung auf die Ehren des Altars.

So ſtirbt er, und ſo iſt er würdig geworden, als verklärter Geiſt das Heer zum Siege zu führen. Im Ajax des Sophokles wird nach dem Tode des Helden noch lange für deſſen Beſtattung gekämpft. Hier iſt ein Aehnliches in chriſtlicher Sphäre. Fernando ſtarb, aber eine ganze Handlung bewegt ſich noch um ihn. Der kalte, ekle Leichnam des Prinzen wird Preis für die prangende Schönheit der Phönix. Außer dem allgemein menſchlichen Wunſche, die ſterbliche Hülle einer geliebten Perſon zu beſitzen, wirkt hier ein großes populär-katholiſches Motiv.

Nur die wirkliche Gruft eines Seligen macht die Weiheſtatt möglich, und daß eine ſolche entſtehen könne, darum müſſen die Portugieſen den Leichnam beſitzen. Der Schluß iſt von der Reinheit und Ruhe des Epos. Sie tragen die Leiche zu den Schiffen, und Alfonſo eröffnet uns die Ausſicht in den Tempel, der ſich über den Reſten des Märtyrers erheben wird. — Weil aber die Läuterung, welche das Gedicht darſtellt, nicht blos das Geſchick eines Einzelnen iſt, ſondern an Fernando's Dulden und Glorie ſich die Erhaltung eines chriſtlichen Gebietes und der endliche Triumph der chriſtlichen Waffen knüpft, ſo gewinnt die Handlung die Verleiblichung, die hiſtoriſche Größe und Weite, welche der Tragödie ſo wohl thut.

Welche aber iſt die Schuld des Fernando? denn ohne Schuld wird doch Niemand zum tragiſchen Helden. Sie iſt ſehr leiſe angedeutet, ſie würde auf der gewöhnlichen moraliſchen Wage kaum die Schale drücken, aber da iſt ſie.

Der Menſch ſoll im Augenblick einer großen Unternehmung ſich ſo klar, beſcheiden, und einfach halten, als möglich. Sehen wir dagegen, wie Fernando die afrikaniſche Küſte betritt. Ja, es iſt wahr, dieſe Reden, durch und durch geſättigt von unverwüſtlicher Fröhlichkeit, ſind herrlich, aber miſcht ſich dem Sinne, aus dem ſie hervorgehen, nicht ein gewiſſer Rauſch heroiſchen Leichtſinns bei? Soll ein chriſtlicher Heerführer ſo keck Zeichen hin und her deuten, wie Fernando thut? Er ſpielt zugleich hier offenbar mit den Beziehungen. Enrique's Fallen bei der Ausſchiffung ſoll ein glückliches Zeichen ſeyn, die trüben Erſcheinungen, welche Jenen beſorgt gemacht haben, ſind nur den Mohren finiſter, und dann ſoll doch wieder dieſe ganze Welt des Ahnungsvollen ein Nichts ſeyn. Das ſind Widerſprüche, die eben jenen Rauſch bezeichnen, den ich meinte. Oder wird man mir einwerfen, Fernando treibe nur ſeinen Scherz in der Deutung der Zeichen, wolle ſagen: dergleichen läßt ſich ſo oder ſo auslegen, ſo erwiedere ich, einem chriſtlichen Heerführer ſoll eben bei ſo ernſtem Anlaß nicht ſcherzhaft zu Muthe ſeyn.

... „Soll uns nicht des Sieges Lohn erfreuen,
So werden wir beglückt zum Tode ſchreiten!“

ruft Fernando. Darin liegt eine Herausforderung, die das Schickſal leicht anzunehmen pflegt. Der ganze Verlauf der Tragödie zeigt, daß das zum Tode ſchreiten nicht ſo ganz beglückt ſey, wie der überkühne Muth vorausſagte. Ueberhaupt iſt es mißlich, die letzten Dinge gewiſſermaßen ſich voraus zu beſtellen. Der Held denkt an den raſchen Tod in der Schlacht, und Gott führt ihn zum Ende im ſchimpflichſten Elend.

Der heroiſche Leichtſinn Fernando's bethätigt ſich in der Szene mit

Muley. Vom Heere getrennt, denkt er nicht an seine erste und oberste Pflicht, dem Heere durch die schnellste Rückkehr seinen Feldherrn wieder zu geben, sondern verliert sich in das humane und großmüthige Interesse an dem Privatschicksale seines Feindes. Hier ist eine gefährliche Sicherheit wahrzunehmen, und zugleich ein leises Ueberschlagen und Abweichen von dem strengen Pflichtenkreise des geistlichen Ordens, dessen Großmeister er ist, in die zarten Tugenden des weltlichen Ritterthumes. Als Haupt jenes Ordens hat er das Gelübde über sich, mit den Ungläubigen Krieg zu führen, nicht aber sich um ihre Liebesschmerzen und Liebeshändel zu bekümmern.

In diesen Dingen also finde ich die Schuld des Infanten. Aber allerdings ist sie eine so schöne, daß ohne sie der Charakter nicht so liebenswürdig wäre, wie er ist. Sie ist die kleine Unregelmäßigkeit, welche einer sonst vollkommenen Gesichtsbildung erst den reizendsten Ausdruck gibt. Ich mag nicht in Calderon hineindeuten, möglich aber, ja sogar glaublich ist, daß, wenn Fernando besonnen früh zum Heere gekehrt seyn würde, die Unruhe um ihn, das Suchen nach ihm vermieden, der Umschließung des Christenheeres durch Tarudante und den König von Fez ausgewichen, und die Gefangennehmung des Helden nicht erfolgt wäre. So könnte selbst die Katastrophe als äußere Folge jener Schuld erscheinen. Vielleicht ließ hier der Dichter mit Absicht Alles in einem gewissen Dämmer. Habe ich aber Recht, so ist sein Verdienst folgendermaßen zu fassen: Er weiß uns darzustellen, wie ein Minimum von Schuld ein Maximum von Leiden erzeuge, wobei wir an den Spruch erinnert werden, daß Gott züchtige, den er liebe. Er läßt den Charakter des Helden sich vollenden in einer ganz übersinnlichen Region, und zugleich an dem Undankbarsten, was es für die Poesie gibt, nämlich an einem fortgesetzten Leiden. Dennoch versteht er es, dem Charakter die populärste Deutlichkeit zu geben, und zugleich das Dulden in ein Handeln umzuschaffen, in das christliche Handeln, weil auf jeder Leidensstufe eine neue Gemüthsthat von Fernando gethan wird. Endlich steht Fernando, wo Niemand von uns zu stehen kommen wird. Weil aber der Dichter unsere Phantasie mit ihm wandern machte, so kommt er uns wie ein vertrautes Mitwesen vor, selbst als der Heiligenschein bereits sein Haupt umleuchtet.

6.

Ich widmete damals, vor sechs Jahren, diesem großen Gedichte die Sorgfalt, welche es unerläßlich fordert, sagte der schwarze Domino. In meiner Bearbeitung hatte ich den Spaßmacher gestrichen, den Luxus in den Szenen des mohrischen Personenkreises beschränkt, die wunderliche Audienz von Alfonso und Tarudante durch einfache Botenmeldungen zu ersetzen versucht. Denn auch in diesem hohen Werke hat Calderon nicht von seinen uns ungenießbaren Seltsamkeiten ablassen mögen, und sie stören darin doppelt. Ehe ich den Schauspielern das Stück vorlas, las ich ihnen ein Kollegium über den Angriff eines solchen Werkes und über die Rezitation des Verses, damit der Trochäus und die Strophe klinge und nicht so theaterüblich herabgeleiert werde. Sie kamen auch wirklich in eine gesammelte Stimmung für die Aufgabe. Die Vorbereitungen selbst wurden durch einen Wetteifer freundschaftlichen Mitwirkens verschönt. Schadow gab mir eine kleine, klösterlich abgelegene Zelle auf der Akademie zu den Leseproben her. Man mußte an allerhand Polterkram vorbei durch die unbesuchtesten Gänge wandern, und war in dem engen Gemache wie von aller Welt abgeschieden. Unter den Fenstern rauschte der Rhein, die weißen Wände röthete die Frühlingssonne. Bei dem Klange der Wellen, in dem rosigen Schein wurden da Sylben gemessen, Akzente festgestellt, die Schattirungen der Rede ausgearbeitet. Schirmer entwarf mir den Prospekt von Fez, Hildebrandt stellte die Ausschiffungs- und Kriegsgruppen, Felix Mendelssohn schrieb die Musik zum Werke; zwei herrliche Sklavenchöre nämlich, und einen ganz originellen, wie aufgelöste katholische Kirchenhymnen klingenden Marsch, zur Erscheinung des Geistes. Es waren gute Tage! — Mich freut es, daß ich mit der Exposition Deinen Sinn getroffen habe. Ich wirkte nämlich dahin, daß Grua, der den Prinzen spielte, in den ersten Szenen die Rolle ohne die herkömmlichen Bezeichnungen der Devotion, leicht, ritterlich-froh und wagemuthig nahm.

Wie wurden Sie aber überhaupt mit der Truppe, deren Vorgesetzter Sie doch nicht waren, fertig? fragten mehrere junge Leute.

Gut, übel, friedlich, kriegerisch, heute so, morgen so, versetzte der schwarze Domino. Das Schauspielervölkchen hat noch Niemand erschöpfend beschrieben, man muß mit ihm zu thun bekommen, um es kennen zu lernen. Das Sonderbarste ist, daß seine Launen wirklich nach nothwendigen Naturgesetzen zu entstehen scheinen. Denn auch bei Dilettanten, wenn sie Komödie spielen, zeigen sich unverzüglich alle Nücken und Tücken ihrer Kollegen vom Fach. Meine Akten aus jener Zeit sind lustig zu lesen, jeden Tag bekam ich wenigstens drei Billets,

denn die Schauſpieler geben Alles ſchriftlich von ſich. Da widmet mir Einer brieflich ſeine „ungeheuchelte Verehrung", der wenige Blätter ſpäter mir rund heraus erklärt, ſeine Nerven litten von meiner Behandlung! die Liebhaberin ſchmollt und wird wieder gut, der Held poltert, ſtreckt ſich aber doch nach der Decke; der Intriguant und Böſewicht war im Ganzen der Vernünftigſte und meine beſte Stütze. Alle ſchrieen über Ungerechtigkeit und Tyrannei, und zuletzt that Jeder ſeine Schuldigkeit. Die gelungene Emilia-Galotti hatte die Tradition erzeugt, daß der Sieg unter dieſen Fahnen blühe, und die Schauſpieler ſind Sklaven der Tradition, welche das einzig Feſte in dieſer Kunſt des Augenblicks iſt. Die Sache marſchirte, was kümmerte mich das Halloh unterweges?

Eine jener ſogenannten Muſtervorſtellungen, Nathan, war beſonders merkwürdig durch Seydelmann, der den Nathan gab. Fein und klug, wie er iſt, und das Terrain, auf das er denn doch nun einmal getreten war, mit richtigem Blicke würdigend, gab er meiner Bitte, um der Anderen willen die Mühe der Vorbereitungen nicht zu ſcheuen, das willfährigſte Gehör, und machte die ihm gewiß ſehr langweiligen Proben alle mit durch, ſelbſt einige Zimmerproben.

Ueber ihn erhob ſich auch hier der Streit, ob er ein Genie ſey oder nur ein berechnender Verſtandesmenſch, ſagte der rothe Domino. Für mich ein höchſt ungereimter Diſpüt. Ich denke, wenn ein Mann mit einer ſchweren Zunge, einem von Natur ſtumpfen Organ, und einer eben nicht ſonderlichen Figur ſo erſtaunenswürdige Dinge zu Stande bringt, wie Seydelmann, ſo kann man ſchon zufrieden ſeyn und Gott danken, der ſo viel Scharfſinn, Beobachtung, und Verſtand in einem Individuum verſammelte.

Seine Masken und die Nichtigkeiten, an welche er die reichſte Kunſt verſpendet, habe ich mit der größten Bewunderung geſehen, ſagte der blaue Domino. Vatel — was ſteht dieſer Darſtellung gleich? Daß er den König im Tagsbefehl in Haltung, Spiel, Geſtus, genau zu porträtiren wußte, will bei einem ſolchen Künſtler noch nicht viel ſagen. Aber er ſtattete die Rede mit einem ſo elegiſchen, zuweilen halb ſingenden Abklingen aus, daß mich dieſe Erfindung, die aus dem tiefſten Anſchauen hervorging, erſchütterte und mir die ganze hiſtoriſche Einſamkeit des großen Fürſten vor den bewegten Sinn brachte. Faſt aber ſcheint es, daß der Künſtler ein leeres Gefäß vor ſich haben muß, um ſeinen Reichthum ausſchütten zu können. Wo ein Werk ihm entgegentritt, ſtellt ſich die Sache etwas anders. Er liefert da auch immer das Bedeutende, nur nicht immer Das, was das Werk will. Nathan, Clavigo, Mephiſtopheles ſah ich von ihm mit einem Gemiſch von Hin-

gebung und Widerſtreben. Nathan ſpielte er im Tone eines Herder'ſchen Humanitätspredigers und in ſolcher Auffaſſung vortrefflich, aber die fein-ſarkaſtiſche Zumiſchung, die dem Juden nicht fehlen darf, blieb aus. Aus Mephiſtopheles machte er einen erdichten, knarrenden Geiſt, mit eiſerner Konſequenz, es iſt wahr; aber wo war der Marinelli der Hölle, den Göthe im Sinne hatte? Dagegen verhielt ſich im Clavigo das Ding wieder umgekehrt. Mir war Carlos, dieſer gerade, durchaus rechtliche und wohlmeinende Freund, wie ihn Seydelmann uns zeichnete, die am meiſten tragiſche Figur, weil ein ſo über den Andern ſtehender Menſch ſich doch ſo gröblich irren und an einem Lump, wie Clavigo, den treuen Antheil als an einer bevorzugten Natur nehmen konnte.

Was ſoll er machen? rief der ſchwarze Domino. Er ſteht in einer zertrümmerten Kunſtwelt, und kein Schauſpieler kann ſie wieder zuſammenfügen. Er hat das Gefühl überwiegender Begabung in ſich — was ſoll er machen? frage ich. Er macht ſich zum Mittelpunkt, um wenigſtens ſelbſt Etwas zu ſeyn, da das Ganze ein Nichts iſt. Ohne ſeine Schuld außer Stand geſetzt, in ein Ganzes beſcheiden, wahr, ſubordinirt einzugreifen, bildet er ſich durch Miſchung, Entmiſchung, Kombination, Bizarrerie eine eigene kleine egoiſtiſche Welt. Wenn der Styl verſtarb, leben die Grillen auf. Seydelmann iſt wenigſtens die genialſte Grille der heutigen Schauſpielerei.

Man wollte weiter über dieſen Künſtler reden, aber ein laut hallendes Vivat aus mehreren hundert Kehlen im Saale unterbrach das Geſpräch. Trompeten und Pauken ſchmetterten und wirbelten; der Jubel wollte nicht enden. Die jungen Leute eilten nach dem Orte, wo dieſe laute Ehrenbezeugung erklang; die Domino's vermochten endlich herauszuhören, daß ſie Schadow'n galt.

Einer von ihnen wendete ſich ab und zog ſein Tuch hervor. Die Andern lächelten, denn ſie kannten die Schwäche ihres Freundes.

Ja, rief er, nachdem er ſeine Thränen getrocknet, halb ärgerlich, halb mitlachend, es iſt ein verwünſchter Naturfehler bei mir, daß ich weinen muß, jedesmal, wenn ich ein Vivat höre. Oft iſt mir dabei in der Seele gar nicht weinerlich zu Muthe geweſen, und dennoch brach das Waſſer hervor. Es muß wohl mein Sinn für thatſächliche Momente ſeyn, der mich zu einem ſo unfreiwillig Gerührten macht.

Sein Nachbar ſagte: Nun, hier darfſt Du allenfalls bewegt ſeyn, denn Der, dem da ein paar hundert Jünglinge huldigen, hat Außerordentliches geleiſtet.

Gewiß, verſetzte der Andere. Wir haben hier gleichſam ein fait accompli, eine vollendete Thatſache vor uns. Und vor denen hegen

ſelbſt die Regierungen Ehrfurcht. — Die Wahrheit, daß man etwas Seyendes für ſeyend halten, daran nicht nergeln noch mäkeln ſoll, iſt ein Gewinn in dem Denken unſerer Epoche. Wir haben hier Großes werden ſehen. Ein Mann kommt vor dreizehn Jahren daher, gefolgt von fünf Schülern, die recht hübſche Sachen gemacht haben, doch aber noch völlig unfertig ſind. Er betritt ein fremdes Terrain, ohne mächtige Verbindungen zu haben, er muß ſich Alles erſt ſelbſt ſchaffen. Sein Gouvernement unterſtützt ihn wohl, jedoch nur mäßig; keines Königes mächtiger Arm hält ihn, ſtellt ihm die geniusentflammenden Aufgaben. Einen Namen bringt er mit, genannt allerdings in der Kunſtwelt, keineswegs aber mit der Glorie allgemeiner Berühmtheit umgeben. Und nach dreizehn Jahren ſteht er an der Spitze einer Anſtalt, worin die Hunderte nun faſt ſtatt der urſprünglichen Einheiten zählen. Die Räume ſind zu eng für den Andrang, der Ruf der Anſtalt geht durch Europa, und zieht die Lehrlinge aus allen Landen, bis zum hohen Norden hinauf, herbei. Die Werke der Schule zieren Königs- und Kaiſerpaläſte, die Erben großer Reiche beſuchen den Chef und treten zum Theil unter ſein Dach. Der Kunſtverein, der doch auch ohne ihn nicht entſtanden wäre, hat jährlich über zwanzigtauſend Thaler zu verwenden. Die Schule ſandte Kolonien aus nach Dresden und Frankfurt. Was aber noch mehr: das Haupt wurde längſt von den Gliedern überflügelt und dennoch löſen ſich viele der edelſten Glieder nicht ab, wohl wiſſend, daß der Zuſammenhang, wie er war, ihnen auch noch jetzt fromme. Dieſer Organismus findet nun aber immer noch ſeinen Schwerpunkt im Stifter, obgleich faſt alle jüngeren Meiſter ganz abweichend von ihm denken. Man würde es wohl empfinden, wenn er dauernd von ſeiner Schöpfung zurückträte. — Iſt das nun keine Thatſache, ſo gibt es überhaupt keine. Und nur ſeltene Eigenſchaften konnten ſie ſchaffen.

Man ſollte denn aber endlich ſie nennen, einen hiſtoriſch gewordenen Namen nicht mit falſchen Bezeichnungen verdunkeln oder durch ausweichende Reden verwiſchen! rief der ſchwarze Domino. Kläglich dreht ſich das Urtheil über die Werke des Mannes, von dem wir reden, krümmt ſich und windet ſich, um das öffentliche Geheimniß nicht laut werden zu laſſen: daß Schadow kein Genie ſey. Oder wollt Ihr es behaupten, ſo nennt mir den Jünger von Bedeutung, dem er ſeine Farbe und Zeichnung gegeben, nennt mir das Werk von ihm, welchem die Nation ihre Stimme ertheilt hätte! Alles, was hier Berühmtes entſtand, entſtand durch die Schule, die im eigentlichen Sinne doch nicht ſeine Schule iſt.

Laßt uns nicht in Negationen und Antitheſen uns verlieren! ſagte

der blaue Domino. Auch die Kunſt hat, dem Geſetze der Zeit folgend, einen repräſentativen Charakter angenommen. In einem repräſentativen Staate aber gedeiht der große Selbſtherrſcher nicht, ein geſcheiter, balancirender Louis Philipp iſt die Perſönlichkeit, die ihm eignet. Das wahre Genie würde in ſeinem hohen Drange, in ſeinem unbekümmerten Stolze, nie Etwas wie die Düſſeldorfer Schule hervorgebracht haben. Cornelius, den ein ſeltſamer Irrthum hier, wo es Nichts al fresco zu mahlen gab, zuerſt zum Direktor gemacht hatte, ging, ohne eine Spur zu hinterlaſſen. Freilich war er nur kurz hier, er iſt aber von der Art, daß er unter keiner Bedingung hier hätte lange ausdauern können. Schadow kam, und da waren nun die Qualitäten, die hieher gehören. Anſtatt des urkräftigen Schaffens, welches ſich nur um ſich bekümmert, hatte er eine allſeitige Empfänglichkeit, und jene Fürſtengabe, die Fähigkeiten zu ſehen und jede an ihren Ort zu ſtellen. Der Verſtand iſt das Dominirende in ihm, unterſtützt von einer zähen Beharrlichkeit. Ich ſage nicht, daß ihm Gefühl und Phantaſie fehlen, aber ſie ſtehen unter der Herrſchaft des Kopfes. Er verwendet ſie, gebraucht ſie, anſtatt ſich von ihnen hinreißen zu laſſen. Wer die Jahre her geſehen hat, wie er feſt und klug, nie ſeine Abſichten aus dem Auge verlierend, Charaktere und Schwächen berechnend und behandelnd, zur rechten Zeit ſich ſchmiegend und im günſtigen Augenblicke imponirend, ſein Reich gründete und führte, der hat etwas Merkwürdiges geſehen.

Du haſt mir nur das Wort aus dem Munde genommen, ſagte der ſchwarze Domino. Meine Meinung konnte nicht ſeyn, ihn herabzuſetzen. — Ich glaube, daß ein Verein ſolcher Eigenſchaften, wie er ſie beſitzt, fähig machen würde, die öffentlichen Angelegenheiten unter den ſchwierigſten Umſtänden zu führen. Schadow wäre gewiß ein tüchtiger Staatsmann geworden, hätten die Sterne ihm die Feder des Diplomaten ſtatt des Pinſels zugewieſen.

Meine hiſtoriſche Betrachtung läßt mich ſolche Eventualitäten nicht aufſtellen, ſagte der rothe Domino. Ich unterſcheide vielmehr in Schadow zwei geſchichtliche Perſonen: den vor der italieniſchen Reiſe im Jahre 1830 und den nachher. Jener hatte wirklich die allſeitigſte Empfänglichkeit, er war gutmüthig, wohlwollend, konnte ſelbſt naiv ſeyn. Zwar war er auch damals ſchon chriſtkatholiſch in ſeinem Künſtlerherzen geſinnt, er mahlte (außer Portraits) nur heilige Bilder und nannte die religiöſe Kunſt die höchſte. Aber Alles Das war doch nur mehr Privatliebhaberei. Daneben war er der humanſte Patron der Landſchaft, des Humors, des Genre's, ſelbſt wenn dieſes bis zu Kegelbahnen und Trinkſtuben hinabſtieg. Er gab da Rath, kritiſirte, emendirte treu, fleißig,

einsichtsvoll, wie an Engelsflügeln und Madonnengesichtern. Rührend war seine Freude, wenn Etwas gelang, es gelang, wo es seyn mochte. Schrötter, der von der Kupferstecherei zum Mahlen übergegangen war, konnte erst lange der Farbe nicht mächtig werden. Wißt Ihr nun noch, wie Schadow einst, wen er von Bekannten traf, vor Schrötters Bild rief, und Jedem als ein Ereigniß ankündigte, daß der Reflex der Abendsonne auf dem Rockärmel des alten Fischers in der Mitte der Gruppe so schön gelungen sey, daß nun endlich Schrötter die Farbe habe? Solcher Dinge kamen damals unzählige vor. Den rationalistischen Lessing liebte er mit väterlicher Zuneigung. Mit Literatur, Poesie hielt er sich in Berührung, abweichende Meinungen brachten ihn nicht auf, machten ihn nicht stumm. — In Italien aber wachten die alten Reminiszenzen auf, die große religiöse Kunst hatte ihm von Neuem so imponirt, daß er zurückkam, nicht als ein Halbverwandelter, wie Sie ihn früher genannt haben, sondern als ein Geblendeter, oder wenn man im Bilderkreise seiner Kunst bleiben will, mit übermahltem Geiste. Denn ich muß sagen, daß ich für meine Person immer noch an das Richtige und Natürliche in seinem Wesen glaube, welches eben ist, das Gute und Schöne in jeder Richtung zu lieben und zu pflegen. Freilich ist die Uebermahlung jetzt stark. Nicht plötzlich trat sie hervor, sondern die Kruste setzte sich nach und nach an. Krankheiten, Verstimmungen mögen mit eingewirkt haben. Die Schüler wurden berühmter, als er, und wodurch wurden sie berühmt? Nicht durch Himmelfahrten und heilige Familien, sondern durch die Landschaft, durch das Genre, das romantische sowohl, als das reale. Wer wird ihn schelten, wenn selbst etwas Gereiztheit sich seiner Empfindung beigemischt hat? Genug, es sollte nun mit aller Gewalt eine religiöse Schule am Rheine erblühen. Das hatte zur Folge, daß eine stille Entfremdung sich zwischen ihm und den meisten Heroen der Anstalt allmählig einschlich. Niemanden hat er absichtlich gekränkt oder zurückgesetzt; gegen solche Beschuldigung, welche der Klatsch auch gegen ihn erhoben hat, muß man ihn durchaus vertheidigen. Aber die Dinge wirkten, und sie sind immer mächtiger, als jede Absicht. Nun bringen sie ihm noch Vivats, es ist wahr, aber die eigentlich Bedeutenden rufen doch nur mit aus Pietät und Dankbarkeit, ein lebendiges Gefühl des Zusammenwirkens mit ihm stiftet die Verbindung nicht, welche allerdings, wie ich sagte, noch besteht. Sie sehen einander als eine Nothwendigkeit an, er sie, sie ihn, das ist ihre Gegenwart zu einander, und darüber hinaus liegt freilich ein viel schöneres, ein weit beglückenderes Verhältniß. Geistigen Einflüssen, welche die jetzige Befangenheit irre machen könnten, hat er sich zu entziehen gewußt. Praktisch aber brachte er es

nur zur Bevölkerung jener drei oder vier Ateliers, welche Galiläa scherzweise genannt werden, und worin man sich zur Ehre Gottes unfruchtbar genug abquält.

„Deger? Vergissest Du Deger'n?"

Deger ist ein reiner, schöner Mensch, er ist der hervorragendste unter den frommen Mahlern, und auf ihn rechnete Schadow wohl auch am meisten, als Stütze der sogenannten höheren Richtung. Aber ich frage: tragen denn diese abgedämpften Farben des Lieblingsschülers, diese zärtelnden Engel, diese kindlich frommen, oder mit dem hektisch schmachtenden Zuge um das Auge versehenen Madonnen die Bürgschaft langen Lebens in sich? Sieht man sie sich nicht schon jetzt müde, je länger man sie ansieht? Spricht sich denn in dieser frauenhaften Milde und Unschuld der christliche Geist der jüngsten Vergangenheit oder der Gegenwart aus? Und den müßte doch ein Meister zu erfassen wissen, wenn ihm gelingen sollte, einen neuen dauernden Typus christlicher Kunst zu finden, denn in den Leib seiner Mutter kann Niemand zurückkehren, auch die Kunst nicht. Sind nun nicht gerade die Besten, die Wahrhaftigsten der Jetztwelt durch allen Spott und Zweifel der Heiden hindurch gegangen, bevor sie zum Erlöser gelangten? So möchte denn wohl ein Pauliniſches Bewußtseyn eher, als die legendenhafte Süßigkeit, aus den neuen christlichen Bildern blicken müssen, sollten sie zur Höhe der Zeit sich erheben, auf dieser Höhe sich erhalten. Nicht die wimpersenkende Madonna, sondern der in den leuchtenden Lichtern des Himmels über den geistvollen Verfolger triumphirende Christus scheint mir der Vorwurf der neueren religiösen Kunst zu seyn, wenn eine solche entstehen soll. Deger nahm in seinen ersten Christkindern dazu einen Ansatz, sie hatten etwas Tapferschreitendes, Siegreichblickendes. Nachher ist er hievon wieder zurückgewichen in die Reminiszenz an Fiesole. Zuletzt sah ich eine Zeichnung von ihm: die Himmelfahrt. Der Erlöser blickt wehmüthig segnend zu den Aposteln hinunter. Also auch hier Empfindsamkeit! dachte ich. Daß der Sohn sich setzt zur Rechten des Vaters, das ist das göttliche Faktum, und wird nun wohl dessen erhabene Majestät durch diese weiche Gebärde ausgedrückt? Man muß erwarten, wie den Künstler Italien, wo er sich jetzt befindet, vollenden wird, denn seine Bahn ist ja noch nicht geschlossen.

Man kommt, wenn man im Stillen für sich die Dinge betrachtet, immer mit dem Urtheile des Tages in's Gedränge, sagte der schwarze Domino. So ist es mir mit den Ansichten über unsere Schule gegangen,

nachdem der erste lyrische Taumel der Anfänge vorüber war, und das Urtheil in seine Rechte trat. Vor acht, neun Jahren sollten hier lauter werdende Michel Angelo's, Raphael's, Rembrandt's, Ruysdael's umherwandeln. Ich liebte meine Freunde wahrhaftig von Herzen und freute mich jedes guten Bildes, das von ihnen kam, aber ich hatte denn doch Dresden, Berlin, Kassel, München, Pommersfelden, Amsterdam, den Haag gesehen, und wußte ungefähr, wie die alten Sachen aus den Rahmen schauten. Ich vermißte bei den unsrigen Etwas: die geniale Sicherheit, das à plomb der alten Meister, die überzeugende Kraft und Nothwendigkeit der Gestalten. Versuche sah ich, höchst tüchtige Versuche, aber schwankend zwischen der Kühnheit des Individuums, immer nur sich und sein Personellstes auszudrücken, und der Scheu, Fehler zu begehen. Diese Furcht vor gemahlten kühnen dummen Streichen war immer ein charakteristischer Zug der hiesigen Schule. — Jetzt beginnt das Blatt sich zu wenden. Eine Umstimmung der Meinung naht ganz sichtbar an. Zwar bestellen und kaufen die Liebhaber noch reichlich, aber das Urtheil der Stimmführer spricht doch schon seit einigen Jahren häufig vom Düsseldorfer Schmerz, von der Weichlichkeit, vom stereotyp gewordenen Brüten. Ungerecht abermals. Man muß nie eine Richtung in ihren Schwächen angreifen, noch sie darin vertheidigen wollen. Geben wir daher die Goldschmidtstöchterlein, die Kirchengängerinnen, die Nonnen, Pagen, Ritter willig den Stickmustern preis, in welche sie so rasch übergingen! Die Stärken der Schule haben aber unläugbar eine allgemeine geistige Stimmung der Nation, von welcher sie sich in ihrem Bewußtseyn erst jetzt loszumachen beginnt, in Form und Farbe gebracht. Und wenn diese Stimmung eben die sentimental-romantische war, und wenn darin das Weiche, Ferne, Musikalische, Kontemplative anstatt des Starken, Nahen, Plastischen, Handelnden vorwaltete, warum scheltet Ihr die Mahlerei, da Ihr die Poesie gelobt habt, der Ihr Alle einen Theil Euerer Bildung verdankt? Die Poesie ging voran, die Mahlerei folgte, und es wurde hier Etwas wahr, was Louis de Maynard in seiner Betrachtung über die neuere Kunst der Franzosen einmal sagte: **l'idée passe du papier à la toile.**

Nur müssen Sie mir eine Bemerkung erlauben, versetzte der rothe Domino. Der Scherz über die sogenannte Zopfperiode des achtzehnten Jahrhunderts ist in unserer Schule bekanntlich ein stehender geworden. Ich aber möchte sagen, daß selbst aus manchen Stärken unserer Besten abermals ein Zopf hervorsieht, freilich viel vornehmer und poetischer zusammengeflochten, als der alte pudrichte.

Der schwarze Domino erwiederte: Es fehlt der Schule mit einem Worte die letzte Weihe, die naive Ursprünglichkeit, welche die Haare entweder frei wallen läßt, oder kurzweg abschneidet. Das ist aber nicht die Schuld der Einzelnen. Darin tritt das Mißgeschick des Urverhältnisses zu Tage. Das unbedingt Große geschieht doch nur, in der Kunst wie im Leben, wenn ein großer Praktiker auftritt, positiv leistend und die Geister entweder in die Nachahmung fortreißend, oder sie zu selbstständigen Gegensätzen treibend und nöthigend. Das war hier nicht der Fall. Das Höchste kann aber nicht kommen, wenn nur durch Methode, Kritik, Einsicht, Klugheit, gleichsam zur Kunst die Gelegenheit gemacht wird. Und nur Das geschah hier. Die Einzelnen waren also, bei aller Unterweisung in den Vorhallen, im Allerheiligsten dennoch lediglich auf sich gewiesen. Nun hätte unter ihnen ein wahrhaft tonangebender Meister im höchsten Sinne des Wortes entstehen können, und Viele haben Lessing diesen Meister genannt. Er kann es werden, noch ist er es aber nicht. Für sich hat er genug, aber für eine echte Schule hat er nicht genug. Es fehlt ihm die Weite des Blickes, es fehlt ihm der Muth, die großen Erscheinungen seiner Kunst in's Auge zu fassen auf die Gefahr hin, eine Zeitlang an sich irre zu werden. Dieses Versunkenseyn in sich geht so weit, daß er es bisher standhaft abgelehnt hat, Gallerien und Museen zu beschauen. So lange eine solche Isolirung fortdauert, wird auch in seinen Werken etwas Starres und Monotones sichtbar bleiben, welches, für meinen Blick wenigstens, diese große Kraft noch gefesselt hält. Groß und gewaltig ist sie, und davon erlebte ich kürzlich in Frankfurt die Bestätigung für mich. Sein Ezzelin war das einzige unter den neueren Bildern des Museums, welches mir neben den alten Werken Stich hielt.

Die Schule hatte einen Grundfehler, sie besaß schon in ihren ersten Anfängen eine Vorstellung von sich, von ihrer Mission, von der sogenannten Würde der Kunst; sagte der rothe Domino. Freilich entsprang auch er aus dem Umstande, daß der Gründer mehr ein Theoretiker als ein Praktiker war, denn lediglich für die Theorie stellen sich dergleichen Abstraktionen ein, der echte Praktiker hat nur Vorstellungen von seinen Stoffen, und wenn er an seine Kunst denkt, so ist sie ihm ein Aggregat bewährter Handwerksgeheimnisse. Jenes mythische Gefühl aber von der besondern Vornehmigkeit des Berufes, oder von dem Berufe selbst, als einer intellektuellen Luftgestalt, welches der Meister, wie er nur konnte, den Jüngern einzuimpfen suchte, hat, abgesehen von dem schädlichen Einflusse auf die moralische Physiognomie der Schule, Manchen auch in seiner Kunst geirrt, in Gebiete getrieben, in welche er nicht

gehörte, — Allen vielleicht bis auf den heutigen Tag noch ein Etwas vor das Auge geschoben, daß sie mit dem letzten, schärfsten Mahlerblicke die Dinge nicht sehen, wie sie eben einzig und allein für den Mahler vorhanden seyn sollen. Sie sehen die Dinge zu natürlich zugleich und zu unwahr, die rechte Mitte ist hier noch zu entdecken.

Ihr dreht Euch im Kreise um den eigentlichen Punkt, wie Leute, die, im Walde verirrt, das Haus suchen, das zwanzig Schritte von ihren tappenden Füßen liegt, sagte der blaue Domino.

Nun, nun, nur nicht so unsanft zurechtgewiesen! riefen die beiden Andern. Sey uns ein freundlicher Leiter!

Der blaue Domino versetzte: Die Farbe fehlt noch der Düsseldorfer Schule; die eigene, selbstständig gefundene Farbe. Die Farbe ist dem Mahler, was das Wort dem Dichter; er denkt, fühlt, phantasirt in ihr. Sie ist aber nicht das Roth und Blau, das da klebrig auf der Palette steht, sondern die Verwandlung, welche Zinnober und Ultramarin im Geiste des Künstlers erleiden. Das ist eine so wunderbare Metamorphose, wie die von Gemüse und Fleisch in Blut und Nervengeist. Nicht die Farbe, wie sie in der Natur ist, kann der Mahler brauchen, sondern ein begünstigter Genius operirt jene Metamorphose in sich, und die Geister zweiten Ranges empfangen die Farbe von Mustern. Die Kunst empfängt von der Kunst. Man kann nun in Euere Ansichten eingehen und sagen: eben weil der Schule ein großes schaffendes Vorbild fehlte, suchte sie in ihrer Rathlosigkeit nach einem Halt, und den sollte ihr die beliebte Natürlichkeit des Kolorits, oder das Kolorit nach der Natur bieten. Aber eine Farbe kann so unnatürlich wie möglich, und dennoch völlig kunstwahr seyn. Seht Tizians Venus in der Nähe, es ist etwas Grauröthliches da auf die Leinwand gestrichen; tretet zurück und das lebendigste Fleisch wallt Euch entgegen. Ich habe spanische Bilder gesehen. Dicht vor der Tafel sah ich nur schwarze und weiße und blutrothe Striche, vier Schritte davon entzückten mich Magdalenengesichter, büßend im Ausdruck der tiefsten Reue. Die Farbe ist eine große Entdeckung. Unzählige Versuche müssen dieser vorhergehen. Zwei Jahrhunderte lang und länger war sie aller Orten abhanden gekommen: sollen fünfzehn Jahre hier hingereicht haben, sie wieder zu finden? Es gab alte Meister, die so eifersüchtig auf diesen Punkt hielten, daß sie das Geheimniß, wie sie ihre Palette ausrüsteten, mit in das Grab nahmen. Ich glaube aber, daß die ächte mahlerische Farbe auch hier noch entdeckt werden wird, denn so viele und bedeutende Kräfte können sich nicht wie durch ein Wunder zusammengefunden haben, ohne zuletzt ein Endziel zu erreichen.

Ueberhaupt haben wir ja von den Mängeln der Schule nur geredet, um sie aus dem Zwielicht allgemeiner Redensarten, lobender und tadelnder, uns zur deutlichen Gestaltung zu bringen, sagte der rothe Domino. Denn über ihre Verdienste sind wir einverstanden. Sie ist da, eine unter ganz eigenen historischen Umständen entsprossene Zunft, die, sich gliedernd in Meister, Lehrlinge, und Gesellen, bei allem innerlichen Hader, der nicht länger abgeläugnet werden darf, doch durch ein unsichtbares Etwas noch immer zusammengehalten wird. Der Urtypus dieser Zunft war der Geist, welcher in der Literatur hauptsächlich durch Göthe, Tieck, Uhland ausgesprochen ist. Dieser Geist versetzte sich mit etwas norddeutscher Reflexion, und suchte mahlerische Konsistenz zu gewinnen durch die treuesten und fleißigsten Studien nach der sinnlichen Natur. Später traten Münchener, französische, niederländische Einflüsse auf, und es fand ein gegenseitiges Assimiliren des Ursprünglichen und Nachgeborenen statt, am augenfälligsten in der Landschaft, doch auch zu Zeiten bemerkbar im Genre, und selbst in der Historie nicht ganz verborgen. Ein Eklektizismus, nicht im rohen, sondern im feineren und geistigeren Sinne, herrscht; auch dieser ist eine vollendete Thatsache, und aus ihr werden sich gewiß noch große Folgen ergeben.

Der blaue Domino stand auf. Ich freue mich dieses Abends, sagte er. Wir haben kein Platonisches Gespräch geführt, in dem Einer die Weisheit hat und mit verstellter Unwissenheit die Andern belehrt, sondern es war eine deutsche Unterhaltung. Jeder gab seinen Scherf, im Sinne und Gemüth waren wir einig, und nur die Auffassungen waren hin und wieder verschieden. So ist es uns gelungen, die Düsseldorfer Anfänge uns vorzuführen, keine unverächtliche Station im Gesammtleben des Vaterlandes. Wie Viel wäre noch zu sprechen! Wie gern untersuchte ich, nur bei unserer letzten Materie stehen bleibend, mit Euch: Welche moralische Gestalt der Mahler durch seine Kunst erhält und wie eine Künstlergilde auf den Geist einer ganzen Stadt, darin sie waltet, influenzirt? Wir würden da auch gewiß auf bestimmte Resultate im Guten wie im Schlimmen kommen. Wir würden finden, daß auch in diesem Gebiete Stand und Beruf den Menschen fertig machen helfen. Der Soldat wird durch die Waffen tapfer und ehrenzart, aber auch leicht rauh und hochfahrend; der Dichter durchschaut in seinem einsamen Zimmer alle Räthsel der Welt, aber manche Grille pflegt nebenbei in dieser Einsamkeit zu nisten; der Richter ist gerecht, aber der Aktenstaub kann ihn moralisch engbrüstig machen. Und so würden wir finden, daß der Mahler, durch das beständige Vertiefen in die Form und in das äußerlich Erscheinende, zwar für sein Leben eine ausgeprägte Gestalt

und eine frohe Sichtbarkeit gewinnt, zugleich aber in Gefahr steht, sich selbst in der Aeußerlichkeit zu verlieren, und den Sinn für die innersten Beziehungen des Daseyns, so wie den Maßstab für die höchste Würde des Menschlichen, die in einem unsichtbaren Reiche thront, einzubüßen. Endlich würden wir finden, daß eine Stadt durch das in ihr vorherrschende künstlerische Element zwar ein buntes und mannigfaltiges Ansehen erhält, welches aber doch zuweilen Etwas von einem Schaugerichte hat, und daß vielen schwächeren Seelen in ihr, unter dem Schwelgen in Formen und Bildern, die Anlage zum Ernst und zur gründlichen Durchbildung des Geistes abhanden kommt. — Aber es ist zwei Uhr Morgens, immer gedrängter fahren die Wagen ab, die älteren Leute sind fast alle weg, und nur das junge Volk tanzt noch, als solle Das dauern bis zum jüngsten Tage.

Puck sprang vorüber. Eine Verschwörung ist im Gange! rief er und verschwand durch eine Seitenthüre.

Die drei Domino's wußten nicht, was die Worte bedeuten sollten. Der schwarze Domino goß aus der letzten Flasche die Gläser bis zum Rande voll und rief: Laß uns den drei Nornen opfern, welche die Zeit weben. Sie heißen Wurd, Werdandi, und Skuld.

Der rothe Domino erhob sein Glas und sprach: So nenne ich Wurd, die Vergangenheit. Ihr gilt mein Opfer. So viele verschiedenartige Menschen, auf engem Raume zusammengedrängt, mußten manche Reibung erzeugen. Ich sprach einst mit einem Freunde über das Unbehagliche unseres Lebens, was in Soupçons und Uebelnehmereien sich abhetzte. Laß es gut seyn, sagte er, es ist ein Zustand wie im Mittelalter. Die Barone halten sich auf ihren Burgen, machen einander Fehde, werfen einander die Schutzbefohlenen nieder. Es ist doch Leben und Kraft in diesem Getreibe, und Jeder vertraut seiner Faust. — Wurd sey gepriesen!

Ich beuge mich vor Skuld, der Zukunft, sagte der blaue Domino. Ohne Wort ist der Dienst dieser Norne, wir wollen ihr, stille Hoffnung im Herzen, entgegengehen.

Durch Eure List fällt mir Werdandi zu, die Gegenwart! rief der schwarze Domino. Also...

Aber er konnte nicht ausreden. Denn der Papagaigrüne war in das Zimmer getreten, begleitet vom Zeremonienmeister im gestickten Hofkleide, mit Allongenperücke und dem goldenen Stabe. Nichts fällt Euch allen Dreien zu, als ein Tanz im Saale mit der Dame, die eben an der Tour im Kotillon ist; sagte er. Sie läßt Euch durch mich und diesen Chevalier hier holen. Die Tour aber ist, daß Ihr unermüdlichen

Redner die Dame umtanzt, sie dann das Taschentuch emporwirft, und der Glückliche, welcher es haſcht, mit ihr herum walzen darf.

Was war zu thun? Werdandi kam in diesem Zimmer um ihren Opferspruch. Der Zeremonienmeister trat vor, die Domino's folgten, der papagaigrüne Verschwörer schloß. Im Saale empfing den Zug fröhliches Gelächter. Papagena, ein reizendes Mädchen im bunteſten Federkleide, stand in der Mitte des weiten Tanzkreises. Die Geſchichte sagt nicht, ob die Domino's mit ihr getanzt haben, oder ob sie sich mit einem Scherze auslösten gegen sie, die wohl für ein Bild der blühendſten Gegenwart gelten konnte.

G. Depping.

Die Deutschen in Paris.

Von

G. Depping.

Wenn ein deutscher Student von der Universität relegirt worden ist, oder wenn ein preußischer Auskultant, voll Verzweiflung über den langen Schweif von Referendarien, welche vor ihm zu versorgen sind, nicht einmal die Hoffnung hegen darf, eine Braut zu erhalten, geschweige denn zu heirathen, so wendet er zuweilen sein Auge wehmüthig gen Paris, und hat er eben so viele Entschlossenheit als Sehnsucht, so schnürt er sein Bündel, versieht sich mit einem Empfehlungsschreiben an irgend einen Landsmann in Paris, sey es Bankier, Schneider, oder Studiosus, und erscheint eines Morgens bei diesem, mit der dringenden Bitte, ihm sogleich eine Anstellung zu verschaffen. Er spricht bereits ziemlich geläufig sein Comment vous portez-vous, oder quelle heure est-il aus, und zweifelt daher gar nicht, daß man ihn für fähig erachten werde, die Erziehung des Sohnes eines Pair de France zu übernehmen, oder Buchhalter auf einem Bankierkomptoir zu werden, oder Feuilletons für ein Pariser Journal, das Stück zu 200 Franken, zu schreiben, und er ermangelt selten, seinen in Paris angesiedelten Landsmann der Gleichgültigkeit oder der Deutschlosigkeit zu beschuldigen, wenn dieser ihm die Schwierigkeiten seines Unternehmens vorstellt und ihn zu enttäuschen sucht, kommt gar nicht wieder, und sucht sich anders durchzuhelfen, indeß das wenige mitgebrachte Geld mit jedem Tage sich verringert. Durch

vieles Herumlaufen treibt er einige Landsleute auf, die ihm aber Nichts weiter geben können, als tröstende Worte und Theilnahmebezeugungen. Er sieht an dem Laden eines Handwerkers einen deutschen Namen, und geht hinein, in der Hoffnung, deutsche Biederkeit und Gastfreundschaft bei diesem zu finden. Der Handwerker ist wirklich ein Deutscher; da es ihm aber weit mehr um Kunden als um Landsleute zu thun ist, und er merkt, daß der Fremde keinen andern Zweck hat, als deutsch mit ihm zu sprechen, welches zu seinem Pot-au-feu gar Nichts beiträgt, so fertigt er ihn kurz ab, und der junge Reisende wird eben so ungehalten auf die Deutschen, als auf die Franzosen, und reiset mit Groll im Herzen nach Algier oder nach Amerika, wofern ihm nicht gar sein Gastwirth aus Mangel an Zahlung seinen Bündel und seinen Reisepaß zurückbehält, und ihn dadurch noch viel elender macht, als er schon war.

Das ist die Geschichte manches jungen Deutschen, den ich in Paris habe ankommen sehen. Viele geriethen in einen sehr bedauernswerthen Zustand, und hatten Ursache genug, ihren Entschluß, nach Paris zu kommen, herzlich zu bereuen. Ueberhaupt ist die Lage derjenigen Deutschen, welche nach Paris gehen, um ihr Fortkommen hier zu finden, ganz anders, als diejenige der Deutschen, welche eine Zeitlang sich hier auf ihre Kosten aufhalten, um sich zu belustigen oder zu belehren, oder um Beides zugleich zu thun. Jedwede dieser Klassen von Reisenden verdient eine eigene Betrachtung.

Am kürzesten wird die Klasse der zu ihrer Belustigung in Paris sich aufhaltenden Deutschen abgefertigt werden können. Wenn sie keine Kreditbriefe an einen Bankier mitbringen, wodurch sie in Stand gesetzt werden, lange zu verweilen, so pflegen sie Museen, Bibliotheken, Kirchen, Naturalien- und Münzkabinette zu durchlaufen, Schauspiele, Bälle, und Konzerte zu besuchen, einer Sitzung der Deputirtenkammer beizuwohnen, im Palais-royal, auf den Boulevards, und den Champs-élysés umherzuschlendern, auf der Eisenbahn nach St. Cloud, Versailles, und St. Germain zu fahren, für ihre Frauen, Schwestern, oder Bräute sich mit neuen Moden zu versehen, und dann wieder vergnügt nach Hause zurückzukehren, wo sie lange von Paris zu erzählen haben.

Zuweilen haben sich in ihrem Gedächtnisse, bei dem schnellen Wechsel der Eindrücke, die Thatsachen etwas verwirrt, und die Reisenden erzählen daher sehr sonderbare Dinge, welche den vernünftigen Zuhörern nicht glaublich vorkommen, und es auch wirklich nicht sind. Dergleichen Behauptungen oder verworrene Erinnerungen gehen auch wohl in den Druck über. Man hüte sich vor den Erzählungen der Reisenden, welche

Alles im Vorbeigehen oder -Laufen gesehen haben! Wenige besitzen die Gabe, in kurzer Zeit gut und richtig zu beobachten.

Der Reisenden, welche nach Paris kommen, um sich zu belehren, und um die hier aufgehäuften, dem Publikum so freigebig zum Gebrauche dargestellten wissenschaftlichen Schätze zu benützen, liefert Deutschland mehr, als irgend ein anderes Land. Beständig sieht man eine Menge junger Deutschen in den Bibliotheken, Museen, Hospitälern, und andern öffentlichen Anstalten. Die Franzosen bewundern ihren Fleiß und auch ihre Gelehrsamkeit. Diese Fremden benützen oft, was von Einheimischen vernachläßigt wird, und ziehen Dinge aus der Verborgenheit hervor, deren Daseyn man kaum ahnete, oder welche man der Aufmerksamkeit und der Bekanntmachung nicht würdig erachtete.

Nicht selten bemerkt man jedoch an diesen Reisenden eine Tadelsucht, welche aus übertriebenem Patriotismus herzurühren scheint, und von einigen Deutschthümlern angeschürt wird. Die Pariser Künstler sind alle in ihren Augen Stümper, die Pariser Gelehrten Schüler, die Pariser Politiker Marktschreier, und die Pariser Bürger leichtsinniges Volk, ohne Ernst, Gemüthlichkeit, und Gastfreundschaft. Mit diesen Vorurtheilen kommen sie nach Paris, mit denselben gehen sie wieder fort, ohne daß irgend Etwas vermögend wäre, sie eines Bessern zu belehren. Ich habe sehr schätzenswerthe Männer gesehen, welche sich ernsthaft darüber beklagten, daß das Land unpoetisch, das Volk entsetzlich prosaisch, nicht einmal höflich und zuvorkommend gegen Fremde sey, daß Gelehrte, welche in Paris ankommen, auf lauter Schwierigkeiten stoßen, kurz, daß Nichts einen Deutschen in Paris befriedigen könne. Man hätte eher einen Mohren weiß gewaschen, als sie von diesen Vorurtheilen befreit.

Alle diese Reisende sind jedoch nur eine vorübergehende Erscheinung. Mehr Aufmerksamkeit verdienen zu unserm jetzigen Zwecke die in Paris angesiedelten oder sich länger hier aufhaltenden Deutschen, welche ihre Talente oder ihre Fertigkeit in irgend einem Fache an den Tag legen wollen, um sich dadurch einen Unterhalt zu verschaffen, der in ihrem Vaterlande nicht so leicht zu erwerben seyn würde. Es ist eine bekannte Thatsache, daß ein ausgezeichnetes Talent und viele Geschicklichkeit in großen Städten bessere Anerkennung und größere Belohnung finden, als an kleinen Orten, und daß da, wo Ueppigkeit und Ueberfluß herrschen, auch mehr zu gewinnen ist, als wo man sparsam lebt, und mit Wenigem auskommen muß.

Deutsche Handwerker sind im Allgemeinen fleißig, sparsam, und nähren sich schlecht, folglich mit geringem Aufwande. Wenn sie ihr

Handwerk gut verſtehen, ſo ſind ſie alſo ziemlich gewiß, daß ſie in Paris Arbeit finden, und Geld verdienen. Daher kommen deutſche Handwerker in Menge hieher, und machen einen nicht unbedeutenden Theil der handthierenden Bevölkerung aus. Ein Umſtand darf nicht vergeſſen werden, welcher ihr Unterkommen fördert. Im Allgemeinen genommen ſind ſie redlich, und flößen Zutrauen ein. Das alte Sprüchwort: Ehrlichkeit währt am längſten, beſtätigt ſich in der Ferne wie zu Hauſe, und im Grunde iſt der beſte Empfehlungsbrief auf der Reiſe ein redliches Betragen.

Deutſchland liefert der Stadt Paris, und zum Theile auch andern Städten Frankreichs, eine Menge Schuſter-, Schneider-, Tiſchler-, Schmiede-, Schloſſer-, Sattler-, und Gerber-Geſellen. Die Vorſtadt St. Antoine beſonders iſt voll von deutſchen Handwerkern. Sie haben ihre deutſchen Logierhäuſer, Speiſewirthe, und Bier- oder Weinſchenken. Manche bleiben in beſtändigem Verkehr mit ihren Landsleuten, arbeiten und wohnen bei Deutſchen, lernen kein Franzöſiſch, und kennen bei ihrer Rückkehr nach Deutſchland die Franzoſen nicht beſſer, als ſie dieſelben bei ihrer Ankunft kannten. Nur ihr Handwerk verſtehen ſie beſſer; denn die Arbeit iſt ſchöner und künſtlicher in Paris, als anderswo, und auch der geiſtesbeſchränkteſte Handwerker ſieht bald ein, daß er ſich vervollkommnen muß, um dem herrſchenden Geſchmack gemäß zu arbeiten, Beſteller und Meiſter zu befriedigen, und höhern Lohn zu verdienen. Der Eigennutz macht ihn ſcharfſichtig und ſpornt ſeinen Fleiß an. Was dieſe Leute alſo von den Pariſern annehmen und ſich aneignen, beſteht einzig in einer größeren techniſchen Fertigkeit: in jeder andern Hinſicht bleiben ſie Deutſche, und Paris hat an ihnen Nichts verdorben noch gebeſſert, ſondern gibt ſie ihrem Vaterlande zurück, wie ſie waren. Nur diejenigen, welche nicht umhin können, mit den Pariſern in Berührung zu kommen, und fremde Sprache und Sitten ſich anzueignen, werden in ihrem Umgange geſchliffener, in ihrem Anzuge ſorgfältiger und gezierter, in ihrer Urtheilungskraft ſcharfſinniger. Es laufen auch einige mitunter, welche Dies übertreiben, und Gecken werden.

Am Sonntage, wenn das Volk haufenweiſe außerhalb der Barrièren ſtrömt, um ſich im Freien, und beſonders in den Gärten der vielen hundert Schenken zu beluſtigen, welche vor der Stadt liegen, und gleichſam einen breiten Saum um dieſelbe bilden, ſieht man oft viele deutſche Geſellen beiſammen ſitzen; man erkennt ſie mitten unter den Franzoſen an ihrem ruhigen Weſen, ihrer gutmüthigen Phyſiognomie, und ihren Tabakspfeifen, welche von ihnen unzertrennlich ſind. Am Abende, wenn der Wein die Zunge gelöst und das träge Blut in ſchnellern Umlauf

geſetzt hat, kehren ſie unter deutſchem Geſange, der zuweilen nicht ohne Anmuth iſt, in die Stadt zurück.

In der erſten Zeit meines Aufenthalts in Paris hatte ich an einem ſchwülen Sommertage den Montmartre beſtiegen, von welchem herab man eine herrliche Ausſicht über die ungeheure, am Fuße des Berges und an den beiden Seineufern weit ausgebreitete Stadt genießt. Es war ein Sonntag; die am Abhange liegenden Schenken ertönten von Tanzmuſik und fröhlichem Geräuſche, indeß tiefe Stille auf dem großen, mit Leichenſteinen gleichſam bepflanzten Friedhofe herrſchte, welcher ebenfalls am Abhange des Montmartre liegt. Die bereits untergegangene Sonne erhellte nur noch ein wenig den Himmel hinter dem Mont-Valérien zu meiner Rechten; auf der entgegengeſetzten Seite war ſchon Nacht, und eine Menge Lichter glänzte aus den vielen Luſtgärten hervor; ein düſterer Nebel hüllte die unabſehbare Häuſermaſſe der in der Tiefe liegenden Stadt ein, und nur einige Thürme und Kuppeln ſchimmerten ein wenig aus der nebelichten Hülle hervor. Ich dachte mit Sehnſucht an mein Vaterland, an die Verwandten und Freunde, welche ich daſelbſt zurückgelaſſen hatte; ich ſann darüber nach, was mir das Schickſal in dem fremden Lande, worein ich verſetzt war, wohl aufbehalten möge. Plötzlich ertönte in der Ferne ein deutſches Lied, das ich in meiner Jugend oft gehört, und in fröhlichen Verhältniſſen ſelbſt mitgeſungen hatte. Es wurde von mehreren Stimmen geſungen, und die Töne verloren ſich allmählig nach der Stadt zu. In dieſer Stimmung rührte es mich bis zu Thränen, und Diejenigen, die es ſo luſtig ſangen, ahneten wohl nicht, daß es auf einen ungeſehenen Landsmann eine ſo wehmüthige Wirkung hervorbrächte.

Dieſe Sonntags-Exkurſionen der deutſchen Handwerker endigen jedoch nicht immer mit Geſang und in harmoniſcher Einigkeit. Leider ſtört Trunkenheit und Streitſucht nur zu oft ihre Erholungen extra muros, und es iſt nichts Seltenes, daß das Polizeigericht über die Folgen der ſonn- und auch wohl der montägigen Vorfälle, als da ſind: blutige Köpfe, Zerſchlagen der Flaſchen und Scheiben, Widerſtand gegen die herbeigeholte Wache, Abprügeln der Wirthsleute, Schimpfreden und Injurien, abzuurtheilen hat. Querelle d'Allemand iſt ſchon lange in der franzöſiſchen Sprache ein gewöhnlicher Ausdruck zur Bezeichnung eines Streites um eine Kleinigkeit, und wahrſcheinlich kommt er von dem Hadern der deutſchen Handwerksburſchen in den Schenken her.

Ich wünſchte Nichts ſo ſehr, als daß dieſe handthierenden Landsleute den Pariſern nicht allein das Beiſpiel des Fleißes und der Beharrlichkeit gäben, ſondern ihnen auch mit dem Beiſpiel unverdorbener Sitten, der

Nüchternheit, und der Friedfertigkeit vorgingen: leider habe ich dieſe Art Auszeichnung an ihnen nicht bemerken können. Nicht als ob es nicht auch reine und unverdorbene Seelen, ſehr nüchterne Leute, und recht gute Freunde und Nachbarn unter ihnen gäbe; aber im Ganzen genommen ſind ſie doch in ihrer ſittlichen Aufführung nicht beſſer, als Diejenigen, zu denen ſie kommen, und Paris, welches einige Perſonen in Deutſchland aus lauter Gallophobie für einen wahren Sündenpfuhl ausgeben, kann eben nicht Viel an ihnen verderben. An Mäßigkeit im Trinken und an Friedfertigkeit pflegen ſie den Pariſern gleichen Standes ſogar nachzuſtehen. Freilich bietet ſich ihnen hier mehr verführeriſche Gelegenheit dar, zügelloſen Lüſten zu fröhnen, als in einer kleinen Stadt Deutſchlands oder eines andern Reiches, und ſchon der Umſtand, daß man unbemerkt das Böſe verüben kann, iſt im Stande, einen ſchwachen Menſchen hinzureißen; aber dagegen hat man in einer ſolchen Stadt, wie Paris, auch mehr Gelegenheit, edle und gute Sitten vor Augen zu bekommen. Die Deutſchen ſehen, wie die gebildeten und wohlerzogenen Pariſer Anſtand im Aeußern beobachten, wie ſie ihre Frauen und Kinder zartſinnig behandeln, und wie überhaupt die hier verbreitete Bildung über das ganze Betragen einen Glanz wirft, welcher der Gegenſatz der Lüderlichkeit und Herabwürdigung iſt. Selten behandeln deutſche Handwerker hier ihre Frauen und Kinder mit derſelben Zärtlichkeit, wie die Pariſer, und haben in dieſer Hinſicht Manches von ihnen zu lernen.

Die deutſchen Gauen ſind voll von Handwerkern, welche ſich zu Paris in ihrem Gewerbe vervollkommt haben. Aber manche bleiben in Frankreich, beſonders in Paris, heirathen Handwerkerstöchter oder ſogenannte Ouvrières, werden Stadtbürger, und vergeſſen ihr Vaterland, ihre Sprache, und ihre vaterländiſchen Sitten, ohne jedoch völlige Franzoſen zu werden. Sie bleiben fleißige Hausväter, und ſind zwar keine zärtlichen, aber doch meiſtens getreue Gatten. Ihre Kinder ſind völlige Pariſer, und haben weit Mehr von der Mutter, als vom Vater. Haben ſie ausgezeichnete Geſchicklichkeit, und begünſtigt das Glück ihre Unternehmungen, ſo werden ſie Eigenthümer liegender Güter, Wahlherren, erhalten Beſuche und Umlaufſchreiben mit ſchönen Verſprechungen von den Kandidaten kurz vor den Deputirtenwahlen, und nehmen alſo Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten ihres neuen Vaterlandes. Alsdann beſchäftigen ſie eine Menge Arbeiter, einheimiſche und fremde, und gewähren zuweilen fünfzig bis hundert Familien ihren Unterhalt, und haben bedeutende Werkſtätten. Zu dieſer Klaſſe gehörte Naſt, der Porzelanfabrikant, welcher ſeinen Kindern ein großes Vermögen hinterlaſſen hat.

Obschon sich deutsche Handwerker hier wenig um Politik bekümmern, so bleibt ein langer Aufenthalt unter einer Volksmenge, bei welcher die Politik sich in das gesellige Leben verwebt hat, nicht ohne Wirkung auf sie. Sie sehen, daß die Geburt hier keine Vorrechte gibt, noch Achtung gebieten kann, wie in ihrem Vaterlande, daß in Zeitungen, auf der Bühne, im Gespräche, politische Meinungen frei geäußert werden, daß nicht Willkühr des Herrschers, sondern das Gesetz gebietet, und ihnen Schutz gegen Unterdrückung und Eigenmacht gewährt. Betrachtung und Vergleichung entsteht von selbst, und zuletzt kehren sie mit andern Gedanken nach Deutschland zurück, als sie es verlassen hatten. Auch hat es nicht an Parteien gefehlt, welche auf sie nach einer besondern Richtung hin zu wirken gesucht haben. So z. B. als man vor einigen Jahren in Deutschland bemüht war, den Leuten die politischen Gedanken auszutreiben und die Presse unter strengere Aufsicht zu stellen, entstand zu Paris eine Reaktion dagegen, und deutsche Politiker waren emsig bemüht, bei ihren Landsleuten in Paris den Hang zur Politik hervorzubringen oder zu verstärken, beförderten Zusammenkünfte unter ihnen, vertheilten politische Broschüren in den Werkstätten der Deutschen, so wie auch in ihren Logis, und schoben einige Exemplare in die Ränzel derselben, wenn sie von der Wanderschaft wieder nach ihrem Vaterlande zurückkehrten.

Die Protestanten in Paris haben einen Hilfsverein (société de prévoyance), welcher die Handwerker an Sparsamkeit gewöhnt und ihnen Hilfe ertheilt, wenn sie deren bedürfen. Der größte Theil der in diesem Verein Eingeschriebenen besteht aus deutschen und schweizerischen Professionisten. Es ist schade, daß die Katholischen nicht einen ähnlichen Verein gestiftet haben, zum Besten ihrer deutschen Religionsbrüder. Erstere haben auch eine deutsche Kirche und Schule, welches Beides ebenfalls den katholischen Deutschen fehlt. Nur zuweilen nimmt sich irgend ein elsaßer katholischer Priester der Kinder armer deutscher Eltern an, und katechisirt mit ihnen.

Eine eigene Klasse deutscher Professionisten in Paris bilden die Instrumentenmacher; sie sind fast im ausschließlichen Besitze der Werkstätten, worin Klaviere verfertigt werden. Erhard ist unter ihnen der erste und angesehenste geworden. Ihm hat die Klavierfabrik wichtige Verbesserungen zu verdanken. Er hatte nicht allein ausgebreitete Kenntnisse in seinem Fache, sondern war auch ein großer Kunstkenner, und seine Gemählde sammlung zu La Muette neben Paris war allgemein berühmt. Obschon sein Haus unter seinen Nachkommen oder Nachfolgern sein deutsches Wesen großentheils verloren hat, so ist es doch der Sam-

melpunkt deutſcher Virtuoſen geblieben, und noch werden die großen Säle dieſes Hauſes und die Erhard'ſchen Flügel bei den Konzerten gebraucht, welche deutſche Virtuoſen in Paris geben. Jetzt macht Pape und auch Herz ihm den Rang ſtreitig; denn auch ihre Salons und Flügel werden von konzertgebenden deutſchen Künſtlern benützt.

Tonkünſtler liefert Deutſchland beſtändig in Menge; die Regimentsmuſik, die Theaterorcheſter, ſogar die Tanzorcheſter ſind voll von deutſchen Tonkünſtlern, meiſtens jungen Leuten, denen man ihre deutſche Abkunft am Geſicht anſieht, und die hier zwar kein glänzendes Leben führen, aber doch ihre Nahrung finden, zumal da ſie auch Muſiklektionen geben. Selten zeigen dieſe jungen Leute aber eine hohe Bildung, und ſie halten ſich meiſtens in einer niedern Sphäre, wofern ein ausgezeichnetes Talent ſie nicht hervorhebt. Im letzten Falle werden ſie berühmt, wohlhabend, und in die beſten Geſellſchaften gerufen. Kalkbrenner, Herz, Zimmermann, Hermann, Karr können als Beiſpiele gelten.

Eine nicht mindere Anzahl von Sprachmeiſtern und Informatoren liefert Deutſchland der Hauptſtadt Frankreichs. Von der Flut der Univerſitätsſtudenten ergießt ſich ein Theil nach der Seine hin. Die Sprachmeiſter ſind der Regel nach alle aus Sachſen, weil jeder Franzoſe den feſten Glauben hat, daß nur in Sachſen echtes Deutſch geſprochen werde. Die Informatoren aber dürfen aus allen Gegenden Deutſchlands kommen, ſogar aus Pommern und Weſtphalen, da die Pariſer bis jetzt noch keine Gegend Deutſchlands als dem Informationstalente beſonders günſtig anerkannt haben. Die Sprachmeiſter laſſen ſich in den Intelligenzblättern und auf Anſchlagzetteln ankündigen, beſitzen oft das Geheimniß, ihren Schülern das Deutſche in einem Dutzend Lektionen beizubringen, oder haben wenigſtens eine ganz vortreffliche Methode zum ſchnellern Lehren des Deutſchen. Denn in Paris hat Jeder vollauf zu thun, und folglich wenig Zeit zum Erlernen der Sprachen.

Unter zwanzig oder dreißig deutſchen Sprachlehrern gelingt es einem, Lehrer in einer öffentlichen Anſtalt zu werden, und eine Sprachlehre und ein Wörterbuch aus ſeiner Feder bekannt machen und in Aufnahme bringen zu können. Dann wird er bekannt, und die Privatſchüler kommen häufiger herbei. Will es mit den einzelnen Schülern nicht gehen, ſo kündigt er in Zeitungen und durch Anſchlagzettel einen cours public an, etwa einen für die Damen und einen andern für die Herren, unterweist nach Robertſons, Jaquotots, oder ſonſt einer gerade beliebten Methode, fängt alle Monate ſeinen Cours von Neuem an, um Gelegenheit zu bekommen, auch wieder eine neue Ankündigung mit

großen Buchstaben anschlagen zu lassen, und will es auch damit nicht gehen, so sucht er aus Verzweiflung eine etablirte Französin zu heirathen, oder wird Korrespondent eines deutschen Blattes. Denn da fünfzig Tag-, Wochen-, und Monatsblätter und Schriften in Deutschland sich ihrer Korrespondenz rühmen wollen, so müßte ein deutscher Lehrer in Paris wahrlich vom Himmel verlassen seyn, wenn nicht aus irgend einem Winkel Schwabens, Meklenburgs, Schlesiens, oder einer andern deutschen Provinz ein Aufruf zum Korrespondiren an ihn gelangte. Korrespondiren ist ein Talent, das bei jedem Deutschen in Paris vorausgesetzt wird, und, wie die Herausgeber deutscher Blätter wähnen, mit der Luft in dieser Hauptstadt eingeathmet wird. Daß der zum Korrespondiren Aufgeforderte ein Geächteter ist, und in deutschen Kanzleien übel angeschrieben steht, sogar daß man ihm das Schreiben untersagt hat, wie man im Alterthum den Geächteten Feuer und Wasser untersagte, thut Nichts zur Sache und macht keine Schwierigkeit. Denn es ist ja Nichts leichter für den Korrespondenten, als sich einen andern Namen zu geben, und sich statt Traxel zum Beispiele Victor Lenz oder Anacharsis Germanicus zu unterzeichnen, wobei er noch die Annehmlichkeit hat, sich über die Verpöner seiner Person und seines Namens lustig machen zu können.

Das Informationswesen wird natürlich auf keine so lärmende Weise betrieben, als das Sprachmeisterwesen. Man wird nur durch Privatempfehlung Informator; diejenigen Familien, welche deutsche Informatoren suchen, sind entweder altadeliche Legitimisten, welche für ihre Söhne den Kontakt mit der jetzigen, leider liberalen Welt fürchten, daher einen Fremden zum Hauslehrer nehmen, und sich mit demselben in ihre Landschlösser verstecken, bis der Zögling völlig unterrichtet hervortreten kann; oder es sind entschiedene Liberale, welche den Werth deutscher Gelehrsamkeit kennen, und ihren Söhnen Etwas davon mitzutheilen wünschen; oder endlich sind es Fremde, besonders Gesandte, fungirende oder gewesene. Mit diesen hat es der deutsche Informator zuweilen am schlimmsten. Ich habe einen jungen und guten Landsmann gekannt, welcher Informator bei einem sich hier aufhaltenden russischen Grafen war. Dieser erwies ihm zuweilen die Ehre, mit ihm zu sprechen, wenn sie allein waren; aber die Frau Gräfin hielt es nicht der Mühe werth, eines Informators wegen die Augen aufzuschlagen oder den Mund zu öffnen. Der arme Mensch mußte am Ende der Tafel sitzen, konnte mit Niemand sprechen, und wurde erst dann bedient, wenn Niemand anders mehr zu bedienen war.

Weit besser haben es deutsche Informatoren bei den altadelichen

Familien, welche noch Etwas vom ehemaligen Hofton beibehalten, herablassend und gefällig sind, und, wenn auch nicht freigebig mit ihrem Beutel, wenigstens die angenehmen Worte nicht sparen. Unvermerkt bildet der Informator sich selbst beim Erziehen seines Zöglings; am Ende der Erziehung hat er einen kleinen Schimmer von französischer Glätte an sich, und kann sich kühn dem deutschen Adel, wenn er des Erziehens noch nicht müde ist, als einen Mann von gutem Tone empfehlen.

Die deutschen Aerzte in Paris geben Stoff zu mehrern Betrachtungen. Einige derselben sind grundgelehrt, kennen alle Theorien, welche seit der Sündflut aufgetaucht sind, um die Menschen von ihren leiblichen Uebeln zu befreien, und, wenn sie auch die Krankheiten nicht wegschaffen, doch die Namen derselben umwandeln, sind sehr unzufrieden mit französischer Arzneikunde, und wollen höchstens gestehen, daß einige französische Wundärzte gar nicht übel operiren. Zuweilen schreiben sie auch Bücher darüber. Damit kommen sie aber selten weiter, und haben nur wenige Kranke, meistens Deutsche, zu behandeln, obschon sie zehn bis zwanzig Jahre hier praktiziren.

Dagegen gibt es andere, welche gleichsam mit der Thüre in's Haus fallen; denn kaum sind sie von der Diligence abgestiegen, so lassen sie auch schon große Ankündigungen drucken: sie haben unfehlbare Mittel, den Staar, das Podagra, oder die Wassersucht wegzukuriren, sie lassen sich von ihren völlig genesenen Patienten gedruckte Dankbezeugungen abstatten, und könnten mit einer Schaar unterzeichneter Klienten, wie römische Patrizier über's Forum einherziehen. Durch das Gepolter, welches sie verursachen, gelingt es ihnen zuweilen, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, wozu in einer so geräuschvollen Stadt, wo der einheimischen Marktschreier schon so viele sind, immer Viel gehört. Hie und da verlangt ein verzweifelnder Podagrist, den zehn unfehlbare Heilmittel nicht kurirt haben, ein Blinder, ein an den Folgen seiner Lüderlichkeit leidender Débauché nach ihnen; die aus Deutschland mitgebrachte Heilmethode wird versucht, und — gelingt oder mißlingt, je nachdem es fällt. Im ersten Falle zieht der Genesene einen neuen Kranken herbei, und unterzeichnet ein dankbares Attestat. Zuweilen wird der deutsche Arzt dadurch bekannt, und sogar berühmt. Dann strömen die Kranken herbei, oder lassen den Wundermann rufen; dann schelten aber auch französische Redaktoren ärztlicher Tages- oder Wochenblätter auf ihn; die Worte Charlatan und Stümper werden ihm an den Kopf geworfen; er hält sich für verbunden, darauf zu antworten; der Streit wird heftiger, und zuletzt muß sich das Polizeigericht mit der Injärienklage des ärztlichen Mannes abgeben. Vor vielen Jahren

wurde beständig in den Intelligenzblättern ein gewisses Mettenberg'sches Wasser als probat gegen ein Dutzend Krankheiten gerühmt. Ein bekannter Apotheker, Cadet Gassicourt, ereiferte sich wider dieses vorgebliche Wunderwasser, schrieb in medizinischen Blättern über den Mißbrauch und über die Gefahr solcher prunkenden, trügerischen Anzeigen, und schalt Mettenberg einen Charlatan, einen öffentlichen Vergifter. Dieser führte Klage wider den Pariser Apotheker als wider einen Verläumder. Das Gericht hatte nicht die Eigenschaften des in Frage stehenden Wassers, sondern blos das Ehrenrührige der Cadet Gassicourt'schen Beschuldigung zu beurtheilen, erkannte, daß dieselbe wirklich die Ehre Mettenbergs mit Stumpf und Stiel ausrottete, und verurtheilte den Mann, welcher aus zu viel Eifer für's gemeine Wohl den fremden Doktor angegriffen hatte, zu einer starken Geldbuße. Das Mettenberg'sche Wasser wurde dadurch um Nichts besser; aber Cadet Gassicourt härmte sich ab, und das Urtheil des Polizeigerichts soll seinen Tod beschleunigt haben.

Hat eine neue Heilmethode Aufsehen in Deutschland erregt, sind einige Fürsten oder Fürstinnen dadurch geheilt worden, und ist sie in Mode übergegangen, so kann man sicher darauf rechnen, daß bald ein Schwarm deutscher Aerzte sie ganz frisch nach Paris verpflanzen wird. Mit Hilfe der Zeitungsposaunen gelingt es dann zuweilen, auch hier die Sache zu einer Mode zu erheben; ist es einmal so weit gekommen, so machen die Aerzte vortreffliche Geschäfte, und gewinnen viel Geld, worum es den meisten zu thun war. Man weiß, daß Hahnemann in Paris fast noch mehr zu Rathe gezogen wird, als es in Deutschland der Fall war, und man sagt, daß sein Vorzimmer zuweilen dergestalt von Patienten angefüllt ist, daß seine Frau ihm helfen muß, um sie alle mit Rezepten abzufertigen.

Dieser reichliche Erfolg geht jedoch nicht ohne alle Unannehmlichkeit ab; denn die kleinen, über Alles spottenden Tagesblätter verschonen die fremden Wunderdoktoren noch viel weniger, als die einheimischen, und lassen ihren Witz über sie aus, welches dann zu Karrikaturen, und, wenn die Sache allgemeines Aufsehen erregt, zu Vaudevilles Anlaß gibt. Gall und Hahnemann haben es erfahren.

Diese Unannehmlichkeit kann kein Fremder vermeiden, welcher in Paris mit einer neuen und sonderbaren Erfindung auftritt, und den Beutel der Pariser in Anspruch nimmt, um ihnen seine Kunst zu zeigen. Wenn Jemand in Deutschland etwas Unerhörtes erfunden hat, so verfehlen seine Verwandten und Freunde selten, ihm einstimmig zuzurufen: Eilen Sie damit nach Paris oder London, und Ihr Glück ist sicher!

Der Erfinder steuert nun wohlgemuth auf die Hauptstadt los, ohne die Klippen zu ahnen, woran schon so Manche gescheitert sind.

Der Pariser liebt das Neue und Unerhörte, läuft zu dem Außerordentlichen, zahlt, um es zu sehen oder zu genießen, aber beim Zahlen behält er sich stillschweigend das Recht vor, den Erfinder auszulachen, wenn dieser seiner Erwartung nicht entspricht. Wie haben sie nicht über den Wiener Uhrenmacher Degen gelacht, als er mit seiner allerdings sehr künstlich eingerichteten Flugmaschine die Luft zu durchziehen versprach, statt dessen aber nur Furchen in den Sand des Marsfeldes schnitt? Eben so über Feinäugel (der sich hier **Finaigle** nannte, woraus ein Spötter **Finmerle** machte), als er vermittelst seiner Mnemonik das Gedächtniß der Pariser schärfen wollte. Galls Protuberanzen sind noch jetzt, nach zwanzig Jahren, ein Gegenstand des Spottes für sie.

Ueberhaupt hält es schwer, die Pariser zu täuschen, wenn nicht Nationalvorurtheile mit in's Spiel kommen; denn es gibt eine außerordentliche Menge hellsehender Leute unter ihnen, und sie sehen zu Viel, als daß sie nicht eine gewisse Fertigkeit im Unterscheiden des Wahren und Falschen erlangen sollten. Sogar Mälzel ist hier mit seiner von Kempelen'schen Schachmaschine, welche ganz Deutschland und England, und freilich auch Frankreich hinter's Licht geführt hatte, um sein Geheimniß gekommen. Der hiesige Schachklubb hatte es ausgewittert, daß nur ein sehr geschickter, im Kasten verborgener Spieler solche Züge thun könne, als von der hölzernen Figur gezogen wurden, und bald kannte man die Leute, welche sich dazu brauchen ließen.

An Wunder glaubt man in Paris nicht, und durch Scharfsinn reduzirt man vieles anscheinlich Große und Wunderbare zu einem gewöhnlichen Maßstabe.

Paris zählt manche deutsche Handelshäuser, christliche und jüdische; die Kommis darin pflegen um einige Grade barscher und gröber zu seyn, als die französischen, und die Herren Prinzipale sind allzusehr in ihre Handelsspekulationen vertieft, als daß sie Zeit und Lust hätten, sich viel mit ihren Landsleuten abzugeben, wofern diese nicht die Ehre haben, ihre Korrespondenten, Kommissionäre, oder Kunden zu seyn. In den Bankierhäusern ist es etwas anders. Denn eben weil diesen viele Deutsche von ihren Korrespondenten empfohlen werden, können sie nicht umhin, dieselben zu ihren Soiréen, Bällen, und Landpartien einzuladen. Einige wenige erweisen sich gastfreundlich vielmehr aus Geselligkeit und Vaterlandsliebe, als aus Pflicht oder aus eigennützigen Absichten, und in solchen Häusern findet der reisende Deutsche zuweilen die angenehmsten Genüsse, die er in der Fremde haben kann, als die

Unterhaltung mit intereſſanten Leuten, deutſche Muſik, deutſche Vorleſungen, deutſche Beluſtigungen, kurz, lauter Deutſches in eleganter Vereinigung mitten in der Hauptſtadt eines fremden Reiches.

Seitdem die abſcheulichen privilegirten Spielhäuſer in Frankreich nicht mehr geduldet werden, hat gottlob auch die Zahl der deutſchen, wie anderer fremden Abenteurer und **Chevaliers d'industrie** abgenommen; ſie gehen nun wahrſcheinlich nach deutſchen Badeorten, wo noch Gimpel zu fangen, Gelder zu haſchen ſind. Kleine **Avanturiers** kommen aber noch immer an, und ſuchen von ihren Landsleuten etwas Weniges zu erbeuten. Bald haben ſich ihre Wechſel durch einen Zufall verſpätet, werden aber unfehlbar mit der nächſten Poſt ankommen; bald hat ein Gauner ſie beſtohlen; ſie befinden ſich in großer Verlegenheit, obwohl ſie im Stande ſind, den Verluſt bald wieder gut zu machen. Einſtweilen verlangen ſie zu borgen, und ſind bereit, die beſten Schuldverſchreibungen dafür auszuſtellen. Sie haben eine merkwürdige Spürfähigkeit, und ſelten iſt ein Deutſcher, er mag auch ſo verborgen leben als er will, fähig, ihrem Späherauge und ihrem Anliegen zu entgehen. Ein Vortheil iſt jedoch dabei, dieſen Abenteurern ihre Bitte zu gewähren; man kann ſicher darauf rechnen, daß man ſie von nun an nicht mehr erblicken wird, und ihrer Zudringlichkeit los iſt.

Seitdem keine Spielbänke mehr da ſind, empfängt auch die Schuldnerhaft in der Clichyſtraße weniger Deutſche, als ſonſt; denn ſie haben nun weniger Gelegenheit, ſich ſchnell zu Grunde zu richten, ſie müßten denn etwa an der Börſe auf's Steigen oder Sinken der Staatseffekten ſpekuliren, und daſelbſt große Geldſummen auf's Spiel ſetzen, oder ſich blindlings in allerlei Ausſchweifungen ſtürzen, und, auf ihren Namen und Familie pochend, ſo viel Kredit finden, daß ſie große Schulden machen können. Von Zeit zu Zeit empfängt dieſe Schuldnerhaft jedoch noch irgend einen deutſchen Grafen oder Freiherrn, und läßt ihn nicht eher wieder fahren, als bis er mit Hilfe ſeiner Familie die Gläubiger befriedigt hat, oder bis letztere müde werden, für ſeine Nahrung eine monatliche Summe herzugeben.

Vor der großen Revolution machten ſich die Pariſer über die ankommenden deutſchen Landjunker luſtig, welche Nichts im Kopfe hatten, als Ahnenſtolz, und mit nichts Anderem begabt waren, als mit etwas Geld. Ein witziger Pariſer Schriftſteller, Bonneville, ſchrieb damals im Namen und im Sinne eines ſolchen rohen und unwiſſenden Landjunkers einige Briefe, worin der Reiſende ſeinen Vater mit **hautement bien né, gracieux sieur Papa** (Hochwohlgeborner, gnädiger Herr Papa!) anredet, ihm ſeine Betrachtungen über Paris und die Geſchichte ſeiner

Abenteuer mittheilt, sich über den Tanzmeister ereifert, der die Verwegenheit gehabt habe, ihm die Füße auswärts zu drehen, und sich wundert, wie gute Freunde und schöne Damen, welche sicher adeliche müßten gewesen seyn, da sie die Namen seiner väterlichen Güter in Deutschland auswendig wußten, ihm all sein Geld, das er an demselben Tage beim Bankier erhoben, im Spiele abgewonnen haben, aber doch so gütig gewesen sind, ihm so viel zu lassen, daß er mit der Diligence wieder nach Hause fahren könne.

Solche reisende Landjunker mögen damals nichts Seltenes in Paris gewesen seyn; dieser Typus ist aber nun ganz verschwunden. Zwar gibt es hie und da noch einen aufgeblasenen Rittergutsbesitzer, welcher in Paris geprellt wird, und auf seine Unkosten Vorsicht lernt; aber so rohe und dumme Leute, wie der Bonneville'sche Landjunker, sieht man doch mit der Metzer oder Straßburger Diligence nicht mehr ankommen.

Dagegen sind auch Deutsche, welche, wie der Baron v. Grimm, einerseits mit dem diplomatischen Korps und den deutschen Fürsten, andererseits mit den glänzendsten Pariser Gesellschaften in engem Verkehr standen, französische couplets und Epigramme ganz frisch nach Deutschland schickten, und bonnes fortunes bei den Pariser Damen hatten, selten geworden. Etwas dieser Art hat sich fortgepflanzt, aber anders gestaltet. Noch gibt es Deutsche, welche geheime Berichte einschicken über das Betragen und die Aeußerungen der Deutschen, besonders der Geflüchteten, in Paris. Einige dieser heimlichen Angeber werden gut bezahlt, so daß sie eine gewisse Figur spielen, und sich in große Gesellschaften einschleichen können. Einer derselben, welcher vor einigen Jahren dies Unwesen in Paris trieb, hat mehreren seiner sich hier aufhaltenden Landsleute, welche später in ihrem Vaterlande angestellt zu werden hofften, sehr geschadet. Jedoch hierüber behalte ich mir vor, in der Fortsetzung meiner Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris mich weiter und umständlicher auszulassen.

Bei der Menge der sich in Paris aufhaltenden Deutschen sollte man voraussetzen können, daß sie nicht ermangelt haben, schon längst Vereine und Zirkel zu stiften, um sich zusammen zu finden, und sich über ihr Vaterland zu besprechen. Dies ist aber nicht der Fall. Zwar hat es nicht an Versuchen gefehlt, Etwas dieser Art zu Stande zu bringen, es hat aber niemals gelingen wollen, und nie hat man so viel bewirken können, daß ein oder zwei deutsche Lesekabinette mit Zeitungen und Zeitschriften errichtet und unterhalten würden.

Dies rührt wohl daher, daß die Deutschen, als zu verschiedenen Staaten gehörig, verschiedene Ansichten und Gesinnungen hegend, in der Fremde nicht so zusammenhalten, wie Franzosen oder Engländer; ferner, daß Paris zu viel Zerstreuung darbietet, und den Fremden zu leicht der Eingang in französische Gesellschaften eröffnet wird, als daß sie nöthig hätten, kostspielige Klubbs zu errichten, um sich unter einander zu belustigen. In sehr bewegten Zeiten mag auch der Abscheu vor geheimen Spähern manche Deutsche abgehalten haben, in vertraulichen Zirkeln zusammen zu kommen, und sich freimüthig über ihr Vaterland zu unterhalten. Ein Hauptvortheil der Pariser Gesellschaften ist die Redefreiheit, deren man darin genießt. In die deutschen Zirkel würden sich die fremden Späher bald einschleichen, und den Mitgliedern alles Vergnügen verleiden.

Der Wunsch, die in Frankreich herrschende Preßfreiheit zur Aeußerung von Gedanken über deutsche Angelegenheiten zu benützen, ist mehrmals in die Seele der sich in Paris aufhaltenden Deutschen aufgestiegen, und hat zur Erscheinung mehrerer deutschen Flugschriften, wie auch zu verschiedenen Versuchen, ein deutsches Tagblatt hier zu gründen, Anlaß gegeben. Der erste hatte im Anfange dieses Jahrhunderts statt, und geschah auf Kosten eines Medizindoktors Seiffert, welcher ein Sprachreiniger seyn wollte, und es sich daher angelegen seyn ließ, alle fremden Wörter aus der deutschen Sprache zu vertreiben, und dafür neue zu schaffen, wodurch dann die sonderbarste Sprache entstand, welche, um verstanden zu werden, ein eigenes Wörterbuch erfordert hätte. Kein Franzose hat wahrscheinlich Etwas von dieser Zeitung begriffen; schon Deutsche hatten außerordentliche Mühe, sie geläufig zu lesen. In politischer Hinsicht war dies Tagblatt unbedeutend, denn es enthielt meistens nur Nachrichten aus französischen Blättern; aber als Versuch einer kauderwelschen Sprachreinigung ist dieses Blatt ein Kuriosum; ich zweifle, ob irgendwo ein vollständiges Exemplar davon vorhanden ist. Dr. Seiffert hat auch ein medizinisches Buch in derselben Sprache, oder in demselben Kauderwelsch, abgefaßt und in Paris drucken lassen. Wahrscheinlich ist der größte Theil der Exemplare im Laden geblieben.

Ein zweiter Versuch, ein deutsches Tagblatt in Paris zu gründen, geschah im Jahre 1815, nach der zweiten Einnahme der Stadt durch die Heere der verbündeten Mächte. Ein gewisser Lamort aus Metz, welcher, wie ich glaube, am **Mercure de la Roer** gearbeitet hatte, hielt den Zeitpunkt für günstig, um den Deutschen in Frankreich eine Zeitung zu geben. Somit entstand seine Pariser Zeitung; sie hielt

nicht so lange Bestand, als die Besatzung Frankreichs durch die Alliirten, und ist im Jahre 1816 spurlos untergegangen.

Zum dritten Male versuchte zehn Jahre nachher Jemand eine Pariser deutsche Zeitung herauszugeben; es wurden wieder einige Deutsche angeworben; das Blatt schlich sich auf Kosten des Verfassers eine Zeitlang fort, und mußte dann, wie die vorigen, aus Mangel an Kapitalien und Abonnenten aufhören.

Diese vergeblichen und kostspieligen Versuche hätten von jedem neuen Unternehmen der Art abschrecken sollen. Dennoch hatte Jemand im Jahre 1838 den Muth, zum vierten Male ein Pariser Tagblatt in deutscher Sprache zu beginnen. Es traten einige in Paris sich aufhaltende Literaten dazu beisammen; eine politische Tendenz schien abermals nicht hervorzutreten, weil, wie es hieß, die Herausgeber es für nöthig hielten, sich mit den deutschen Mächten nicht zu entzweien, und daher so politisch unbedeutend bleiben wollten, daß sie ihnen auch nicht das geringste Mißtrauen einflößen könnten. Das Blatt wurde bis zu Anfang des Jahres 1839 fortgesetzt, und hörte, wiederum mit großem Verluste für die Unternehmer, auf.

Wer nach so häufigem Mißlingen nochmals einen Versuch wagen wollte, müßte ein Thor seyn, und Lust haben, sein Geld unnütz zu verschwenden. Wozu auch ein deutsches Blatt in Paris, wo es so viele freie Organe der öffentlichen Meinung, so unverhohlene Aeußerungen des Geistes aller Parteien und Sekten gibt? Wer nur einigermaßen gebildet ist, versteht so viel französisch, daß er die Pariser Tagblätter lesen kann, und für Handwerker sind große Blätter, wie jene waren, zu theuer, zu lang, und zu ernsthaft geschrieben.

Politische Zeitschriften, besonders im demokratischen Sinne, haben einige Geflüchtete, als Trarel und Venedey, angefangen, aber nicht lange fortsetzen können; sie waren vorzüglich an die Landsleute des rechten Rheinufers gerichtet. Dagegen versuchten andere demokratische Deutsche den Franzosen ihre Gefühle und Ansichten mitzutheilen, wie Börne in seiner Zeitschrift La Balance (eine Reminiszenz seiner ehemaligen Wage) that, die sich auch nur zwei bis drei Heftchen weit erstreckte, und wie Heine noch jetzt mit seinen prosaischen und dichterischen Werken thut.

Deutsche Buchhandlungen bestehen in Paris mehrere seit der großen Revolution. Die älteste und bedeutendste ist wohl diejenige des Straßburger Hauses Treuttel und Würz; eine der jüngsten, welche sich aber hoffentlich halten wird, ist diejenige, welche Brockhaus unter der Firma Brockhaus et Avenarius angelegt hat, und womit auch ein deutsches Lesekabinett verbunden ist. Andere Buchhandlungen haben sich nur

einige Jahre lang halten können. Eine furchtbare Nachdruckeranſtalt für's Deutſche, dieſenige der Gebrüder Tetot, welche die ſämmtlichen Werke Göthe's, Schiller's, Jean Paul's, und Tieck's nachgedruckt und im nördlichen und öſtlichen Europa ſtark in Umlauf geſetzt hat, mag dem deutſchen Buchhandel nicht wenig geſchadet haben. Das Unternehmen hat jedoch durch den Bankerott der Unternehmer aufgehört, und im Mai 1840 wurden die clichés dieſer ſtereotypirten, ziemlich ſchönen und doch wohlfeilen Ausgaben, welche ungeheure Kapitalien erfordert haben müſſen, in öffentlicher Verſteigerung veräußert.

Es ſollte alſo ſcheinen, daß es nicht allein ſchwer iſt, etwas rechtliches Deutſches in Paris zu gründen, ſondern daß ſogar das Unrechtliche, ſo klar auch der Gewinn davon ſcheinen mag, daſelbſt nicht gedeihen will. Letzteres würde eben nicht zu beklagen ſeyn, wenn nur Erſteres anders wäre.

Karl Buchner.

Der deutsche Advokat.

Mitgetheilt

von

Karl Buchner.

Wollte ich Advokat werden? — Nein! — Und warum nicht? — Es fällt mir schwer, einen Grund hiefür anzugeben; geschweige einen vernünftigen. Wie die Geschichte in Mythen sich verliert, so unsere Ueberlegungen, unsere Ueberzeugungen, unsere Entschlüsse in ein gewisses Etwas, was Erinnerung genannt werden kann, und jedenfalls nicht viel jünger ist, als wir selbst. Oder man könnte es auch mit unbewußt aufgenommenen und angelernten Dingen bezeichnen, oder mit Pettschaften, welche wir am Ufer unserer Kinderzeit unter Muscheln und Steinchen fanden, und womit wir bis in's Alter hinein unsere Thaten besiegeln. Eltern, Geschwister, und frühe Freunde brachten links und rechts um uns her dem Irdischen ihren Zoll, aber jene Erinnerungen, jene unbewußt aufgenommenen und angelernten Dinge wollen regelmäßig nur mit uns selbst zu Grabe gehen. Nicht unbedingt und nicht durchaus zu verdammen, wenn spätere selbstständige Prüfung sie wiederholt vornimmt und gut heißt, sind sie doch weit häufiger Klippen, als Anker, weit häufiger Irrlichter, als Leitsterne. — Und so, indem ich von meiner Jugend und von meinen Erinnerungen erzähle, erzähle ich zugleich von meinen Ansichten und von meinen Entschlüssen.

Dem Hause meiner Eltern gegenüber hatte ein Advokat gewohnt. Die Klienten flogen ihm zu, und besonders an Wochenmarkttagen war eine Menge Stöcke von Bürgermeistern, Schultheißen, Gemeinderechnern, Kastenmeistern, Kirchenvorständen, oder sonstigen Titel- und Würdenträgern der Dörfer unsers Fürstenthumes, reihenweise an die Wand seines Hauses hingestellt. Ich konnte Das sehr gut sehen, weil ein breites Gitterthor vor dem Hause des Advokaten sich befand. Aber auch noch aus einem andern Grunde blieb jener Umstand meinem Gedächtnisse eingeprägt. Unser Lehrer nämlich erzählte uns einstmals von den Keilschriften der alten Perser und Babylonier, von jenen sonderbaren, steifen, keilförmigen Schriftzügen, welche so lang die Qual der Auslegungskunst unserer Alterthumsforscher waren, und theilweise noch sind. „Seht!" rief unser Lehrer, „so standen sie an der Wand!" und sein langer rechter Arm wies dabei nach der weißgrauen Klassenwand, indem er ellenlange, mehr oder minder perpendikuläre Striche mit dem dürren Finger in die Luft hinein zeichnete. Die Jugend will sehen, und wo sie Nichts sieht, da ist ihre Einbildungskraft geschäftig, den Diener des Sehtrieb's abzugeben. Also sah ich wirklich die keilförmigen Züge an unserer weißgrauen Klassenwand. Welche Aehnlichkeit hatten sie in Stellung und Form mit den Stöcken an der Hauswand des Advokaten! — Die Lehrstunde war geendigt, mein Zehnuhrbrod verzehrt. Auf dem Dachstübchen, das wir Kinder inne hatten, saß ich, Alterthümer repetirend; — diesmal mit Abbildungen. Ich meine die Keilschrift, unserm Hause gegenüber. Und von da an blieb sie mir unvergeßlich. Gerade so mochten die persischen Keilschriften an den Wänden von Pasargadä und Persepolis geprangt haben, wie hier die deutschen; und wenn jene den Ruhm und die Thaten von Darius, Xerxes, und Artaxerxes priesen, so priesen diese mit eben so viel Emphase, und wahrscheinlich mit mehr Wahrheit, den Ruhm und die Thaten unsers Nachbar-Advokaten.

Dessenungeachtet fand ich das Schicksal desselben nicht sehr beneidenswerth. Gewiß hatte man Achtung vor seinen Kenntnissen, denn man suchte ihn auf, wo man eines geschickten Advokaten benöthigt war. Auch konnte man, wie ich mich noch sehr gut erinnere, seiner Person die vollständigste Hochachtung nicht versagen. Aber von seinem Geschäfte, von seinem Amte her zog ein wenn nicht gerade dunkler, doch zweideutig schillernder Schleier über jene Hochachtung. Es war wie späterhin mit dem **Quoique Bourbon** der Dynastie Ludwig-Philipps. Obgleich Advokat, so ist er doch ein redlicher Mann. Obgleich Advokat, so darf man doch ruhig an seinem Busen schlafen. —

Wirklich schlafen? wie an dem Busen eines Freundes, dessen Auge für uns wacht, wenn das unsrige in Müdigkeit oder in Kummer sich geschlossen hat? Nein, gewiß nicht! Allzuviel vertrauen, hieße da allzu unvorsichtig seyn. Der Advokat könnte sich von seinem, oder vielmehr von dem Naturtrieb seines Geschäftes übermannen lassen, und — Tiger oder Vampyr — der Schläfer am Busen wäre dann verloren.

Schon die nachläßige, fast beleidigende Weise, mit welcher das Volk den Titel des Advokaten spricht oder schreibt, — wenigstens in demjenigen Theile Deutschlands, welchen ich bewohne, — legte mir Zeugniß ab von Dem, was es vom Advokaten halte. Ich erinnere mich, daß einige Briefe an jenen Advokaten irre getragen wurden und in das Haus meiner Eltern gelangten. Hungrig auf Adressen gleich Königen, die ein neues Regierungssystem zu befestigen suchen, (aber doch nur auf Brief-Adressen), unterwarf ich jedesmal die Aufschriften jener Briefe einer genauen Ansicht. Gewöhnlich war denn da Advokat mit den bedenklichen Buchstaben A, ff, e, begonnen, und wenn ich mir auch sagen mußte, daß Das nur von der Unkunde des Volks, ursprünglich lateinische Wörter richtig zu schreiben, herkomme, so blieb immer doch ein Theil des Gefühls, welches die Form der Adresse in mir erzeugt hatte.

Auch führten Einflüsterungen der verschiedensten Art ihm ähnliche Gefühle als Verstärkung zu. Ich rechne dahin, daß ein reicher Vetter, (den wir deßhalb auch nur den „Geldvetter" nannten), mehrfach im Beiseyn von uns Kindern über die Advokaten schalt und schimpfte, und dabei der Sprichwörter: „Advokaten, Schadvokaten," und „Juristen sind böse Christen" sich bediente. Bei ihm und uns war kein Zweifel darüber, daß unter den Juristen einzig hier die Advokaten gemeint seyen. Denn einen Hofgerichtsrath oder gar einen Obertribunalrath al pari einem bösen Christen zu stellen, stritt schon gegen diejenigen Grundsätze der gesellschaftlichen und bürgerlichen Subordination, welche Schulkindern und Gymnasiasten unmittelbar nach dem Gebote des unbedingten Gehorsams beigebracht zu werden pflegen.

Ueber dem Nachbar-Advokaten wohnte ein Staatsdiener. Man weiß, was Das sagen will. Ein Staatsdiener hat den Staat unmittelbar auf seinen Schultern, wie der Berg Atlas den Himmel. Also ist es auch billig, daß alle Gestirne dieses Himmels zunächst auf ihn herablächeln. Nun war zwar jener Staatsdiener, der sehr symbolisch über dem Advokaten wandelte, keiner jener höheren Staatsdiener, welchen von den Sternen des Himmels, den sie tragen, einzelne, besonders große, auf die Gallaröcke fallen, und dort als etwas Himmlisches hängen

bleiben, aber eben so wenig gehörte er zu deren niederen Klassen. Er war erst Tagschreiber und dann Botenmeister gewesen, und hatte endlich mit dem Titel „Rath" eine ruhige Stelle als Registrator bei einer kleinen Finanzbehörde erhalten.

Noch jetzt sehe ich ihn im Geist aus dem Hause heraus der Gitterthüre zuschreiten, sie gewandt öffnen, und dann nach seinem Bureau mit der Würde eines Staatsmannes und mit der Selbstgefälligkeit eines Stutzers sich bewegen. Auch that er Das mit weit mehr Erfolg, als jener afrikanische Häuptling, der, splitternackt und blos zum Putz eine Feder eingesteckt, sich für den größten Monarchen der Welt erklärte. Vielmehr machten, wenn der „Rath" vorüber ging, die Kanzleidiener ehrerbietig Front; die herrschaftlichen Feuerschürer, wenn ihm dergleichen aufstießen, stürzten fast vor ihm zusammen, und selbst die rüstigen Diener der Polizei, dieses Fatums über dem Jupiter, griffen an ihren Hut. Wie mächtig, ja, ich möchte sagen, wie gewaltsam mußte Das auf einen ehrgeizigen Knaben, wie ich einer war, einwirken! Aber nicht genug, daß die Stärke dem „Rath" ihre Huldigungen darbrachte: auch die Schönheit war geneigt, die seinigen dankbar anzunehmen. Oder kann ich mich feiner und anerkennender hinsichtlich der Madamen und Demoiselle ausdrücken, welche mit eingekauften Gemüsen, Früchten, und Suppenkräutern gerade zur selben Zeit Vormittags vom Markte kamen, zu welcher der „Rath" nach seinem Bureau wanderte? Wie freundlich empfingen sie den schöngeschwungenen Gruß des „Raths," wie verbindlich beantworteten sie seine Fragen! Der „Rath" war zwar noch Junggesell, aber nicht mehr jung; es ist also anzunehmen, daß, was jene Eigenschaft ihm an persönlichem Verdienste zulegte, ihm diese wieder entzog. Und dennoch dieses Etwas an ihm, was an Wilhelm den Eroberer erinnerte, aber freilich ganz anders die Frauen für sich gewann, als jener Wilhelm mit der seinigen gethan haben soll, nämlich nicht mit Ohrfeigen!

Eines Vormittags sollte ich an den „Rath" im Auftrage meines Vaters eine Ausrichtung besorgen. Es hatte neun Uhr geschlagen, und deßhalb war wahrscheinlich, daß er, einen kleinen Blumenstrauß in der Hand, wie er ihn Sommers regelmäßig zu tragen pflegte, den Weg nach seinem Bureau bereits betreten habe. Dessenungeachtet versuchte ich, ob er nicht noch zu Hause sey.

Im unteren Stockwerke, — demjenigen nämlich, welches der Advokat bewohnte, — standen ein paar Bauern auf dem Gange. Zugleich überzeugte mich ein Blick in's Geschäftszimmer des Advokaten, daß dieses nicht zum reinlichsten gehalten sey. Auf hohen Repositorien

lagen unschön gebündelte Akten, die Stühle waren mit ähnlichem unschönen Hausrath bedeckt, und nächst den Fenstern, aber doch in ziemlicher Dunkelheit, hingen zwei Schreiber an ihren Stehpultchen, wie Dachdecker auf den Dächern. Der Advokat selbst thronte auf einem ledernen, ziemlich schmutzigen Lehnstuhle vor einem mit zerrissenem Wachstuche beschlagenen Schreibtische. Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, das Aussehen des Advokaten sey um Vieles besser gewesen, als das Aussehen seiner Umgebungen. Ein verblichener Schlafrock, eine übelgeschlungene Halsbinde, und bedeutend abgetretene Pantoffeln erhielten — wenn ich mich eines juristischen Ausdrucks bedienen darf — keineswegs ihre Kompensation durch ein schön bordirtes Rehfell, welches wahrscheinlich dem Advokaten von einer dankbaren Klientin verehrt worden war, und zu seinen Füßen sich ausbreitete. Der Advokat sah gerade in Akten, und das Ganze hätte als Stillleben im eigentlichsten Sinne des Worts gelten können, wären nicht gleichzeitig zwei Männer beschäftigt gewesen, unter heftigen Gebärden dem Advokaten ihre Angelegenheit auseinander zu setzen. Aber es hielt Das schwer, denn immer wurden sie durch die keifende Stimme einer daneben stehenden Weibsperson unterbrochen, welche auch bei dem Handel betheiligt schien. Der Advokat trug mit Geduld, was nicht zu ändern war. Zum höchsten blies er eine etwas stärkere Rauchwolke aus dem meerschaumenen Pfeifenkopfe, welcher, Trost, Labsal, und vielleicht auch Rathgeber des Advokaten, zwischen den auf dem Tisch befindlichen Papieren sich behaglich lagerte.

Einige Minuten fesselte mich — mehr die Abneigung, als die Neigung an diesen Anblick. Ja, vielleicht wäre ich jenem räthselhaften Triebe, der gerade auf Unheimliches oder Widerliches am unverwandtesten unsere Augen richten heißt, noch längere Zeit gefolgt, hätte nicht der Hund des Advokaten plötzlich Neigung bezeigt, mit meinen Beinen eine etwas nähere Bekanntschaft zu machen. Ich entfernte mich also eilig, und ein paar flinke Sprünge brachten mich in das Stockwerk, welches der „Rath" bewohnte.

Aber dieser war bereits wirklich ausgeflogen. Die Zimmerthüren standen offen; die Fenster thaten's; der Sonnenschein eines herrlichen Junitages fiel durch die leise wallenden, schneeweißen Vorhänge. Und in den Zimmern! Da hingen schöne Oelgemählde in goldnen Rahmen; eine hübsche Pendule klopfte ihren gleichmäßigen Sekundentakt; zierlich eingebundene Bücher blinkten aus den Nußbaumschränken, und eine Büste des Sokrates — der Himmel weiß, wie der „Rath" gerade auf den Sokrates gefallen war! — sah mit seinem unschönen, aber

dabei freundlichen und würdigen Gesichte in das Nebenzimmer hinein, gerade auf das Bett des „Raths". Alles war gescheuert, gebohnt, mit reinlichem Sand bestreut. Mein Herz hüpfte mir vor Wohlbehagen. Die ältliche Haushälterin beschied mich, daß der Herr „Rath" in Geschäften ausgegangen und auf's Bureau sey, und dieser scheinbare Pleonasmus that jedenfalls dieselben Dienste, wie Pleonasmen oder Unwahrheiten in hohen Titeln thun, — er impenirte. Da mein Auftrag eilig war, so durfte ich mir das Herz fassen, zu fragen, ob ich auch wohl auf das Bureau des Herrn „Raths" gehen dürfe. Eigentlich aber fragte ich nur, um mir die herrliche Einrichtung seines Wohnzimmers noch etwas länger zu besehen. Die Antwort war bejahend, und ich folgte dem Herrn „Rath" auf sein Bureau.

Der gute Mann trat dort mit Freundlichkeit auf mich zu. War seine Wohnung im Hause des Advokaten eine hübsche irdische Welt, so ließ sich sein Aufenthalt in der Kanzlei mit einer hübschen Mondswelt (insoweit wir Kenntnisse davon haben) vergleichen. Einige Gebirge — von Akten, aber kleine; wenig Wasser — höchstens in der Flasche, die der Kanzleiwärter, (ebenfalls ein Staatsdiener), zweimal des Tages frisch füllen mußte; eine dünne Atmosphäre — weil Niemand in's Zimmer kam, als der „Rath," der Kanzleiwärter, und, alle Woche zweimal, der Präsident. Aber Dies hinderte den „Rath" nicht, eine ganz artige Blumenwelt über den Kämmen der Gebirge anzubauen, und zwischen den Freuden des Wassertrinkens an den Erscheinungen der damaligen Tagesliteratur sich zu ergötzen.

Lieber Himmel, dachte ich bei mir, als ich nach gemachter Ausrichtung nach Hause schlenderte, wie hübsch ist es doch beim „Rath," und wie häßlich beim Advokaten! Hätte man mich an diesem Tage, und noch an vielen folgenden, gefragt, was ich werden wolle, meine Antwort wäre gewesen: Rath. Auch bewies ich dem „Rath" von da an eine wo möglich noch größere Aufmerksamkeit, als zuvor. Ich grüßte ihn über die Straße hin, und als er einmal in meiner Nähe nießte, sagte ich: „Ihr Wohlseyn, Herr Rath!" Der Advokat aber war mir erklärt fatal geworden. Ich suchte einem Gruß für ihn auszuweichen, und da manchmal einer seiner Söhne zu mir kam, und mich nachher Jemand fragte: wie der Kleine heiße, und was sein Vater sey? so antwortete ich auf die letztere Frage: „Ach, sein Vater ist nur Advokat!"

Indessen, „Rath" oder nur Advokat, der Tod erwartet Alle. Allzuvieles Sitzen und ein Aerger im Geschäft hatten dem Advokaten den seinigen schon im besten Mannesalter zugezogen. Dabei ergab sich noch ein übler Umstand. Der Advokat hatte nämlich mancherlei Güterkäufe

gemacht, die sich späterhin nicht zum besten rentirten. Andere Spekulationen waren ebenfalls, mit geringen Ausnahmen, ungünstig für den Advokaten ausgefallen. Man konnte ihn bei diesen verschiedenen Geschäften auch nicht entfernt einer Unredlichkeit zeihen, selbst kaum einer Ungeschicklichkeit. Er war einem nur zu oft vorkommenden Triebe von Advokaten, welche Praxis und Ruf haben, gefolgt, noch neben dem Advokaten her den Geschäfts- und Handelsmann zu spielen. Gerade jene ihre reichliche Praxis und ihr Ruf ist ihnen dazu die Brücke. Man traut nicht blos ihrem Charakter und ihren Kenntnissen, sondern auch den Geldmitteln, welche man bei ihnen unterstellt; man verlockt, man bestimmt sie, und sie selbst lassen sich häufig nur allzuleicht verlocken und bestimmen. Kommt dazu ein frühzeitiger oder überhaupt unvorhergesehener Tod, dann zerflattern schnell die Fäden, womit der Bau des Ganzen doch noch vielleicht hätte zusammengehalten werden können. Man muß an das Eintreiben der Ausstände, an den Verkauf der Immobilien — Alles Das mit Opfern — denken; die Mitspekulanten werden Gläubiger, die Vertrauenden Zweifler. Erwartungsvoll richtet sich das Publikum auf die Zehen, um zu sehen, was es geben soll. Aehnlich nach dem Tode unsers Advokaten. Sein Wohnhaus mußte verkauft werden. Andere Immobilien, theils im Lande, theils außerhalb desselben erworben, mußten's ebenfalls. Als endlich Alles gerichtet und geschlichtet war, hatte die Wittwe des Advokaten gerade noch so Viel gerettet, um nothdürftig zu leben, und ihren Kindern eine angemessene Erziehung zu geben. Sie zog aber aus der Residenz in ein Landstädtchen, weil sie da Verwandte hatte, und Wohnung, so wie Lebensmittel, um Vieles dort billiger waren.

Einige Wochen nach dem Tode des Advokaten hatte auch der „Rath" das Zeitliche gesegnet. Um jenem Sokrates eine Xantippe zu geben, (so behaupteten scherzhafte Leute), war er mit seiner Haushälterin noch spät in den heiligen Bund der Ehe getreten. Die Gute überlebte ihn, offenbar aus keinem andern Grunde, als der Thränen-willen, die sie nun noch in reichem Maße ihm nachzuweinen beabsichtigte. Abgesehen hiervon, hatte sie keinen Grund, zu klagen. Der „Rath" war nicht reich gestorben, aber auch nicht unvermögend. Dabei bezog seine Wittwe Pension vom Staate. Sie suchte sich also ein Logis in einer der hübschesten Straßen der Residenz aus, etwas kleiner, als das beim Advokaten, aber doch groß genug, um den Oelgemählden, der Pendule, den Büchern, dem Sokrates, und den Blumen von den Kämmen der Mondgebirge ihres seligen Eheherrn, des „Rath's", passende Stellen zu geben.

Ein Sekretär, also abermals ein Staatsdiener, bezog nun die beiden leer gewordenen Quartiere. Er hatte eine große Familie, durch seine Frau Vermögen, aber auch sonst ein gutes Auskommen. Die Stadt erzählte von ihm: einst, in jüngeren Jahren, zum Assessor ernannt, habe er nicht getraut, vom Sekretärstisch hinüber an den Sessionstisch sich zu verfügen, und so sey er, wie eine gestrandete Fregatte, wenn auch nicht auf, doch an dem Sekretärstische alllebenslänglich sitzen geblieben. Aber Das that seinem Werthe, der guten Meinung von ihm, und jedenfalls seiner Besoldung nicht den mindesten Abbruch. Späterhin ward er gleichfalls zum „Rath" ernannt, und dabei noch außerdem mit dem Verdienstorden dekorirt.

Der Zufall wollte, daß ich, nach beendigten rechtswissenschaftlichen Studien, bei derselben Behörde mich für den Staatsdienst vorbereitete, welcher der gestrandete Assessor fortgesetzt seine Dienste als Sekretär widmete. Hier hatte ich denn Gelegenheit, seinem — wenn ich so sagen darf — mechanisch-geschäftlichen Talente meine vollste Bewunderung zu zollen. Dieses Talent beruhte zunächst auf der Kenntniß der Fächer eines großen tannenen Repositoriums, welches an einer der Wände des Sekretariats aufgestellt war. Auch hätte man sehr unrecht gethan, diese eben erwähnte Kenntniß deßhalb mit geringschätzenden Augen anzusehen, weil groß geschriebene Worte über jedem einzelnen Fache deutlich sagten, welche Sorte der üblichen Geschäftsformularien darin zu finden sey. Denn gerade in dem Umstande, daß der gestrandete Assessor, in Folge vieler Uebung, jene Ueberschriften gar nicht mehr anzusehen brauchte, und doch das Rechte fand, fußte der hauptsächlichste Theil seines mechanisch-geschäftlichen Talents.

Zwischen Konzipiren und Kontrasigniren, so wie jenen süßen, verstohlenen Freuden, welche ihm auf dem Kanzleigange bei einem frischen Wecke und einem Fläschchen Aquavit bisweilen zu Theil wurden, hatte der gestrandete Assessor diejenige Zeit seines Lebens erreicht, wo er sein Dienstjubiläum feiern konnte. Ich bin kein Freund solcher Jubiläen; da indessen die meisten Angestellten meines Wohnorts dem Jubiläumsmahle beiwohnten, so schloß ich mich ebenfalls nicht davon aus. Der gestrandete Assessor aß zur Feier seines Ehrentages drei Teller voll Krebssuppe, und war bei den folgenden Gerichten bemüht, nicht aus der Konsequenz zu fallen. Sodann wurden Lieder gesungen, zu Ehren des Jubilars „eigens gedichtet." Weiter steckte der jüngste Auskultator, nach eingeschenktem Kaffee, mit einem als Fidibus zusammengelegten Stempelbogen die Tabakspfeife des Jubilars an. Ueberhaupt aber gab sich unter den sonst ziemlich zersplitterten und selbst feindseligen

Anwesenden eine ungeheure Einigkeit kund: man lachte, trank, und erneuerte alte Brüderschaften. —

Glückseliger Jubilar! Ja, noch jetzt, wo deine irdischen Freuden (Leiden hattest du keine) längst von dir abgethan sind, und dein — ich sage das ohne Scherz — milder und menschenfreundlicher Geist in neuen Formen beglückend und beglückt sich bewegt, noch jetzt beneide ich dich bisweilen des Schicksals wegen, was dir hienieden beschieden gewesen ist! Nicht, weil du „Rath" und Träger eines hohen Ordens warst; nicht, weil dir als Staatsdiener mit Rathsrang der besondere Ehrenvorzug zu Theil wurde, daß ein Kanzleidiener mit beflortem Stabe deinem Sarge voranschritt, sondern weil du in dir selbst so heiter und selig warst, und deine frischen Wangen, dein artiger Leibesumfang, ja, jede Bewegung deiner heitern Augen, so entschiedenes Zeugniß dafür ablegten. — — — —

Indem ich bis hieher gekommen bin, glaube ich hinlänglich viel von Demjenigen gesagt zu haben, was zunächst der Gegenstand meiner Erzählung war. Jene Erinnerungen und Jugendeindrücke, jene unbewußt aufgenommenen und angelernten Dinge, welche sich nach und nach zu Ansichten und Entschlüssen in mir verfestigt hatten, liegen nun offen da. Der Leser weiß, daß, während negativ ich von Advokaten und Advokatenstand Nichts wissen wollte, zugleich positiv eine entschiedene Neigung für den Stand der Staatsdiener in mir emporkeimte. Allerdings lehnte sich diese Neigung, wie jene Abneigung, zunächst an die Eitelkeit der Jugend und an ihr schnelles Bereitseyn, sich durch Aeußerlichkeiten der Personen und der Lagen bestechen zu lassen; aber ich will ja weder der Jugend, noch Dem, was auf sie einwirkt, hier ein Lobeszeugniß schreiben; — genug, daß die Sache bestand.

Und die Sache besteht noch!

Nicht als ob ich verkennte, daß jene Jugendbegebenheiten — sehr bald wenigstens — von dem Essig der Ironie angegriffen werden mußten. Oder als ob mir hätte unbekannt bleiben können, daß, wenn Wichtigthuerei, Zeitverderb, Formelkrämerei, Geistlosigkeit, Selbstzufriedenheit, und innere Nichtigkeit bei vielleicht noch so viel Bonhommie, hübschem Logis, und ansehnlichem Vermögen, Eigenschaften sind, welche Kindern und jungen Leuten imponiren, auf dieselben Eigenschaften hin auch manche Advokaten zu imponiren im Stande wären. Oder als ob ich übersähe, daß es galeerenhaft arbeitende Staatsdiener gibt, die dessenungeachtet nur auf halbem Solde sich befinden; Staatsdiener, die, besonders in den unteren und selbst in den mittleren Graden der Anstellung, um leben zu können, aus eigenen Mitteln beständig zusetzen müssen;

Staatsdiener, denen es bei allen glänzenden Kenntnissen, bei aller Tüchtigkeit, und bei allem Fleiße mit einem Vorwärtskommen nicht glücken will. Die Verhältnisse haben sich eben auch da, aus mancherlei Ursachen, für den Staatsdiener verschlimmert. Kurz, gewisse einzelne Fehler und Tugenden des Menschen, so wie des Geschäftsmannes, sind nicht nothwendig an den Staatsdiener- oder an den Advokatenstand gebunden, eben so wenig gewisse allgemeine Lagen und Schicksale; sie können hinüber und herüber wechseln, wie das Wild bei nahe an einander gränzenden Jagdbezirken thut. Aber dessenungeachtet bleibt eine ursprüngliche und innerliche Geschiedenheit im Thun und Lassen, im Seyn und Wesen, in Stellung und Umständen des Staatsdieners und des Advokaten; es macht sich eine Wahrscheinlichkeit bei beiden geltend, eine Wahrscheinlichkeit, welche ich das Angebot des Schicksals nennen möchte, und wobei das Schicksal sich nicht leicht selbst abbietet.

Auch wird das Urtheil der Menschen stets geneigt seyn, Dem, was als eine Art traditionellen Gesetzes aus jenem Angebote des Schicksals sich entwickelt, seine Anerkennung zu gewähren. Es wird begreiflich finden, daß ein staatsdienerlicher Subalternbeamter seine nicht allzu lang gemessenen Kanzleistunden habe. Es wird weiter begreiflich finden, daß ein Staatsdiener, nach überstandenem Noviziat, zu höheren und immer höheren Ehren steige, ohne daß ihn ein Advokat darin unterbrechen dürfte. Es wird Behaglichkeit des Lebens, Auskommen, Ehrenauszeichnungen aller Art, Unterstützungsgehalte im Alter oder bei andauernden Krankheiten, Sorge für Frau und Kinder durch den Staat — Das Alles wird es beim Staatsdiener an seinem Platze, das Gegentheil davon bedenklich und selbst ungerecht finden, während beim Advokaten die Gunst des Schicksals als etwas Besonderes, seine Ungunst aber als etwas ganz Begreifliches, und selbst als etwas sich von selbst Verstehendes aufgenommen wird. Das Urtheil der Menschen hält dafür, daß der Advokat arbeiten müsse, ungefähr so, wie Adam nach dem Sündenfall verurtheilt wurde, im Schweiße des Angesichts sein Brod zu essen. Tüchtigkeit und Geschicklichkeit werden vom Advokaten verlangt, und ihre Anwesenheit ihm weniger als Verdienst, denn ihre Abwesenheit als Schuld angerechnet. Anders beim Staatsdiener. Dem Advokaten gegenüber ist die Welt ein knauseriger Wucherer, der ihm sein „Soll", kaum aber jemals sein „Hat" offen hält.

Bedarf es der Erläuterung, daß ich hier von deutschen Advokaten rede? Die Ueberschrift predigt Dies, und — der Inhalt.

Noch bin ich nicht in dieser meiner Darstellung über die Gränzen Deutschlands hinausgewandert. Noch umweht mich, bei Schilderung dieser allgemeineren Zustände des Advokatenstandes, im Kontraste mit dem begünstigteren Staatsdienerstande, vaterländische Luft. Ich weiß, daß es auch in Deutschland nicht immer so bleiben muß. Ich weiß sogar, daß sich in Deutschland gar Manches in diesen Beziehungen bereits gebessert hat. Zunächst im äußersten Westen unseres Vaterlandes. Wie lange vor der Entdeckung Amerika's durch Columbus (ebenfalls aus Westen) kostbare Hölzer auf dem atlantischen Ozean herüber an die Küsten der iberischen Halbinsel geschwommen sind, so kamen, auf dem Ozean der Zeit und welterschütternder Ereignisse, von Frankreich und England wichtige Institutionen, heilsame Gesetze an den Gränzen unseres deutschen Vaterlandes an, und haben dort, noch Leben in sich tragend, kräftige Wurzeln geschlagen. Nicht als ob sie immer Fremdlinge bei uns gewesen wären. Im Gegentheile, gerade in Deutschland, in den Völkern germanischen Ursprungs, hatten sie ursprünglich ihre Heimath. Nach einer eigenthümlichen Schickung aber, welche des Tragischen nicht entbehrt, wurden ihre Zweige und Aeste nach fernen Ländern gebracht, während der Mutterstamm allmählig zermürbte und erstarb. Nur unter Mühen und Beschwerden fanden die unterdessen im Auslande zu kräftigen Bäumen herangewachsenen Zweige den alten Boden wieder, aus dem sie entsprossen. Diese Institutionen, diese Gesetze, in Verbindung mit einem freien politischen Leben, bedingen auch die Wiedergeburt des deutschen Advokatenstandes.

Hierauf gedenke ich späterhin zurückzukommen. Vorerst habe ich nur die Gegenwart unseres Advokatenstandes in ihrem Grundtypus festgehalten. Verfuhr ich unrichtig dabei? Will man mir Beispiele entgegenstellen, wo der Advokat prunkender lebte, und sich dabei eines weit reicheren Einkommens erfreute, als der Staatsdiener? Solche Beispiele läugne ich ja nicht, sondern ich läugne nur, daß sie mehr seyen, als einzelne; ich läugne nur, daß sich aus jenen Umständen des Prunks und des Einkommens Schlüsse für die Stellung des Advokatenstandes im Ganzen ableiten ließen.

O, auch ich habe deutsche Advokaten in glänzenden Phaëtons, bordirte Kutscher auf dem Bocke und glänzende Jäger hintenauf sitzend, durch die Straßen jagen, ihre Zimmer (selbst ihre Arbeitszimmer) von übermäßigem Prunke strahlen sehen! Ich selbst wandelte wohl bisweilen, inmitten einer glänzenden Gesellschaft, unter dem Gefunkel ihrer Kronleuchter hin. Aber, frage ich, hatten jener Aufwand

und diese Festlichkeit nicht einen Charakter — ich möchte sagen — zweiten oder dritten Rangs, wenn es hieß: der oder der Advokat ist der Urheber derselben? Anders, wenn es geheißen hätte: der Regierungsrath, der Finanzassessor, der Präsident, der (adelige) Auskultator ist's! Nach ihren vorbeirollenden Equipagen, nach ihren erleuchteten Fenstern hätte man mit andächtiger Scheu gesehen, während dem Advokaten, der sich so hoch verstieg, Spitznamen dafür zu Theil wurden.

Ich konnte den Advokaten nicht dagegen in Schutz nehmen. Ein Advokat soll zunächst Plebejer im besseren Sinne des Wortes seyn. Er soll, wenn er auch Aufwand in der bezeichneten Weise machen kann, ohne seinen Glücksstand zu gefährden, doch lieber in einfacher Tüchtigkeit, schlichten Sitten, und kräftiger Bürgerlichkeit eine Auszeichnung suchen. Aber dessenungeachtet finde ich sonderbar, daß dem Staatsdiener die Eigenschaft der Ebenbürtigkeit nicht fehlt, wenn er seine Mußestunden mit so kostbaren Vergnügungen vermählt, während, wenn ein Advokat das Nämliche thut, von Mesalliance die Rede ist.

Nur der Staatsdiener wird aufgenommen in den Begriff der Macht und der Würdigkeit, welchen der Staat als eine Art Hermelinmantel über die Schultern geworfen hat. Wo einem Stande so viele und so große Vorzüge zugeschieden sind, da sind Vorzüge, welche Einzelne des untergeordneten Standes, der schlechteren Kaste, auch äußerlich vor Einzelnen des herrschenden Standes geltend machen können, nur Ausnahmen von der Regel. Im voraus kann für Jeden nur Dasjenige verbürgt werden, was die Regel selbst mit sich bringt. Ohne allzu eitel oder allzu waghaft genannt zu werden, wird Keiner auf ein Mehreres Anspruch machen dürfen.

Diese Ansichten gingen mir in ihrer genaueren Entwicklung und deßhalb gerade in ihrer Milderung und Vermittlung noch ab, als ich selbst zwischen Staatsdiener und Advokat die nicht länger mehr zu verschiebende Wahl treffen sollte.

Ich nahm nun Partei gegen den günstiger gestellten Staatsdiener. Ich fragte mürrisch, was der Advokat verbrochen habe, daß ihm nicht wenigstens einigermaßen dieselbe Fürsorge blühe, daß man ihm die Lasten des Staatsdieners aufbürde, ohne dessen Vortheile ihm zuzuwenden? O ich ging die ganze alte und neuere Geschichte in Gedanken durch, um Bilder und Vergleichungen aufzufinden, welche den Advokatenstand, entgegen dem Staatsdienerstande, in ein günstiges Licht zu setzen und meinem Verdruß gegen den Staatsdienerstand Waffen in

die Hand zu geben vermochten. Ich bestritt dem Staate das Recht, gegen den Advokatenstand ein unväterlicher Abraham zu seyn. Wie ich jetzt die Sache ansah, war der Advokat von der jüngeren und schöneren Gattin entsprossen. Ein Ismael, mußte er, an der Hand seiner Mutter Hagar, durch die Wüste wandern, während zu Hause die alte Sarah den kleinen Isaak hätschelte. Dabei spürte ich das größte Verlangen in mir, den Entbehrungen des kleinen Ismael mich anzuschließen. Auch noch nach Anderem spürte ich Verlangen. Zum Beispiel, als eine Art Ludwig XIV. in den Staatsrath zu treten, mit Reitgerte und Sporen, und den Staatsrath in Furcht und Schrecken zu setzen. Oder irgend einen Sessionstisch umzuwerfen, wie die Verschwornen vor der Ermordung der Wallensteinischen Generale mit dem Tisch in Eger thaten. Oder als Bonaparte einen Saal räumen zu lassen, worin Einer vorlas, Einer zuhörte, Zwei in der Fensternische plauderten, Zwei ab- und zugingen, und Drei in Akten schrieben oder bereits aufgenommene schriftliche Verfügungen zeichneten. Noch wußte ich recht gut, daß jenes näselnde, eintönige, langweilige Vorlesen Referiren genannt wird. Aber alle heilige Scheu war von mir gewichen, welche der Ruf: „Es wird referirt!" dem Auskultator einflößt, und unbedenklich ließ ich die Bajonette meiner Grenadiere blitzen. Doch — wie sich von selbst versteht — nicht zu Gunsten des absoluten Prinzips, sondern zu Gunsten des Advokatenstandes, den ich durch die privilegirte Korporation des Staatsdienerstandes auf das Aeußerste gefährdet und gekränkt hielt.

Sehr wahrscheinlich wird man diese theilweise Aenderung meiner Ansichten für höchst unmotivirt erklären. Auch thäte man einigermaßen recht daran. Aber es war ein Umstand eingetreten, der von jeher mit der Anschauungsweise und den Planen der Menschen sein eigenes, bald neckisches und bald tolles Spiel getrieben hat. Ich liebte. Sie, die Liebe, die nach den steilsten Zinnen des Olymps und in die tiefsten Tiefen des Orkus ihre ewig flammende Leuchte hält, hielt sie auch, wärmend und aufklärend, in den Zwiespalt meiner Entschließungen.

Als Advokat konnte ich heirathen, — damit war Alles gegeben. Also nahm ich mich des Advokatenstandes, der ja nun nächstens mein Stand werden sollte, kräftig an, und wenn ich auch sein Schicksal nicht bessern konnte, so konnte ich doch — Das war ich überzeugt — die Ungerechtigkeit dieses Schicksals darthun. Allerdings sprang dabei mein Eifer etwas in's Extrem, wenn er Reitpeitschen in die Höhe hob, ehrwürdige Sessionstische umwarf, und Bajonette blitzen ließ, aber

dem Eifer eines jungen Konvertiten, der zugleich bis über die Ohren verliebt war, wird man wohl schon Etwas zu gute halten.

Advokaten haben nicht nothwendig eine Praxis, indessen haben sie doch vielleicht eine Praxis und jedenfalls einen Titel, was in Deutschland (dem Titellande, wie Kant es nannte) nicht das Geringste ist. Die Werbung um ein Mädchen entbehrte so den Makel des Lächerlichen. Kurz, — ich ward Advokat, warb, und heirathete. Daß ein Advokat, und sogar eine Advokatin, die gewöhnlichen materiellen Dinge nicht entbehren könne, welche im Worte Lebensunterhalt so bündig zusammengedrängt sind, und daß der Mensch nicht Eintagsfliege genug sey, um seine Heirath mit dem alsbaldigen Tode zu endigen, wußte ich allerdings. Auch wollte ich in den Besitz jener Dinge mich setzen, und ich kann nicht anders sagen, als daß die Umstände mich bei diesem gewiß löblichen Vorhaben auf's beste unterstützten.

Einige Kollegen steuerten den jungen Advokaten mit abgängigen oder ihnen unangenehmen Prozessen aus; Verwandte und Freunde suchten unter ihren bösen Zinsenzählern nach, und übertrugen ihm Zinsenklagen und Kapitalaufkündigungen; ein Pathe, der Kaufmann war, klopfte — ein technischer Ausdruck! — seine Handelsbücher aus, und versah mich mit Stoff zu Klagen „puncto debiti". Außerdem fielen mir, gerade in den ersten Tagen meiner Advokatur, mehrere zahlbare Vertheidigungsschriften in Kriminalsachen zur Ausarbeitung zu. Diese Kriminalsachen behandelten zufällig Dinge, welche einem jungen, leicht erröthenden Liebhaber und Bräutigam anstößig genug erscheinen mußten. Indessen, es half Nichts, die Vertheidigungsschriften mußten eingereicht und das Geld dafür verdient seyn. Noch heute, wenn ich an meine alten, durchstrichenen Deservitenbücher komme, kann ich mich eines Lächelns über die wunderlichen und bedenklichen Gestalten nicht erwehren, welche mich beim Eintritte in den Tempel der praktischen Themis angrinsten.

Aber auch auf lieblichere Weise sind jene Zeiten meiner beginnenden Advokatur mir noch im Gedächtniß. Die Wohnung, welche ich mit meiner jungen Frau bezogen hatte, war klein. Eben so unser Umgang. Wir suchten uns und flohen deßhalb vielleicht etwas zu sehr die Menschen. Eine Arbeitsstube, oder, wie man aufbinderisch sagt, ein Bureau, gehört nothwendig zum Begriffe Dessen, was ein Advokat an Zimmern inne haben muß. Die meinige ging nach dem Garten. Sie war freundlich, reinlich, nicht mit so vielen Akten ausgeziert, als die meines seligen Kollegen mit der Keilschrift, aber anspre-

chender. Statt der zwei Schreiber, welche Jenem beständig zu Dienste waren, kam jeden Morgen ein dicker, ältlicher Mann zu mir, holte, was an Abschriften zu fertigen war, und brachte mir's am andern Morgen wieder. Außerdem schrieb ich Vieles selbst. Meine Frau huschte oft aus ihrem Zimmerchen in meine Arbeitsstube, setzte sich an meinen Pult, und strickte. Hatte ich eine Seite vollgeschrieben, oder einen Brief beendigt, oder waren mir die juristischen Gedanken ausgegangen, dann plauderten wir zusammen. Diese Konferenzen waren meine liebsten. Nicht in mein Journal trug ich sie ein, wohl aber in das Buch süßer Erinnerungen. Der Mund, welcher so anmuthig dabei in Bewegung gewesen war, saldirte sie auch regelmäßig alsbald mit frischer, warmer Münze. Schon eine Zeitlang vorher hatte ich die Schreibfeder niedergelegt und mich zu meiner Frau auf's Sofa gesetzt; ihr dagegen war der Strickstrumpf aus der Hand gefallen, und wir Beide empfanden die Wonnigkeit des far niente so sehr, als jemals Einer unter dem Himmel von Neapel.

Welche Erwartung aber, wenn Schritte auf dem Gange laut wurden, ein leises Räuspern, ein Abkratzen der Füße! Es waren ganz gewiß neue Klienten. Eben lasen sie den Zettel an meiner Thüre, worauf mit mächtigen Frakturbuchstaben geschrieben stand, daß der Advokat N. N. hier wohne. Richtig! Jetzt klopfte es. Meine Frau nahm Reißaus, um nicht zu stören, oder richtiger, um nicht gestört zu werden, und — ein Bettler trat herein, oder eine Orgelmamsell, die Geld sammelte, oder der Ausläufer einer Buchhandlung mit einer Subskribentenliste. Traurige Täuschungen! Doch kam's auch besser. Der Briefträger brachte zwei Briefe: im einen wurde mir ein Prozeß übertragen, im andern exponirte man mir den Inhalt einer Vorstellung, welche ich so bald als möglich fertigen und einreichen sollte. Oder mehrere neue Partien stellten sich persönlich ein. Zwar war die eine eine Armenpartie, aber was that's? Vielleicht ward die Sache gewonnen, und wenn nicht, so galt sie als Uebung und Versuch.

Gar hübsch war's, wenn meine Frau ihr Köpfchen wieder zur Thüre hereinstreckte, um zu sehen, ob ich nicht mehr beschäftigt sey. Dann neckte ich sie wohl zuerst, indem ich ihr von einer wunderhübschen neuen Klientin erzählte, die selbst nach erörterter Rechtssache gar nicht habe weichen und wanken wollen, bis ich sie, statt ein Kreuz zu schlagen, mit dem Schattenriß meiner Frau gebannt habe, u. dgl. Diese Erzählungen wurden lachend aufgenommen, aber auf Wahrheit gedrungen und zu verstehen gegeben, Klientinnen der Art hätten von der Frau

die Aufkündigung des Patroziniums zu befürchten. Es war mir das ein Zeichen, meine kleine Fopperei einzugestehen, und auf Versöhnung zu dringen, die dann auch, wenn gleich nur als Verzeihung, bewilligt wurde. Sodann zeigte ich meiner Frau die empfangenen beiden Briefe, sagte ihr von den neuen Partien, die Armenpartie mit eingeschlossen, und gab ihr die drei Kronenthaler, welche eine der zahlbaren Partien als Vorlage mir zugestellt hatte.

Ach, es war ein heiteres, heimliches Leben! Bei Tische aber machte ich meine Frau zur Vertrauten der mir übertragenen interessanteren Rechtsfälle, (recht gesagt, hielt ich alle für interessant,) und beseitigte die Skrupel, welche dabei in ihr aufstiegen. Auch theilte sie so sehr meinen Enthusiasmus für meinen neuen Stand, daß sie kein Bedenken trug, mir eines Tages zu eröffnen, wie sie als Braut meine Eigenschaft als Advokat ihren entfernteren Verwandten und ihren Bekannten zu verheimlichen gesucht habe. Immer habe sie nur gesagt, ihr Bräutigam sey Jurist. Der Grund dieses Verfahrens lag nicht sehr weit. Auch dachte ich nicht daran, es ihr noch nachträglich übel zu nehmen. Dagegen sprengte ihre Mittheilung doch immerhin wieder neuen Essig in die alte Wunde.

Ueberhaupt fehlte es sich nicht, daß ich, neben den Annehmlichkeiten meines Standes, auch die Mühen desselben ziemlich bald kennen lernte.

Zu diesen Mühen rechne ich zunächst einige persönliche Enttäuschungen. Die Jugend, wie jeder Unkundige, ist gewohnt, die Dinge und Personen mehr massenweis, als im Einzelnen, zu betrachten, und was sie dem Massenweisen im Guten oder Bösen ankreidet, im Guten oder Bösen dem Individuum in Rechnung zu bringen. So hatte ich als frischer Anhänger des Advokatenstandes kein Bedenken getragen, einen „Kuß der ganzen Welt," nämlich der ganzen Advokatenwelt, mit Extase zuzurufen. Die Anrede: „Herr Kollege!" freute mich aufs äusserste, mochte ich sie nun gebrauchen, oder sie von Andern bei mir in Anwendung gebracht sehen. Allerdings war auch da wieder die Eitelkeit und die Selbstliebe im Spiele, aber nicht allein. Auch verflog jene Liebhaberei bald. Nicht weniger drängten die Erfahrungen, welche ich machte, mich vom Allgemeinen zum Besondern hin. Von einem Theile meiner Kollegen konnte ich nicht mehr ganz so gut denken, als ich gerne gethan hätte. Es war das ein Riß durch meinen Himmel. Und doch schien die Zeit, in welcher ich Advokat geworden war, durchaus geeignet, tüchtige junge Männer zum Advokatenstande heranzuziehen. Einige Jahre vorher hatten nämlich die ersten politischen Untersuchungen auf den deutschen

Universitäten begonnen. Wer mehr oder minder kompromittirt dadurch war, durfte kaum hoffen, im Staatsdienste eine Anstellung zu finden, und so gestaltete sich der Advokatenstand als Bucht, in welcher die meisten Schiffe nach eingezogener burschenschaftlicher Flagge vor Anker gingen. Selbst die Gegner dieser Flagge aber konnten nicht in Abrede stellen, daß dadurch dem Advokatenstande ausgezeichnete geistige Kräfte und ein großer Fonds moralischen Werthes zugeführt würde. Indessen auch ohne jenen Umstand glaubte ich annehmen zu können, daß das Verhältniß der Unabhängigkeit und eines Erwerbs, welcher nicht auf höchsten Dekreten, sondern auf Kenntniß, Bravheit, und dem Vertrauen des Publikums beruht, dem Advokatenstande hinlänglich viele Männer zugeführt hätte, durch welche dessen große Mehrheit als tüchtig und untadelig sich darstellte.

Aehnlichen Resultaten — so nahm ich an — mußte ich an der Hand älterer Erfahrungen und tüchtiger Gewährsmänner begegnen. Die Eröffnung eines Scherbengerichts über den Werth des Advokatenstandes durch alle gebildete Nationen hindurch konnte für jenen unmöglich ungünstig ausfallen. Es galt den Versuch. Manche Bücher, welche mir bei diesem Zeugenverhör nöthig waren, hatte ich schon; andere schaffte ich mir an. Die Sache sollte nun einmal recht historisch von mir betrieben werden.

Gewiß ein löbliches Bestreben, obgleich es vielleicht deßhalb für überflüssig gehalten wird, weil ich über solche Glaubensbefestigungsmittel, nach meinem neu errungenen Standpunkte als **defensor fidei**, nämlich **advocatorum**, weit hinaus seyn mußte. Aber auf die Dauer ist die Ueberzeugung immer haltbarer, als der Enthusiasmus, obgleich am allerhaltbarsten wohl ist, wenn man Beides verbindet, wie bei Briefen, wenn man sie erst mit Oblate und dann noch mit Siegellack schließt. Dabei war ich, wie bemerkt, nach bewältigten zweien Extremen in ein neues Stadium, in das des Zweifels, getreten, und wenn auch dieser Zweifel durchaus nicht auf eine bedenkliche Weise überwog, so konnte es doch keineswegs Etwas schaden, ihm einige praktikable Stützen zu geben.

Wenn ich nur vernünftiger dabei verfahren wäre! Aber statt in die Tiefen zu gehen, schöpfte ich von der Oberfläche ab. Statt die Geschichten der Völker und die Geschichten ihrer Rechtsentwicklung, so wie ihrer politischen Institutionen zu studiren, legte ich mein Ohr an dieses oder jenes Buch, und glaubte Orakel darin zu vernehmen. Zugleich ging mir's, wie unsern alten Pädagogiarchen, welche nur von Griechenland und Rom wußten, und unter den Barbaren einzig

vielleicht den Deutschen einige Aufmerksamkeit widmeten. Doch nein, ich will mir auch nicht zu viel thun! Es ist zwar wahr, daß ich bei Griechenland und Rom verweilte, aber es geschah nur ganz kurze Zeit, und ich ging deßwegen so schnell an ihnen vorüber, um bälder nach Deutschland zu gelangen. Allerdings, England, Frankreich waren mir sehr gleichgültig. Und doch hatte der Advokatenstand in England, besonders seit Oliver Cromwell, einen so fortgesetzten und nachhaltigen Aufschwung genommen. In Frankreich weniger, obgleich auch da die alten Parlamente und die dabei bestehenden Einrichtungen gute Uebungsschulen für die Advokaten gewesen waren. Italien, Spanien, und die nordischen Reiche ließ ich ebenfalls völlig unbeachtet, und hatte auch da mehr Recht dazu. In diesem einseitigen Verfahren machten sich, wie angedeutet, die Lücken meines Jugendunterrichts geltend. Aber in diese Lücken hatte sich immerhin Etwas festgesetzt, was nicht ganz zu verachten war: nämlich die wärmste, die hingebendste Vaterlandsliebe. Deutsche waren die Besieger Rom's auf dem Felde der Waffen, Deutsche die Nacheiferer der Griechen auf dem Felde der Wissenschaften gewesen; — so faßte ich das Verhältniß Rom's und Griechenland's zu meinen Landsleuten auf! Aufrichtig liebte ich die Deutschen, und weil ich ihnen alles Gute wünschte, so war ich auch bemüht, alles Gute bei ihnen aufzufinden.

In diesem Sinne begann ich meine Wanderungen durch die mir zu Gebote stehenden Bücher. Aber auf welche Widersprüche stieß ich da! Kaum hatte ich im Kodex des Justinian gelesen, wie der Stand der Advokaten von den römischen Kaisern Leo und Anthemius in den Himmel gehoben wurde, so mußte ich auch schon auf die Erwähnung stoßen, daß Plato — der weise, der göttliche Plato! — den Advokatenstand ganz aus seiner Republik verbannt wissen wollte. Die Römer hießen ihre Advokaten clarissimi, und die alten Deutschen schnitten gerade diesen clarissimis nach der Niederlage des Varus die Zungen aus. Cicero bezeichnete das Haus des Advokaten als unzweifelhaft „das Orakel der ganzen Stadt", und Claproth — ich war damit bereits auf deutsches Gebiet gelangt — meinte in seinem „ordentlichen bürgerlichen Prozeß": die Erfahrung lehre, daß die Advokaten um so „unverschämter" seyen, je nachgiebiger der Richter sey, und umgekehrt. Das Ausschneiden der römischen Advokatenzungen durch die alten Deutschen war mir nicht so empfindlich, als das unverschämt, welches ein sonst billiger und wackerer deutscher Prozessualist auf die armen Advokaten losschleuderte. „Unverschämt!" Der Ausdruck ärgerte mich. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts machten

advokatische Unverschämtheiten im Einzelnen bisweilen vorkommen. Warum aber auf eine Art angeblicher allgemeiner Erfahrung eine Art allgemeiner Regel gründen? Warum diese Regel drucken lassen?

Von Claproth wandte ich mich wieder zurück in die vierziger und fünfziger Jahre desselben Seculums. Hatte mich ein Prozessualist niedergeschlagen, so sollte ein Belletrist mich wieder aufrichten. Der Versuch war mißlich. Denn die meisten deutschen Schriftsteller um die Zeit der schlesischen Kriege und des siebenjährigen Kriegs waren — Philister. Friedrich der Große absorbirte da das poetische Interesse, Friedrich der Große mit seinem Weltblick, seinem Verstand, seinen ungeheuern Erfolgen, seinen Gallizismen in Denkart und Sprache, seinem militärisch-politischen Despotismus, und seiner religiösen und sittlichen Frivolität. Diese theilweise sich widersprechenden Eigenschaften, die doch alle ihre vollständige Genesis hatten, so wie überhaupt das Perrückenhafte jener Zeit, waren wenig geeignet, einem kecken und kräftigen Anschauen des Lebens den rechten Augenaufschlag in Deutschland zu verschaffen. Der Politiker schmachtete unter strenger Zensur, der Philosoph mußte nach Wolfischem Maße messen, der Dichter traf kaum eine andere Wahl als zwischen Steifheit oder Seichtigkeit, und wo er einmal etwas lebhafter die Zunge der Zeit rührte, that er's regelmäßig nur als preußischer, selten als deutscher Patriot. Die Schweizer, sodann in Deutschland Gottsched, Gärtner, die verschiedenen (älteren) Schlegel, Ramler, Lichtwer, Gleim, Gellert, Weiße, und eine Menge kritischer Geister gehörten mehr oder minder jenem Philistäismus an, welchem nur der klare, entschiedene Lessing, der deutsch- und freigesinnte Uz, der treffliche Sänger des Frühlings, v. Kleist, und Klopstock, zumeist als Odendichter, kräftig entgegentraten. Später sollte dann das Verständniß und das Studium Shakespeare's die Entmündigung des deutschen poetischen Geistes vervollständigen.

Aber so weit war man damals noch nicht. — Mein Auge flog hin und her unter den verblicheneren Einbänden meiner kleinen Bibliothek. Wie trübe Geister standen sie da, Leder Rück und Eck, aber vergriffen an Blättern und Kanten von fleißigeren Lesern, als unser jetziges Jahrhundert hervorbringt. — Von Cronegk, — kennt noch Jemand den Namen? In der Halle des Brockhaus'schen Konversationslexikons ist er befestigt, aber Wolfgang Menzel hat ihn in seine „deutsche Literatur" nicht mehr aufgenommen. Das Schicksal kam über ihn, das v. Cronegk selbst, der siebenundzwanzigjährige Jüngling, sterbend sich prophezeit hatte: das Schicksal, vergessen zu werden. — Es stammte von v. Cronegk eine scharfe und ungünstige Aeußerung über die Advokaten,

und ich suchte nun nach dieser Aeußerung in den beiden Bänden seiner „Schriften". Umsonst. Wahrscheinlich war von Uz, dem Herausgeber jener „Schriften", die Stelle als zu stark weggelassen worden.

Fast ein wenig mißmuthig über den mir entzogenen schwarzen Flecken, welchen ich, im Geschmack jener Zeit, in ein Schönpflästerchen umzugestalten gehofft hatte, überblickte ich nochmals meine Veteranen, und Rabener's Satyren fielen mir in die Hand.

Diese schienen mir wie gefunden für meinen Zweck. Denn Rabener war ein ehrlicher, tüchtiger Mann, dabei gutmüthig, und, insoweit ein Satyriker kann, (denn er muß die Zustände des Lebens aus der Vogelperspektive der Lachtaube und des spottenden Kukuks betrachten,) gerecht. In dem „Versuch eines Realregisters" stand da geschrieben: „Advokat. Gewissenhafter, ist einmal einer gewesen. 24. Ob das Ernst sey. ibid. Ist verhungert." Ich hatte Nichts gegen diesen Hieb zu erinnern, denn er traf das Schicksal und nicht den Charakter der Advokaten. Aber bald fand ich von „Georg Greif, einem Advokaten," erzählt: „er habe lange Finger und im Gesichte eine so dicke Haut gehabt, daß er niemals roth geworden." Und dann — in den „satyrischen Briefen" — ertheilte ein Advokat den Rath, einen falschen Eid zu schwören, unter vorsorglichem Erbieten, einen Wechsel von 3000 Thalern fälschen zu lassen. Der Rath ward abgelehnt, mit Indignation abgelehnt, von einem Kavalier, dem er gegeben worden. Als ich das Wort Kavalier las, umkreiste mich plötzlich der ganze selige Rokoko-Geschmack der Rabener'schen Zeit. Geschnörkelte Füße an Tischen und Stühlen, schwarze Theebretter mit goldgezeichneten chinesischen Figuren darin, Reifröcke, Haarbeutel, und Kavaliere! Daß Rabener nicht blos den Advokaten zum Schuft und Betrüger, sondern zugleich den Kavalier zu dessen Gewissensaufzupfer und Galgenpater gemacht hatte, tröstete mich mehr, als es mich ärgerte. Denn ich häufte in Folge dieses Umstandes nicht blos die Anklage der Verläumdung, sondern auch die eines ganz gemeinen edelmännischen Servilismus auf des Satyrikers Rabener Haupt.

Und doch war dieser Rabener, wie schon bemerkt, ein achtbarer deutscher Mann, ein liebenswürdiger Mann, dessen munteres, hübsches Gesicht mir sogar in dem abscheulichen Karlsruher Nachdrucke immer äußerst ansprechend erschienen war. Sollte derselbe Rabener sich Anschuldigungen, welche so sehr den Charakter der Allgemeinheit trugen und nirgends durch entgegengesetzte Aeußerungen in seinen Schriften auch nur einigermaßen in der Schwebe gehalten wurden, erlaubt haben, ohne in seiner Erfahrung, in seiner Ueberzeugung Bürgschaften für die

Wahrheit derselben stellen zu können? Und durfte er hoffen, mit Glück solche Anschuldigungen zu erheben, ohne gleichzeitig auf Sympathien in der Nation zu stoßen? — Diese Fragen, auf die ich keine befriedigende Antwort wußte, fielen mir schwer auf die Seele. Aber Rabener hatte zuerst als Steuerrevisor, dann als Obersteuersekretär, und zuletzt als Steuerrath in Diensten gestanden; perennirend war er als Mühlrad in der großen Bannmühle des Staats, und zwar als solches, welches Ziffern quetschte, thätig gewesen. Konnte er da nicht verlernen, gegen den natürlichen Kontroleur und Antipoden des Staatsdieners gerecht zu seyn?

Hiezu trat noch ein Umstand. Rabenern stand Liskow als warnendes Beispiel da. Dieser ausgezeichnete deutsche Satyriker hatte nicht nur mit den untern Wolkenschichten, sondern auch mit den obern, auf welchen die Jupiter dieser Erde in Person thronen, epigrammatisch angebunden. In Folge von Sarkasmen gegen den damaligen englischen Gesandten am kurfürstlich sächsischen Hofe, war er Dresden hinaus gewiesen worden. Späterhin starb gar Liskow, wie man sagt, im Gefängnisse. Und Rabener lebte nun, ein paar Jahrzehnte später, im nämlichen Dresden. Er war ein Mann mit regulirtem Hauswesen, der als Junggesell in einem anständigen Gasthause zur Mittagstafel abonnirt war, und der sein Abonnement nicht unterbrochen sehen wollte. Also hielt er es für's Klügste (und von seinem Standpunkte aus that er völlig Recht daran), die Thorheiten des Hofes und der Großen, die Laster der Throne auf sich beruhen zu lassen, und blos mit den Thorheiten und Lastern des Mittelstandes anzubinden. Wenn aber Rabener aus dem Mittelstande heraus der Göttin des Witzes Hekatomben opferte, so war es begreiflich, daß darunter auch die Advokaten, als Kern und Vertreter des Mittelstandes, nicht fehlen durften.

Diese Begreiflichkeit ließ ich aber keineswegs als Entschuldigung Rabener's gelten. Vielmehr parodirte ich die vorhin angeführte Stelle seines „Versuchs eines Realregisters" also: „Rabener. Ein Philister. Ob das Ernst sey. Bitterer." Bei der These blieb ich, und selbst Rabener's heiteres, redliches Auge zerstreute nur selten die Wolken, welche ich über seine Wahrhaftigkeit und den Werth seiner Satyre, als Spiegelbild allgemeiner Zustände seiner Zeit, zu ziehen versucht hatte.

Aehnliches, wie bei Claproth und Rabener, begegnete mir bei andern deutschen Schriftstellern. Fast immer hatte mein Finger Gelegenheit, auf der fatalen Taste der Rüge und der Abgeneigtheit gegen Advokaten und Advokatenstand auszuruhen.

Unter diesen Umständen fiel der Zeugenrotul, den ich, nach Anleitung unsers bürgerlichen Prozesses, über die Eigenschaften meines Standes mir angelegt hatte, ungünstig genug aus. „Alles verloren, nur die Ehre nicht!“ soll der erste Franz von Frankreich nach der Schlacht bei Pavia ausgerufen haben, und gerade die Ehre stand, besonders nach der Aussage der Zeugen Claproth und Rabener, für die Advokaten auf dem Spiele. Oder ist Ehre bei Lug und Trug? Oder ist Ehre bei Unverschämtheit? Die Ehre, dieses wunderliche Ding, was, wie die Gesundheit, nur dann recht empfunden wird, wenn man es nicht mehr hat, verschmäht die Gemeinschaft mit Lug, Trug, und Unverschämtheit. Kein Ersatz für sie, nirgends, aber namentlich nicht beim Advokaten, der, was er ist und wirkt, was er bedeutet, will, und soll, nur unter der Voraussetzung der Ehre ist, wirkt, bedeutet, will, und soll.

So weit war ich mit meinen Forschungen gelangt, als eines Tages der Komödienzettel meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ich besuchte sonst sehr selten unser gnädigst konzessionirtes Stadt- und Nationaltheater, weil ich dort die guten Stücke schlecht und die schlechten gut gegeben wußte. Ich wollte ächtes Gold nicht in Münzen mit Eselsköpfen ausgeprägt sehen, und Kupfer, dessen Gepräge noch ganz leidlichen Respekt einflößte, nicht als Gold mir aufhängen lassen.

Aber heute sollte gegeben werden: „Die Advokaten, ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Iffland.“ Ich kannte Iffland nur als Verfasser der „Jäger“ und der zwei letzten Akte der „Hagestolzen.“ Beide Stücke waren geeignet, für Iffland's Gesinnung und Talent eine recht günstige Meinung mir einzuflößen. Dabei hatte ich aus den Arbeiten sachkundigerer und strengerer Kritiker, als ich einer war, entnommen: daß Iffland der Bürgerlichkeit und derben Biederkeit ein hausmachenes, linnenes Zelt auf der deutschen Bühne aufgeschlagen habe; daß er die Minister und oberen Staatsbeamten als Teufel, die unteren Stände als Geplagte, und die Fürsten, deren hauptsächliche Bestimmung schien, jene ersteren aufzufüttern und dann abzuschlachten, als Götter zeichne. Dazwischen war auch wohl die Kanonisation irgend eines sonst unangesehenen Mannes, z. B. eines Juden, eines Kakerlaken, oder eines Advokaten, zu erwarten. Advokaten! Siehe da, das war ja mein Stichwort für heute, und wirklich faßte ich auch das angekündigte, mir sonst unbekannte Stück in dem ebenbezeichneten Sinne auf. Da nun Iffland jedenfalls ein wohlmeinender, auf die deutsche Schaubühne großen Einfluß ausübender Mann war, so beschloß ich um so mehr, die heutige Vorstellung nicht zu

versäumen, als es immer angenehmer ist, seiner Kanonisation bei lebendigem Leibe beizuwohnen, als, wie Kaiser Karl V. that, seinem Begräbnisse.

Meine Familie bestand nun schon nicht mehr blos aus zweien, sondern aus drei Personen, nämlich noch einem kleinen Sohn, den ich Lebrecht hatte taufen lassen, und den meine Freunde scherzweise den kleinen Advokaten nannten. Ich meinte dann, wenn er seinem Taufnamen nachkomme, werde er dem Advokatenstande keine Schande machen.

Von diesem kleinen Familienkreise löste oder bröckelte sich also, da der Abend kam, ein Drittel in meiner Person los, und verfügte sich in's Theater.

Der Vorhang ging auf, und da hatte man denn gleich den ganzen Iffland. Ein ehrlicher alter Zimmermeister, dem sein Sohn, der Landrath, Geld schickt; ein Bedienter, der das Geld bringt, aber den Hut dabei in des Zimmermeisters Stube auf dem Kopfe behält, bis der Zimmermeister ihm aufgibt, den Hut abzuthun; abermals der Zimmermeister, der den Bedienten mit dem Gelde fortgehen heißt, weil er es nicht wolle, und außerdem einen Riß zu machen habe; dann eine Tochter des Zimmermeisters, die, keimender Hochmuthsgedanken wegen, erst keine rechte Lust hat, dem Vater das Essen auf den Zimmerplatz zu bringen, aber es dann doch als gehorsames Kind zu thun verspricht; — so Viel schon in den ersten drei Auftritten. Das Andere entwickelte sich dann weiter. Ein schuftiger Hofrath, der Testamente verfälscht und Waisen bestiehlt; ein Bräutigam der Tochter des Zimmermeisters, der als Förster einen grünen Rock trägt, und als Iffland'scher Förster nothwendig ehrlich ist; ein läppischer, schuftiger Rath; der Ex-Landrath, der nun Geheimerath geworden, und gleichfalls ein Schuft ist; und eine edelgesinnte Tochter des Hofraths, welche ihrem Vater, so wie ihrem Bräutigam, dem Geheimenrathe, von Zeit zu Zeit tüchtig den Text liest, unbeschadet ihrer Zärtlichkeit als Tochter und als Liebende.

Man steckt mitten im dritten Akte, und noch ist kein Advokat zum Vorschein gekommen, geschweige sein Pluralis oder Dualis. Nur so diskursiv wurde über den Advokaten Wellenberger, der auf dem Zettel stand, und also nothwendig auftreten mußte, in Erfahrung gebracht, daß er alt sey. Dabei war er vom Geheimenrathe ein „Narr" und ein „Pedant", und vom Hofrath ein „pietistischer Klopffechter" genannt worden. Der Advokat sey zudem „ein wahrer Armenvogt", hatte der Hofrath hinzugesetzt. — Tadel von ganz oder halb Lasterhaften ist bekanntlich das günstigste Tugendzeugniß. Und so wußte ich nun, was ich von meinem Kollegen auf der Bühne zu erwarten hatte; denn

Iffland war zu ehrlich, um über Jemanden eine Ansicht zu erregen, die er nicht nachher auch ins Werk setzte.

Advokat Wellenberger erschien erst in der Mitte des dritten Akts. Er machte dem Geheimenrathe Vorwürfe wegen eines Urtheils, welches dieser in einer Prozeßsache zwischen dem Hofrathe und einigen armen Waisen zum Nachtheil der Letzteren gefällt hatte.

„Je mehr und länger ich dieses Papier betrachte, je mehr kommt es mir vor, wie ein aufgebrochener, zerschlagener, beraubter Gotteskasten!“ rief der Advokat. Der Schauspieler hielt dabei dem Geheimenrathe zornig das erlassene Urtheil unter die Nase, und ich freute mich des Eifers meines Kollegen auf den Brettern.

„„Sie sind unverschämt, Herr Advokat!““ herrschte der Geheimerath dagegen. Unverschämt! Da hatten wir wieder das schlimme Wort, aber in einem Sinne, in dem ich es mir gefallen lassen wollte.

„Nein, nein“, rief der Advokat entgegen, „aber muthig, muthig von Gott, wie ein mit Sinn und Recht bewaffneter alter Knecht, für Rache schreiendes Waisenrecht. Das bin ich.“

Wellenberger's warmes Herz gefiel mir fortgesetzt; eben so gefielen mir die Intentionen des Dichters. Dabei konnte ich weniger der Courtoisie des Geheimenraths, als seiner Schuftigkeit, die bereits zu schmelzen angefangen hatte, es zuschreiben, daß er den Grobheiten und dem Eindringen des Advokaten mit so vieler Höflichkeit entgegen kam.

„„Ich ehre das Gefühl, das Sie beseelt, mein Herr““, sagte nämlich der Geheimerath zum Advokaten, der erklärt hatte, an ihn, qua homo, der an den jüngsten Tag glaube, appelliren zu wollen.

Sodann, nachdem der Advokat gegen den Geheimenrath geäußert, daß er ein Argument habe, was gewiß den armen Erben helfen werde, und vom Geheimenrathe ihm im voraus seine Freude darüber bezeugt worden war, rief der Advokat diesem zu: „So geben Sie mir den christlichen Bruder- und Liebeskuß,“ — was denn auch der Geheimerath that. Aber dessenungeachtet schonte ihn der Advokat nicht sehr. Er versicherte den Geheimenrath nämlich, die Stadt habe bisher das Menschenherz in ihm bezweifelt, und vermeint, es wäre in einen Geldbeutel verhaftet; und hierauf, als der Geheimerath roth wurde, daß das „für einen dirigirenden Geheimenrath ein gottgefälliges Zeichen“ sey, und er, der Advokat, werde es unter die Leute bringen.

Ich kann mir sehr gut denken, daß einem wackern Advokaten in eigenthümlichen Fällen durchaus darum zu thun ist, einem Richter, welchen er nicht schätzt, unendlich grob zu seyn. Eben so denkbar ist mir, daß ein wackerer Advokat, von Eifer, und, wenn man will, von

Leidenschaft hingerissen, dem Richter auf die Stube rücke, und ihn ungefähr eben so dort bedicne, wie der Advokat Wellenberger den Geheimenrath. Weiter mag möglich seyn, daß ein solcher Richter, namentlich wenn er den Gerichtspedellen nicht sogleich bei der Hand hat, gute Miene zum bösen Spiel mache, und zum höchsten, wie auch der Geheimerath gethan, rathe, die Appellation in der gehörigen Form zu ergreifen. Endlich küßte auch wohl ein solcher Richter den Advokaten, wenn ihm von diesem ein Kuß angemuthet wurde. Aber daß dieses Letztere geschah, daß der Advokat den Kuß anbot, „den christlichen Bruder- und Liebeskuß", Das ging über meinen Horizont. Ein Kuß ist die feinste geistig-körperliche Verschmelzung, bald vom leisen Resedageruch elterlicher und kindlicher Zuneigung, bald vom Rosengeruch kräftiger Freundschaft, bald vom würzigsten Dufte hingerissener Sinnlichkeit umwallt. Ein Etikettekuß ist eine Entweihung; ein Kuß, der zur Formel herabsinkt, eine Lüge. Schmach Demjenigen, welcher die Mysterie zur Gassenläuferin macht, oder zum Knochengerippe! Und doch mußte ich den Advokaten wegen des von ihm angebotenen Kusses bewundern. Wie durch ein Privilegium, was ihm die Redlichkeit gegeben, war weder Entweihung noch Lüge dabei. Der Advokat benahm sich so tüchtig und derb, und doch dabei so gutmüthig, und doch wieder nicht allzu gutmüthig, um von der Standarte des Rechts, die er mit beiden Händen fest hielt, auch nur einen Finger sich losringen zu lassen.

Nachdem der Advokat den Geheimenrath als halbgaren Sünder in's Gebet genommen, that er's mit dem Hofrath, der durchaus nicht gar werden wollte, sondern auf den Gedanken verfiel, den Advokaten durch Gift aus der Welt zu schaffen. Aber der Advokat kam dahinter. Der Hofrath war nun in seiner Hand; was that jedoch diese Hand? Sie drückte und preßte den Hofrath nur auf so lange, als nöthig war, einigen Menschen Gutes thun zu lassen. Als der Hofrath dem Advokaten einen Ring schenken wollte, 200 Louisdors werth, nahm dieser ihn nicht an; er zeigte dem Hofrath fortgesetzt seine Verachtung, aber nicht als persönliche, sondern als angewandte Liebe zum Guten und Edeln.

Der Geheimerath hatte unterdessen seine Stelle niedergelegt, war tugendhaft geworden, und wollte, um sein Brod zu verdienen, wieder zu seinem früheren Stande als Advokat zurückkehren. Da, rief der Advokat Wellenberger heftig: „Nicht Advokat! Ich kann das Wort nicht leiden, die Menschen denken sich immer dabei einen verworrenen Knäuel Zwirn, oder einen falschen Boten, der aus der Wildniß in die Wüste führt. Nicht Advokaten sollten wir heißen, sondern Rechtsfreunde!"

Als der Schauspieler diese Worte mit Gestikulationen sprach, wie sie wohl geeignet sind, den leibhaften Satan von sich abzuwehren, und als das Publikum mit lebhaftem Beifallssturme einfiel, da — schämte ich mich. Ein Mann, der Advokat ist, dabei ein so gütiger, lieber Mann, der, was er ansieht, mit seiner frommen Treue vergoldet, sogar ein solcher Mann will den Advokaten nicht mehr beim Namen nennen lassen, und das Publikum ruft dazu mit seinen Händen: „Amen!" Warum? Weil die Menschen beim Worte Advokat an's Verwirren oder Betrügen denken. Da soll denn der neue Name Rechtsfreund helfen!

Mein Schamgefühl war schnell in die unendlichste Neigung umgewandelt, recht tüchtig zu lachen. Ist der Giftmischer kein Giftmischer mehr, wenn man ihm den Namen Segenspender beigelegt hat, und bleibt die Natter weniger Natter, wenn sie ihre Haut wechselte? Advokat heißt Fürsprecher. Noch wörtlicher heißt's: Herbeigerufener, herbeigerufen zur Hilfe in Rechtssachen. Rechtsfreund! Der Name hat etwas Allgemeines, Vages, etwas Läppisches, er klingt wie ein Gemeinplatz, oder, wenn man Dies lieber hört, wie eine Sentenz. Advokat ist konkret, — schelte mir einer den Namen Advokaten!

Aber wollte denn Iffland den Namen Advokaten schelten? Nein, er wollte es nicht, der gute Mann! Vielmehr wollte er dem Stand oder — richtiger — der Aufgabe, der Zukunft des Standes etwas Freundliches sagen, ohne damit der Gegenwart des Standes, welche ja durch den Advokaten Wellenberger so würdig repräsentirt war, feindselig gegenüber zu treten. — Und dann faßte es mich wieder mit Armen der Liebe, als Advokat Wellenberger sprach: „Wenig schreiben, Viel thun, wenig Geld, viel Ehre, und frommen Sinn! Selten das corpus juris gefragt — oft das Herz, und allezeit die Todesstunde."

Dank dir, alter Iffland, dessen kräftige, würdige Gestalt den fernen Horizont meiner Jugend ziert, für deine gute Meinung! Ja, dein Stück hat dem deutschen Advokatenstande genützt, obgleich es zumeist das Erzeugniß einer bereits gegen den Advokatenstand im Allgemeinen günstigeren Meinung war. — Die Zeit, in welcher Iffland schrieb, gehörte schon nicht mehr dem Morast und den Niederungen an, in welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und bis in die siebziger und achtziger Jahre desselben hinein, die geselligen Zustände Deutschlands versunken gewesen waren. Wärmeres und helleres Licht flog drüber hin, als das Gestirn Friedrich vom Gestirn Joseph seine Ablösung erhalten hatte, und die großen Erscheinungen im Westen Europa's

eine neue Gestaltung der Welt und aller öffentlichen Verhältnisse verkündigten.

Noch befand ich mich unter dem freundlichen Einflusse Iffland'scher Reminiszenzen, als mir Jean Paul's Geschichte des Armenadvokaten Siebenkäs in die Hände fiel. Ich liebte Jean Paul, als wenn ich eine schöne Seele oder eine Jungfrau und kein Advokat gewesen wäre. Ich beugte mich gerne nach seinen Blumen und Bäumen, die von Gewürz troffen, und nach seinem Herzen, das von Hoch zu Tief, von Ernst zu Scherz, aber stets von Wärme zu Wärme flog. Wenn seine Personen mich weniger ansprachen, so stand ich hiebei nicht allein. Am meisten noch — und unter diesen einige recht sehr — gefielen mir die Derben, Komischen, die eigentlichen Charakterbilder. Also auch Siebenkäs. Am guten, freundlichen, genügsamen, braven Siebenkäs ärgerte mich jedoch zuletzt der Einfall, sich todt zu stellen, um anderwärts heirathen zu lassen und selbst heirathen zu können. Ich schalt Dies, und was daran hing, unmoralisch und schlecht; denn die wunde Stelle, welche ich als Advokat mit mir trug, wurde unangenehm davon berührt. Statt dem Dichter vorzuwerfen, daß er diesen Theil des Ganzen auf Kosten der Wahrscheinlichkeit und des Charakters seines Helden nicht zum besten komponirt, mit andern Worten: daß er hier (was ihm oft begegnete) eine höchst schwache Situation geschaffen habe, wandte ich mich unbefriedigt vom Helden des Romans selbst. Ja, ich war kleinlich genug, darauf hin eine Zeitlang mit dem Verfasser des Romans zu schmollen. Er verzeihe mir Dies, der, wenn wir Schatten werden, gewiß ein farbigter Schatten ist! Er verzeihe mir Dies, der Mann der thätigen Freiheit, der überquellenden Liebe! —

Abgesehen hiervon, hatte ich nun gerade genug mit Dem, was deutsche, übel- oder wohlmeinende Belletristen, Professoren, und Staatsdiener über den Advokatenstand zu äußern beflissen gewesen waren. Nicht mehr aus den Worten Dritter wollte ich Orakel herauslauschen. Sie sollten mir tönen aus dem Schoße des Advokatenstandes selbst, und nicht allein über das Wie? sondern auch über das Wie anders?

Traurige Wanderung durch Wüsten! — Die Doktoren der Rechte wurden in den deutschen Reichsgesetzen den Rittern gleich gesetzt und dem niederen Adel vorgezogen, — aber die wenigsten Advokaten waren Doktoren! Die Sachwalter beim Reichskammergericht und beim Reichshofrath genossen großes Ansehen, — aber die wenigsten Advokaten praktizirten bei jenen höchsten Reichsgerichten! Weder die Bedürfnisse des Standes, noch seine Ansprüche auf öffentliche Geltung fanden Anerkennung. Noch schlimmer war das Verhältniß in den einzelnen deutschen

Ländern und Ländlein. Zwar bildeten da die Prokuratoren bei einem höchsten Gerichtshofe bisweilen Konsulentenkollegien, aber ihr Zweck war nur ein rein geschäftlicher, und wenn sie auch, in Folge ihrer unparteiischen Stellung zu den Privaten und zur Staatsgewalt, die öffentliche Meinung für sich hatten, so war Dies doch nur lokal und nicht durchdringend genug. Die Amts- und gerichtsherrlichen Advokaten, die Advokaten in den Landstädtchen, blieben übrig. Je kleiner ihr Gebiet, desto ärger und widerwärtiger die Kaperei, welche sie innerhalb desselben trieben. Verdorbene Studenten, Schreiber von Schultheißen, Schultheißen selbst, und Schulmeister pfuschten den Advokaten in's Handwerk, und so kam von unten in den Advokatenstand eine Korruption, welche von oben nicht gehoben, und durch keine kräftigen Zeitbewegungen, durch keine großen politischen Ereignisse auch nur in Etwas gelüftet und aufgelockert wurde.

Sehr möglich, daß Rabener zumal in solchen Regionen seine Beobachtungen gesammelt hatte! Ja, es ward mir Dies zur Gewißheit, und ich that den Manen des wackeren Satyrikers Abbitte für das über ihn gefällte strenge Urtheil.

Begreiflich, daß unter solchen Verhältnissen der Hain, der zu Dodona klang, der Hain, in dem ich Orakel der Standesgenossen über sich und über ihre Wiedergeburt vernehmen wollte, lange Zeit Nichts war, als wüstes Gestrüpp. Wo eine Sachlage so übel ist, da denkt auch Niemand mit Ernst daran, sie und ihre Besserung in Erwägung zu ziehen.

Hiermit aber bin ich zu einem Punkte in dieser Darstellung gelangt, auf welchen ich mich schon lange gefreut habe. Es ist das die Erwähnung Justus Mösers.

Justus Möser, deutscher Mann, vor deinem Namen beuge ich mich in Ehrfurcht! Du warst ein Advokat im besten Sinne des Worts, und zunächst das Ideal eines deutschen Advokaten. Mit Wärme nahmst du dich der unterdrückten Unschuld an; mit unbeugsamer Festigkeit widerstandest du der Willkühr des damaligen Statthalters von Osnabrück. Und so ernannten dich schon als Siebenundzwanzigjährigen deine Mitbürger zum **advocatus patriae**. Mit diesem Titel verwachsen, aus ihm geworden, wahrhaft für ihn prädestinirt, warst du Staatsmann durch Zufall, Weltbürger durch vollendeten geschichtlichen und philosophischen Umblick, Menschenfreund durch ursprünglichen und wahren Herzenstrieb, Geschäftsmann durch Pflicht, Amt, und Neigung, Schriftsteller, ohne es seyn zu wollen, geistreicher Mann, und doch das Herz im Geist nicht ertödtend, wie man gefangene Insekten im Spiritus

umbringt, vielseitig, und doch dabei immer die eine Richtung der Redlichkeit, Tüchtigkeit, und praktischen Anwendbarkeit im Auge!

Möser ist bis jetzt unerreicht geblieben. Golden glänzte der Adler von Roms Fahnen; hätte der deutsche Advokatenstand sich jemals ein Banner zu wählen, so könnte kein edleres Bild in seinen Kämpfen für Recht, Gesetzlichkeit, Vernunft, und Fortschritt ihm voranschweben, als das Bild Mösers.

Möser soll selten gelacht haben, wogegen fast immer auf seiner Stirn und um seinen Mund ein heiteres Lächeln schwebte. So auch in seinen Schriften. Es ist das eine Eigenthümlichkeit derselben, und wir würden sie häufig mißverstehen, wenn wir nicht als eine Art pantomimischer Begleitung jenes heitere Lächeln uns hinzudächten.

„Es ist unstreitig besser" — sagte Möser in seinem Aufsatze „Vorschlag zu einem besonderen Advokatenkollegio", im ersten Bande seiner „patriotischen Phantasien" — „es ist unstreitig besser, daß ein Staat gar keine Advokaten dulde, als daß er ihnen mit Verachtung begegne. Ein Mann, der die Kunst aus dem Grunde gelernt hat, Andere zu scheeren, und von dieser Kunst leben muß, ist so gefährlich, als ein Kriegskommissär; er verkauft Andern das Recht, ihn zu verachten, so theuer, als er kann, wenn er es durchaus verkaufen muß. Oder wenn er Das nicht thut, wenn er ehrlich und verachtet zugleich bleiben kann, so ist er ganz gewiß ein Stümper."

Hier wird jenes heitere Lächeln Mösers zur bittersten Ironie. Er greift gerade die demüthigendste Vergleichung für den Advokatenstand auf, um zu zeigen, daß ihm nicht Demüthigung, sondern Ehre gebühre; er stellt ihn auf eine Linie mit den Kriegskommissären, welche in dem damals noch nicht lange beendigten siebenjährigen Kriege sich auf's „Scheeren" tüchtig gelegt haben mochten. Nur ein Stümper bleibt gleichzeitig ehrlich und verachtet. Als Möser so schrieb, ward seine Feder zum geflügelten Pfeil, zum römischen Stylus, der in die faule Weiche der Zeit sauste.

Möser, der praktische Möser, war nicht für Elegien geschaffen. Höchstens galt ihm die Elegie als Fabel, zu der er in kräftiger Abhilfe die Moral suchte. Und dabei wandelte er seinen historischen Weg.

So zeigte er im so eben erwähnten Aufsatze, wie es, nachdem die Heerbannsrolle gesprengt worden, und in Folge der vermehrten Zahl der Advokaten, gegangen sey. „In Frankreich und England gab man ihnen Gilde- oder Ordensrecht. Sie versammelten sich zu Kapiteln, erwählten ihren Dechanten, machten Statuten, Stiftungen, und andere Vorkehrungen zur Erhaltung ihres Ansehens. In Deutschland hingegen

begnügte man sich, mit der Doktorwürde geschickten Leuten das Recht zum Advoziren zu ertheilen, und des heiligen römischen Reichs Doktoren machten es wie des heiligen römischen Reichs Ritter. Sie blieben unter sich ohne Verein oder Gilde, folglich ohne Stiftungen und Statuten."

Möser wünschte Dies abgeändert. „Vereinigen sich die Landesadvokaten zu einer Korporation, errichten sie Statuten, wählen sie ihre Mitglieder selbst, dann werden sie auch" — so erörterte Möser — „aufmerksamer auf ihre Ehre, empfindlicher für deren Erhaltung, und durch Nichts härter, als durch eine Ausstoßung aus ihrem Orden bestraft seyn. Sie werden Stiftungen machen und annehmen, die Bejahrten daraus versorgen, die Wittwen ernähren, und sich der Kinder ihrer Kollegen gemeinschaftlich annehmen können. Sie werden endlich kollegialische Rechtsbedenken ausfertigen, eine einförmige Praxis befördern, eine Präbende für den Advokaten der Armen aussetzen, und sehr viele andere gute Anstalten, die der esprit de corps von selbst mit sich bringt, machen können."

Möser erkannte hier die Bedeutung der Korporationen ganz richtig. So im Allgemeinen, als in ihrer Anwendung auf die vereinzelt irrenden deutschen Advokaten. Hat sich seit den siebenzig Jahren, daß Möser schrieb, die Puppe in den Schmetterling, das Korporationswesen in das freiere Assoziationswesen verwandelt, so spricht Das so wenig gegen die Triftigkeit seines damals ertheilten Rathes, als gegen die fortgesetzte Anwendbarkeit desselben. Nur müßte dann das Institut der Advokatenkorporationen in freier und selbstständiger Weise sich entwickeln, und nicht gleich von vorn herein — wie ich irgend ein Wappen gesehen zu haben mich erinnere — mit tüchtigen und derben Ketten, und gälten diese Ketten auch noch so sehr als Wappenschmuck, umhängt seyn.

Ein anderer Aufsatz Mösers, im dritten Bande seiner „patriotischen Phantasien", trägt die Ueberschrift: „Also ist die Anzahl der Advokaten nicht so schlechterdings einzuschränken." Wie Möser gerne that, ließ er in diesem Aufsatze zwei Personen redend auftreten. Der Eine ist für, der Andere gegen eine geschlossene Zahl der Advokaten; jeder führt seine Gründe an, und bestreitet des Andern seine. Aber am siegreichsten, und offenbar aus Mösers eigener Ueberzeugung entnommen, sind die Gründe gegen die geschlossene Zahl der Advokaten. Er sieht (und mit Recht) in dieser geschlossenen Zahl eine Zunfteinrichtung und eine Abmarkung; er sieht darin das Gegentheil einer Pflanzschule, „worin der Staat die Männer ziehen will, welche ihm dereinst in wichtigen Ehrenstellen dienen sollen." Den Gesetzgebern allein bürdet Möser

die Schuld dafür auf. „Sie haben", so sagt er, „dem Advokaten blos den Weg des Gewinnstes übrig gelassen, welcher immer gefährlicher wird, je weiter er ohne Begleitung der Ehre fortgeht. Sie haben dem Staate mit solchen Advokaten oft nur eine Last von schlechten Leuten zugezogen, und sich in die Nothwendigkeit gesetzt, dieselben mit Strafbefehlen in Ordnung zu halten; und dennoch soll der Advokat ein großes Herz für Wittwen und Waisen, einen edeln Muth gegen mächtige Unterdrücker, und alle Eigenschaften eines geschickten, redlichen, und feurigen Mannes haben; er soll, unter einer empfindlichen Ausschließung von wichtigen Ehrenstellen, auf Nichts als auf Ehre sehen; unter bitteren Verweisen, die ihm ein junger Rath bei der geringsten Gelegenheit gibt, Liebe zu seinen Geschäften, Eifer für die Unschuld, und Freiheit des Geistes behalten; er soll, von guten Gesellschaften ausgeschlossen, den Ton des Hofmannes haben, sich kurz und groß fassen, und Wahrheit mit Geschmack verbinden; ..... Das und viel Mehreres soll er thun, und dennoch beständig auf dem Fuß eines gerichtlichen Taglöhners oder Aktenkrämers gehalten werden. Ich zweifle, ob sich ein ähnlicher Fall angeben lasse, worin die Gesetzgeber so viele widersprechende Forderungen vereinigt haben."

Die Advokatur als Pflanzschule der Staatsdiener eröffnete Mösern freundlichere Perspektiven, die er dann auch mit Kraft und mit Liebe ausmahlte. Ich halte mich nicht dabei auf, theils weil sie sich von selbst verstehen, theils weil sie nur relative Endpunkte sind, und von andern Endpunkten noch überboten werden. Ich meine nämlich, der Advokatenstand habe einen selbstständigeren und bedeutsameren Werth, als blos den, dem Staate von Zeit zu Zeit seine brauchbarsten Diener zu liefern. Dieses wird sich zwar von selbst so machen, wo der Advokatenstand die ihm gebührende Stelle im Staate einnimmt, aber doch ist immer nicht das rechte Verhältniß hergestellt, wenn der gewesene Advokat zum Status eines Staatsdieners wie von der Staffel zum Thronsessel hinansteigt. Vielmehr nahm der Advokat schon vorher einen Thronsessel ein; er wechselte ihn blos mit dem des Staatsdieners, und wenn er irgend Anlaß dazu findet, so kehrt er von diesem wieder zu seinem früheren zurück.

Möser sah das ganze Verhältniß doch noch zu einseitig und zu beschränkt an. Die Advokaten als Korporation, und die Advokaten als Pflanzschule der tüchtigsten Staatsdiener — zwischen diesen beiden Polen wirbelte seine Welt. Zwar hatte er in andern Aufsätzen seiner „patriotischen Phantasien" recht hübsche Gedanken über Friedens- und Kriegsadvokaten u. dgl., aber das Uebrige verhüllte sich ihm doch noch

in Schleiern. Nur stumme Hände wiesen, wie die Hände von Meilenzeigern, von den erreichten Punkten darauf hin. So in den Aeußerungen vom „großen Haß", „welcher in allen despotischen Staaten Denen von der Familie des Bartolus und Baldus bewiesen werde," und in der lebhaften Vertheidigung der Rechtsungelehrten als Urtheilsprecher in Kriminalsachen.

Möser hatte mich indessen auf Frankreich und England hingewiesen, und damit war schon Viel gethan. Denn der Deutsche, der sonst so gerne in die Fremde sieht, isolirt sich doch regelmäßig in seinen staatlichen und öffentlichen Verhältnissen. Lange dauert's, bis die Beispiele von außen auf ihn wirken, ja, bis ihm dieses Außen nur als etwas mögliches Praktisches in's Ohr klingt. England, Frankreich .... dahin also konnte ich nun meine Blicke wenden!

Ich machte mich bekannt mit den französischen Anwaltskammern, mit den englischen **Inns of courts**. Ich durchging die mancherlei Wandlungen, welche die Gesetzgebungen Englands und Frankreichs seit den letzten fünfzig Jahren erfahren haben. Ich stieg noch höher hinan, und wenn ich dem englischen Verfahren den Vorzug größerer Achtung des Individuums, und also der Freiheit, geben mußte, so hatte doch das französische Verfahren, bei der Gleichheit der obersten Grundsätze mit dem englischen, den großen Einfluß voraus, welchen Nachbarschaft und gemäße Wechselwirkung unter den Völkern geben.

Vielleicht findet man auffallend, daß insbesondere das französische Gerichtsverfahren und dessen Konsequenzen für den Advokatenstand mir gelegentlich meiner Universitätsstudien so unbekannt hatten bleiben können. Aber ich war zu einer Zeit Student gewesen, wo vielleicht keine Verszeile in Arndt's Liede: „Was ist des Deutschen Vaterland?" mit lebhafterem Ausdrucke gesungen wurde, als die Zeile:

„Wo jeder Franzmann heißet Feind."

Diesen Haß gegen die französische Nation hatte man damals in Deutschland auch auf deren Institutionen übergetragen. Es war die Zeit der jungen deutschen Freiheit, eine Zeit, welche ich nicht schmähe, die aber bald hinter sich selbst zurückblieb. Sogar stabile Professoren der Jurisprudenz huldigten ihr in so weit, daß sie als Franzosenhasser auftraten, und über das Wort **Code** vom Katheder herab ein albernes deutsches Calembourg rissen. Warum auch nicht? Bemühten sich doch die Regierungen, was französisch war, schnell aus dem gereinigten deutschen Tempel hinauszujagen; besonders aber die französischen Institutionen. Und das Volk sprach Amen dazu.

In späterer Zeit, in gereifteren Jahren, verstimmt, aber auch

gebildet durch mancherlei Erfahrungen, hatte ich mich nun endlich denjenigen Gegenständen zugewandt, welche mir den gewünschten Aufschluß geben konnten. Wie ein Mensch, der in tiefer Grube und unter dunkelm Himmel nach deutlicherem Erkennen der ihn umgebenden Gegenstände ringt, so hatte auch ich lange Zeit gerungen. Da waren von Möser einzelne Sterne aus jenem dunkeln Himmel hervorgerufen, und zu Wegweisern, zu Gefährten mir gegeben worden. Hab' ich wirklich durch Steine und Gestrüpp den Weg aus der Grube gefunden, habe ich den Vollmond, die Wolken durchbrochen, habe ich die mächtigsten Gestirne ihren Weg um mich wandeln sehen, so ist Dies das Verdienst Möser's. — —

Unterdessen beschäftigte ich mich nach Kräften und Gelegenheit mit meiner Praxis. Sie unterlag mancherlei Wandlungen. In Bezug auf die Personen und die Sachen, im Einzelnen und in Gruppen. Die Letzteren ließen sich wieder mehrfach eintheilen. So sprach ich insbesondere gerne von meinen himmlischen Rubriken, oder — was gleichbedeutend war — vom Zodiakus, den meine Praxis durchwandelt habe. Nicht lange nachher nämlich, als ich Advokat geworden, warf mir ein kleines privilegirtes Gericht der Residenz eine Zeitlang ziemlich viel Arbeit ab. Es kam Dies daher, daß eine gewesene Magd meiner Eltern, ein recht hübsches Mädchen, den bei jenem Gerichte funktionirenden Amtsdiener geheirathet hatte, und daß Dieser nun alle Mühe aufwandte, seinen Sprengel-Angehörigen mich zu juristischem Schutz und Trutz zu empfehlen. Späterhin trat meine Praxis, die so glücklich im Zeichen der heirathenden Jungfrau begonnen hatte, in Folge der Protektion eines alten Spezereikrämers in das Zeichen der Waage. Das Zeichen des Skorpion's brütete einige Vertheidigungsschriften für offenbar unabsichtliche Uebertretungen der damals geltenden, weniger mit dem Zahn, als mit dem eingezogenen Schwanz heimtückisch verwundenden Zollgesetze aus. Einflußreich bewies sich das Zeichen des Schützen, indem ich einer Forst- und Jagdbehörde längere Zeit die von ihr abhängenden fiskalischen Prozesse führte; das Zeichen des Steinbock's durch das holländische Haus Steenbock und Kompagnie, für das ich eine Reise in Rechtsangelegenheiten unternehmen mußte; das Zeichen des Wassermann's durch eine längere persönliche Fehde mit einem Kollegen, den wir scherzweise den Wassermann zn nennen pflegten, und das Zeichen der Fische in Folge einiger bedeutenden Fischdiebstähle, wobei mich die bestohlenen Bachbeständer gewissermaßen als ihren Brückenheiligen um Beistand angingen. Aehnliches könnte ich von den übrigen Zeichen meines advokatischen Zodiakus erzählen.

Denn ohne besondere Mühe fügte sich von Zeit zu Zeit das eine oder andere Ereigniß dem einen oder andern Himmelszeichen.

Aber auch in direkterer Beziehung zu meinen Klienten gingen meine Erfahrungen nicht leer aus. Ich fand viele Undankbare, und einige wenige Dankbare. Letztere regelmäßig in geringfügigen, leichten Sachen, aus dem, wie mir scheint, einleuchtenden Grunde, daß mehr das baldige und angenehme Ergebniß, als der längere und mühsame Weg dahin von den Recht- und Gnadesuchenden in Anschlag gebracht wird. Die Frauen habe ich immer für liebenswürdig gehalten, selbst dann, wenn sie meine Klientinnen waren, und in dieser Eigenschaft mich ein wenig plagten. Ich schrieb diesen Umstand ihrer geringen Kenntniß des Rechts und seiner oft so langweiligen Formen, ihrer Nervenreizbarkeit, und — allerdings ein eigenthümlicher Defensionalgrund! — gerade ihrer Liebenswürdigkeit zu. Was die Schritte der Männer beflügelt, was ihre Herzen in lebhafteren Takt bringt, sollte Das nicht auch eigentlich die Schritte eines lahmen Prozesses und einer Zwangsversteigerung, die nicht kommen will, oder den Takt einer Auspfändung beflügeln müssen? Wirkungslos sich zu sehen, kränkt immer; warum also nicht auch die schönen, zarten, holden, liebenswürdigen, sanften Frauen, die sonst so schnell zu siegen vermögen, und deren Sieg problematisch wird, wenn er nicht unverzüglich stattfindet? Gewiß, die Frauen haben Recht, ihre Advokaten zu plagen, und ich bin bereit, einer Jeglichen als Anwalt gratis zu dienen, welche von ihrem bisherigen Advokaten durch Wort oder Blick hören muß, daß sie ihm mit Anfragen, gelinden Torturen, und antreibenden Billeten zu Viel thue.

Ich fand Menschen, welche mir einen Prozeß antrugen, weil sie mich für wohlhabend hielten, und Andere — sie wollten einen Bedienten — welche aus demselben Grunde an meiner Thüre vorbeigingen. Weil ich häufig geneigt war, zum Vergleiche zu rathen, faßte stellenweise das Gerede Platz, es käme mir auf einen Prozeß mehr oder weniger nicht an, und ich advozire nur zu meinem Vergnügen, — eine Nachrede, welche dem Advokaten fast so nachtheilig ist, als einem Lokalboten die Nachrede, er gehe nicht präzis. Weniger Geneigte aber zweifelten auf jenen Umstand hin an meiner Geschicklichkeit, an meinem Muth, an meiner Arbeitslust, an meinem „praktischen Blick.“ Und so verlor ich nicht selten schon Prozesse, die ich noch gar nicht übertragen bekommen hatte. Es mußten dadurch mancherlei Ausfälle in meiner — wenn ich so sagen darf — prädestinirten Praxis entstehen, die aber von Zeit zu Zeit, und namentlich aus den Reihen der Gegner, sich wieder ergänzten. Nicht als ob ich die Letzteren durch unerlaubte

Gefälligkeiten oder gar durch noch Schlimmeres dazu bestimmt hätte; nein, im Gegentheil, ich vergab meinen Klienten Nichts, ich war immer dem Gegner streng auf dem Leibe, und verhüllten wie unverhüllten Leimruthen wußte ich stets eine kräftige, und selbst eine derbe Antwort entgegen zu setzen. Aber Alles Das gewann mir gerade, war der schwebende Prozeß zu Ende, und war der Gegner ein redlicher und vernünftiger Mann, häufig einen Kunden.

Es würde mir leid thun, wenn man nach vorstehenden Andeutungen meine Meinung über meine gesammte Klientel bemessen wollte. Nein, ich hatte und habe Klienten, mit denen ich im Lauf der Jahre auf einen wahrhaft freundschaftlichen Fuß gekommen bin. Das Geschäftliche wird im Beginn der Briefe schnell abgemacht, und dann geht es auf unsere Erlebnisse, unsere Ansichten von Dem und Jenem über. Mancher Zypressenstrauch vor neu entstandenen Gräbern wird da sanft zurückgebogen, um das neue Grab und die neue Wunde zu zeigen. Aber auch mancher lustige Kranz, gepflückt auf der Wanderschaft durch's Leben, fehlt nicht. Eben so wenig fehlen Beileid und Beifreud' von der andern Seite. Es ist ein herzliches Nehmen und Geben, allerdings in's Tempo gebracht, welches der Gang, das gerade vorliegende Material des Geschäfts, erfordert. Es ist ein Händeschütteln und Händereichen über verwandelte oder abgelöste Zehnten und dgl. mehr, aber während man die Hände schüttelt und reicht, hat man die Zehntenangelegenheit vergessen.

Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß diese Oasen im Geschäftsleben des deutschen Advokaten weniger in seinem eigentlichen prozessualischen Thun und Treiben, als in den Administrationen, die er führt, vorkommen. Ein Prozeß nimmt immer zu viel für sich in Anspruch, in Korrespondenz und Interesse; er läßt zwischen Klient und Advokat kaum noch ein anderes Verhältniß aufkommen. Man ist erwartungsvoll, gespannt, unruhig; man treibt zum Ende, oder wird dazu getrieben. Auch ist da der Punkt der möglichen Verurtheilung in die Kosten, oder einen Theil derselben, und deren Abforderung vom Klienten störend, während es bei Administrationen regelmäßig nur die erste Verabredung gilt, und dann das Honorar in der Rechnung ohne weitere Bemerkungen still und leise zum Abzug kommt. Ganze Lebensläufe meiner Klienten könnte ich aus solchen Briefen aufstellen, und sie würden dann die Hälfte des Goldrings herzlicher Anhänglichkeit bilden, dessen andere Hälfte, als Briefe, von mir geschrieben, in den Händen meiner Klienten sich befindet.

Es gibt Etwas im Menschen, was sich unverändert von seinen blonden oder braunen Haaren auf seine weißen Haare vererbt. Es ist

dies die Neigung und selbst das Talent, die Fehler Anderer leicht herauszufinden. Und so hatte ich denn einen entschiedenen Haß gegen die Suada, die lockt, und den trotzigen Muth, der alle Prozesse gewinnt. Ich war geneigt, dem Arzte eine gewisse Charlatanerie nachzusehen, aber niemals dem Advokaten. Einem Arzte gegenüber kann seine eigene Wissenschaft den Charlatan spielen; er kann der Verführte seyn, so gut als der Verführer. Anders der Advokat. Seine Wissenschaft ist ganz positiv. Er muß bald in Erfahrung gebracht haben, daß die Thatsachen sich bei einer Prozeßführung unter der Hand ändern, daß alle Beweisführungen mehr oder minder großen Schwierigkeiten unterliegen, daß insbesondere der Eid, als letztes Beweismittel, eine mißliche Waffe ist, daß die Subsumtion der Thatsachen unter die gesetzlichen Normen, mit andern Worten: die Rechtsfragen, sehr oft verschiedenartig behandelt werden, daß jeder Prozeß für den Prozeßführenden ein Unglück ist, und daß, selbst beim günstigsten Ausgange der Prozesse in der Hauptsache, durch's Unterliegen im Zwischenverfahren oder durch Kostenkompensationen, auch dem gewinnenden Theile sehr ansehnliche Nachtheile erwachsen können. Ich meine, daß unter dem Gewichte solcher Erfahrungen jener trotzige Muth eigentlich ganz unmöglich sey. — Nicht weniger erregte meine Galle, wenn ich von Advokaten hören mußte, welche als prozessualische Musterreiter und Eckensteher ihre Dienste anboten, oder für sich kolportiren ließen. — Verhaßt war mir jene Behandlung der Prozesse, welche Thatsachen in Abrede stellt, die doch wahr sind, und zwar (wenn ich nicht noch Schlimmeres unterstellen sollte) auf die Hoffnung hin, daß der weitere Verlauf, vielleicht ein Versehen des Gegners beim Führen des Beweises oder dgl., aus solchem Verfahren doch noch einige prozessualische Vortheile abwerfen würde. — Ich zürnte endlich dem Anwalte, der nicht seine Stellung wahre, zum Mäkler herabsinke, oder, durch den Ankauf streitiger Forderungen und dgl., zum Spekulanten oder Mitspekulanten von Juden und Judengenossen.

Wenig ist so niederschlagend in der Welt, als die Bemerkung, daß, indem wir Andere oder gar ganze Zustände zu reformiren uns bemühen, die Reform unser selbst nicht besonders vorwärts will. Gerade Das ergab sich aber bei mir. Ich hatte bald eingesehen, daß die Führung der sogenannten Bagatellsachen das Ansehen des Advokatenstandes untergrabe, und doch wollte, oder, weil Dies besser lautet, konnte ich mich nicht ganz von ihnen los machen. Ich nahm nicht selten Prozesse an, ohne mir diejenige genaue Kenntniß von ihnen zu verschaffen, welche der schimmernde Quinctilian verlangt. Ich ertappte mich sogar einigemal, daß ich nicht abgeneigt war, gegen Urtheile, die ich für ganz gerecht

hielt, Rechtsmittel einzuwenden und einzuführen. Der Verurtheilte war nämlich in Geldverlegenheit, er wünschte Nachlaß oder doch Frist, und der Gegner zeigte sich wahrscheinlich geneigt, bei alsbaldiger Zahlung oder förmlicher Anerkennung seiner Forderung ihm das Eine oder Andere zu gewähren. Da war nicht uninteressant, zwei oder drei Monate lang den Fabius Cunctator zu spielen. Sodann fand ich von jeher in der rücksichtslosen Unterstützung Dessen, was ich für recht erkannt hatte, eine der Hauptaufgaben meines Standes. Das **impavidum ferient ruinae** des Horaz galt mir da als Richtschnur. Der Unter-Richter hatte gefehlt, der Kommissär, das Mittelgericht, das Obergericht hatte gefehlt, — lebte die eine oder andere Ueberzeugung in mir, dann sprach ich sie auch ungescheut aus. Meine Feder, sonst gutmüthig, schrieb dann scharf und schonungslos. Besonders in Kriminal- oder überhaupt in Untersuchungssachen geschah Das. Vorhalte, die, wie späterhin der Inquirent elegant sich ausdrückte, auf einem Irrthum beruhten, Suggestivfragen, üble Behandlung des Angeschuldigten, namentlich wenn er zugleich in Haft war, kurz, alle großen und kleinen Hilfsmittel einer schlauen oder gewaltsamen, immer aber einer unrechtlichen Untersuchungsmethode, trieben mir das Blut nicht blos in den Kopf, sondern auch in die Fingerspitzen. Ich schrieb von Indignation, von Grausamkeit, von Barbarei. Denn hatte ich nicht die Aeußerung Ulpian's gelesen: Es gebühre dem Prokonsul, nachsichtig, duldsam gegen die Advokaten zu seyn? (**Circa advocatos patientem esse Proconsulem oportet**). Hatte ich nicht in die schönsten Sentenzen gebracht gefunden, daß Muth und Freimüthigkeit dem Advokaten zur Zierde gereichten? Aber bei Ulpian's Aeußerung war von mir übersehen worden, daß der Prokonsul jene Nachsicht und Duldsamkeit *mit Verstand* (**cum ingenio**) gegen die Advokaten üben solle, also, *daß sie ihm nicht über den Kopf wachsen* (**ne contemptibilis videatur**). Die Folgen meiner Schreibart blieben nicht aus. Erst Verweise, dann Geldstrafen. Mit Mühe entging ich der Kassation. Also legte ich meiner Feder Zaum und Gebiß an, und schwieg manchmal lieber, wo ich, meiner Ueberzeugung gemäß, laut hätte reden sollen. Daß mein Gewissen mit diesem Produkte meines Verstandes unzufrieden war, brauche ich kaum hinzuzufügen.

Der Professor Gesterding in Greifswalde ist der Ansicht, ein Advokat könne eine zweifelhafte Sache nur dann führen, *wenn er sie als Richter für seinen Klienten entscheiden würde*. Aber kommt denn so gar Nichts darauf an, ob ein Klient auch Recht *im Sinne der Moral* habe? Bei der Unmöglichkeit, die positiven Gesetze den

Intentionen der göttlichen Gerechtigkeit anzupassen, scheint mir diese Frage nicht blos in Zweifelsfällen wichtig. Oder will man behaupten, die göttliche Gerechtigkeit sey ein potenzirter irdischer Richter, der, vermöge seiner Allwissenheit, von Beweisführungen abzusehen im Stande sey, und außerdem nichts Besseres zu thun wisse, als irgend einen Kodex in seinem starren, steifen, und erstorbenen Schematismus, in seinen trockenen Subsumtionen des Falls unter's Gesetz, in Anwendung zu bringen? Ein hartherziger Vater, ein eigennütziger Vormund, ein habsüchtiger Wucherer, ein Ehegatte, der seine Frau mißhandelt, ein eidesbrüchiger Wollüstling, können nach dem positiven Recht oder gar nach formell gültigen Beweisen, welche sie zur Hand haben, den Prozeß, den sie beginnen wollen, sehr wahrscheinlich gewinnen müssen; — wird aber der Advokat ihnen diesen Sieg gönnen? Wenn der Richter der Sklave der Gesetze ist, und vielleicht seyn muß, ist auch der Advokat, wenn es um Uebernahme oder Ablehnung einer Rechtssache sich handelt, dieser Sklave? Soll er hier nicht seinem Gefühl, seinem Herzen, seiner moralischen Ueberzeugung ein größeres Gewicht beilegen, als Formen, die in der Reihe sind, und Formeln, die oft weniger vom Geist, als vom Ungeist festgesetzt scheinen?

Welchen Zwecken hätte der Advokat oft zu dienen, wenn er blos der trockenen Theorie Gesterding's und anderer Juristen sich anschlöße? Egoistischen, schlechten, niederträchtigen. Die Wagschale des Rechtes verstattet dem Gewichte der Moral kein Recht des Ausschlags, und der Advokat, wenn er das Recht erstreitet, hat oft auf dem Felde der Moral gleichzeitig eine Niederlage erlitten. — Ich muß mir das Zeugniß geben, daß bei der Uebernahme meiner Prozesse diese Rücksichten mir niemals fremd waren, obgleich ich auch oft die Schwierigkeiten einer solchen moralischen Gold- und Silberprobe der Prozesse mir eingestehen mußte. Regelmäßig überwog in solchem Falle Cicero's: „Denn es ist mir weder erlaubt, noch ist es redlich, daß ich meine Mühe zur Erleichterung der Gefahren der Menschen nicht verwende." (**Neque enim jam mihi licet, neque est integrum, ut meum laborem hominum periculis sublevandis non impertiar**). Noch weniger bedenklich aber war ich in Kriminalsachen. Mignet nennt das Ableugnen der Thatsachen „das natürliche Recht jedes Angeklagten," und billiger Weise kann man es ihm auch nicht streitig machen. Hier, oder bei wirklich einbekannter Schuld, muß also der Advokat schon zufrieden seyn, das Vorhandenseyn einer kleineren Schuld seines Klienten, entweder an sich oder durch das Vorhandenseyn von Milderungsgründen,

und hiernach die Nothwendigkeit einer geringeren Strafe für Denselben dem Richter nachzuzeigen.

Inmitten dieser mannigfaltigen Beobachtungen und Erwägungen sehnte ich mich manchmal schmerzlich nach einer neuen Einrichtung der Jurisprudenz in Deutschland in ihren obersten Grundsätzen, und damit verbundenen Umgestaltung der Verhältnisse des deutschen Advokatenstandes. Diese Sehnsucht enthielt auch, meiner Meinung nach, durchaus nichts Unbescheidenes oder Unmögliches. Ich wollte den Genius der Zeit keinen Zauberstab in die Hand nehmen sehen, welcher unbedingt Alles gut mache, die Umstände und die Menschen. Ich wollte nicht, daß er, mitten aus mangelhaften Dingen und Zuständen heraus, unsere Jurisprudenz nehme, und sie zu einer absoluten Vollkommenheit heranbilde. Aber ich war überzeugt, daß im Advokaten-, im Richterwesen, kurz, im Prozesse, sehr Vieles anders in Deutschland seyn könne, ohne in verlorene Paradiese zu streifen, und sehr Vieles anders in Deutschland seyn müsse, wenn wir des Kulturgrades nicht unwürdig werden wollen, welcher über der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — wie ein holdprangender Regenbogen über einer mannigfach reizvollen Gegend — steht.

Diese Sehnsucht, diese Bestrebungen waren eigentlich ein neues Aufbrechen meiner alten Wunden. Sie hatten nur etwas Positiveres, die Gegenwart Be- oder Ergreifenderes. Was ich über das französische und englische Gerichtsverfahren, und die Stellung der dortigen Advokaten erlernt, war mir dabei der nächste Anhaltspunkt; aber die lebendige Anschauung jener, der Theorie nach gewiß anlockenden Einrichtungen fehlte mir noch, und theils alberne, theils in fett gewordener Gewohnheit fast erstickte, immer aber leidenschaftliche Stimmen von der andern Seite, zeigten sich fortgesetzt bereit, mir die kaum errungenen Früchte wieder zu entziehen, oder doch zu verkümmern.

Um diese Zeit unternahm ich eine Reise den Rhein hinab bis Holland. Halb Geschäfts- und halb Vergnügungsreise, konnte ich überall lange genug verweilen, um die Berge und Burgen zu besteigen, und am mannigfaltigen Treiben einer lebensfrohen und aufgeweckten Bevölkerung mich zu ergötzen. Ich kam auch nach Mainz.

Noch zischte und brauste das Dampfboot im Hafen, als ich, den Trägern meiner Effekten folgend, langsam durch die Stadt nach dem Gasthofe mich verfügte. Viele Menschen begegneten mir. Es waren Menschen jeden Standes, die meisten aus dem begüterten Bürgerstande, oder Vornehme. Ich erkundigte mich, wohin? und da man mir sagte, daß im Justizpallaste heute vor den Geschwornen ein Rechtsfall zur

Aburtheilung komme, welcher durch die Persönlichkeit des Angeschuldigten in der Stadt viele Theilnahme errege, so sandte ich meine Effekten in's Gasthaus voraus, und verfügte mich ebenfalls in den Justizpallast.

Welch hoher, schöner, geräumiger Saal sprach mich da an! Auf den Tribünen und im Saale selbst hinlänglich viel Raum für die Zuhörer. Auf der einen Seite des Saals, und zwar etwas erhöht, die Sitze des Gerichts, rechts von diesen die Sitze der Geschworenen, links, den Geschworenen gegenüber, der Sitz des Angeschuldigten. Etwas tiefer, in der Mitte, der Sitz der Advokaten. Für die Zeugen war ebenfalls eine Bank vorgesehen.

Viele Zuhörer befanden sich bereits im Saale, andere suchten noch Plätze zu gewinnen. Es war ein lebhaftes, und doch anständiges Treiben; lauter Erwachsene, im Saale meist Männer, auf der Tribüne mehr Frauen. Man unterhielt sich, man sprach von der cause, die vorkomme. Endlich schien der Saal nicht mehr aufnehmen zu können; dieses Gedrängtseyn, dieses Stehenmüssen hatte sein Lästiges, aber man trug es gerne, theils weil man Lohnenderes erwartete, theils weil so viele Andere es ebenfalls tragen mußten.

Das Gericht hatte Platz genommen. Eben so der Staatsprokurator und die Geschworenen. Der Advokat des Angeschuldigten befand sich an seinem Tischchen, noch einige wenige Papiere ordnend, und dann gerüstet, gefaßt. Eine Seitenthüre öffnete sich, und der Angeklagte, ein junger Mann von einnehmendem Aeußern, erschien ungefesselt, anständig gekleidet, und nur von einem Gendarmen gefolgt, der hinter ihm Platz nahm. Der Präsident des Gerichtshofes fragte den Angeklagten nach seinem Namen, seinem Alter, seinem Gewerbe, seinem Wohn- und Geburtsorte. Der Angeklagte antwortete leicht und fest. Dann erfolgten Vermahnungen des Präsidenten an den Advokaten des Angeklagten, daß er Nichts gegen sein Gewissen oder gegen die den Gesetzen schuldige Achtung vorbringen dürfe, und daß er sich mit Anstand und Mäßigung auszudrücken habe. Vermahnungen des Präsidenten an die Geschworenen, „sich zu entscheiden nach den Belastungsgründen und den Vertheidigungsmitteln, nach ihrem Gewissen und ihrer innigsten Ueberzeugung, mit der Unparteilichkeit und Festigkeit, die einem braven und freien Manne geziemen," folgten. Hierauf ging die Beeidigung der Geschworenen, eines jeden einzeln, vor sich. Ich verweile nicht bei der Verlesung des Anklageakts, welche mit lauter Stimme durch den Gerichtsschreiber erfolgte, den Entwicklungen des Staatsprokurators, der Verlesung der Zeugenliste, dem Zeugenverhör. Aber ich kann nicht lebhaft genug den Eindruck schildern, den die allmählige Entwicklung dieses prozessualischen

Drama's auf mich machte. Wie die Fäden des Verfahrens, sich gegenseitig vervollständigend, hinüber, herüberzogen: bald als Fragen des Präsidenten an die Zeugen, theils aus eigener Bewegung, theils auf Anregungen des Angeklagten oder seines Advokaten erhoben, bald als Fragen der Richter, des Staatsprokurators, der Geschworenen, bald durch's Vorlegen der auf das Vergehen bezüglichen Stücke u. s. w.

Der Angeklagte hatte sich eine Fälschung zu Schulden kommen lassen; Das ging, mochte er auch noch so sehr ein Anerkenntniß zu vermeiden oder die Konsequenzen seines Anerkenntnisses zu vernichten bemüht seyn, und abgesehen von den gegen ihn vorliegenden triftigen Beweisen, aus seiner ganzen — geistigen und körperlichen — Haltung hervor. Auch die Bemühungen des Advokaten des Angeschuldigten konnten unter diesen Umständen nicht sehr erfolgreich seyn. Aber man bedauerte seinen Klienten in so weit, als dieser durch unglückliches Spiel in einer jener privilegirten, mit Seide- und Goldtapeten ausgeschmückten Mörderhöhlen zur Fälschung veranlaßt worden war, und das menschliche Herz mit Recht geneigt ist, in solchem Fall außer dem Thäter auch den Staat zu verdammen, und dem letzteren sogar die größere moralische Schuld zuzuwälzen.

Mit kräftiger, ansprechender Stimme, gewandter Dialektik, und vorsorglich die Milderungsgründe des Vergehens den Geschworenen warm an das Herz legend, hatte der Advokat seinen Vortrag geendigt. Der Staatsprokurator verzichtete auf die Replik, und der Präsident erklärte darauf die Verhandlungen für geschlossen. Noch ein kurzes Resumé des Präsidenten; ein Aufmerksammachen der Geschworenen auf die hauptsächlichsten Beweise für oder gegen den Angeklagten; eine Erinnerung an die Verrichtungen, welche sie zu erfüllen haben; ein Stellen der Fragen, zu deren Beantwortung sie nun schreiten müssen.

Der Angeklagte wurde aus dem Saale abgeführt, und die Geschworenen begaben sich auf ihr Zimmer, um dort zu berathen und zu beschließen. Der Inhalt des Beschlusses konnte, nach Lage der Sache, unmöglich zweifelhaft seyn; aber dennoch wehte eine tiefe Stille durch den Saal, welche kaum da oder dort durch leises Flüstern unterbrochen wurde. Auch dieses leise Flüstern verstummte, als die Geschworenen, nach viertelstündiger Berathung, wieder in den Saal traten, und nun der erste der Geschworenen, die Hand auf das Herz legend, und beginnend mit den Worten: „Auf meine Ehre und mein Gewissen, vor Gott und vor den Menschen, der Ausspruch der Geschworenen ist", diesen verkündigte. Er lautete auf Schuldig. Der Angeklagte, wieder vorgeführt, erfuhr durch den Gerichtsschreiber den Ausspruch der Ge-

schworenen. Zernichtet, weinend, außer sich, fiel er nieder auf seinen Sitz. Der Staatsprokurator trug bei dem Gerichtshofe auf Anwendung des Gesetzes an. Denn die Geschworenen hatten nun ihre Mission vollendet; die Thatsachen, worauf es ankam, waren durch ihren Ausspruch festgestellt, und die Richter hatten nun zu prüfen, ob die Thatsachen ein Verbrechen enthielten, und welche Strafe für sie im Gesetze vorgesehen sey. Auch diese Fragen unterlagen wenigen Bedenken; das Gericht fand nicht einmal nöthig, sich zu ihrer Berathung aus dem Saale in seine Zimmer zurückzuziehen, sondern der Präsident, nach leiser Berathung, verkündigte mit lauter Stimme, in Gegenwart des Publikums und des Angeklagten, das Erkenntniß. Man kann sich denken, wie es auf den Letzteren einwirkte. Mehrere Jahre Zuchthaus sind für einen jungen Mann von Bildung, von Hoffnungen für das Leben, und von noch nicht erstorbenem Ehrgefühle etwas Fürchterliches. Der Gerechtigkeit war nun Genüge geschehen. Also ermahnte der Präsident würdig und väterlich den fortwährend in Thränen zerfließenden Angeklagten — jetzt Verurtheilten — zur Ergebung in sein Schicksal und zur Standhaftigkeit. Gefolgt vom Gendarmen, wankte der Verurtheilte in seine Zelle ab. Das Gericht ging auseinander. Die im Saal versammelte Menge verlief sich. — —

Aus schon erwähnten Gründen hatte ich mich als Studiosus der Rechtswissenschaft einzig auf deutschen Kriminal- und Zivilprozeß beschränkt. Nicht weniger that's die verehrliche Fakultät bei meinem Examen. Denn ich gehörte mit Ursprung und Heimath der rechten Seite des Rheins an, und zwar einem Fleckchen derselben, welches sich — damals zu seiner Ehre — mit Wall und Graben gegen die Napoleon'sche Gesetzgebung abgeschlossen gehabt hatte. Auch das praktische Leben — was man so praktisches Leben nennt — war in jenen Beziehungen durchaus nicht giebig, und erst die mancherlei Irrgänge, die Blumenlesen zu Gunsten der Advokaten und des Advokatenstandes, brachten mich auf eine Spur, von welcher, bei besserer Leitung meiner Studien, ich hätte ausgehen sollen. Dabei gewährten sie mir eine angenehme Unterhaltung, und waren auch in so fern für mich nicht ohne Nutzen, als eine Geschichte, und insbesondere eine Kulturgeschichte meines Standes, ungesucht sich damit verknüpfte. Meiner Bekanntschaft mit Möser's Schriften und der Folgen dieser Bekanntschaft ist von mir Erwähnung geschehen. Aber leider blinkten diese Folgen mich nicht wie reines, gediegenes Gold an; ich mußte sie erst losschälen aus fremden Sprachen, oder losklopfen aus dem Steine angewöhnter Begriffe, oder loswickeln von den nachtheiligen Urtheilen der Gelehrten. Dieses letztere war

noch das schwierigste. Denn wenn ich auch nicht selten Anlaß fand, über den allzu großen Eifer der bis an die Zähne gepanzerten Myrmidonen zu lachen, so entzieht sich doch Niemand leicht dem Erfolge einer gewissen methodischen und systematischen Behandlung, überhaupt einer gewissen Wissenschaftlichkeit. Und so kam es, daß ich stellenweise in Irrthümern verharrte, oder von Irrthümern Anderer mich verwickeln ließ, wo ein Loslösen davon so leicht hätte seyn müssen.

Späterhin hatte der Eifer der Gelehrten etwas nachgelassen, weniger aus geringerer Abneigung, als weil ihre Fahne nicht besonders siegvoll gewesen, und die öffentliche Meinung, (sogar im Schoße der Jurisprudenz selbst, und durch gewichtvolle Stimmen vertreten), im Allgemeinen für die neuen Institutionen in die Schranken getreten war. Zugleich konnten nun die Gelehrten um so mehr feiern, da mächtigere Antipathien den Faden aufgenommen, und vom Felde juristischer oder philosophischer Dialektik auf das Feld der Politik geleitet hatten.

Im früheren Verlaufe dieser Darstellung ist schon von mir erwähnt worden, daß jene ursprünglich deutschen Institutionen nur unter Mühen und Beschwerden den alten Boden, dem sie entsprossen sind, wieder fanden. Ich verglich sie dort mit Bäumen, die im Mutterstamme erstarben, und als im Auslande erkräftigte und ausgebildete Zweige zurückkehren. Ich hätte sie auch mit Königen vergleichen können, welche der Gewalt des Usurpators — des römisch-kanonischen Rechts — zu weichen gezwungen worden. Noch hat der Usurpator den größten Theil der Heimath inne, und Acht und Bann hängt noch über dem Haupte des einheimischen, verjagten Königs. Von hohen und tiefen Zinnen sind Geschütze auf ihn gerichtet: wo er die Herrschaft wieder erlangt hat, ist sie fortwährend bedroht, und wo er noch als Fremdling um gastliche Aufnahme fleht, da stößt er auf Zweifel oder auf Widerstand. Der König zeigt auf die Zierrathen seiner Krone: den klaren Diamant der Oeffentlichkeit, den kräftig strahlenden Rubin mündlicher Verhandlung, die Rosette häufigerer Anwendung kollegialischer Gerichte, die stolze, scharfe Zackenreihe richterlicher Unabhängigkeit, den frischen, zwölfblätterigen Eichenzweig der Geschworenen. Aber vergebens. Nur kleine Konzessionen erfolgten da und dort, der weitere Erfolg ist ungewiß, und steht selbst in trüber Ferne.

Wie die Formen der Wissenschaft, so auch die Macht und der erklärtere Wille des Stärkeren: beide gewinnen den Dritten, und wenn auch nicht seine Ueberzeugung, so doch sein Schweigen. An's Schweigen aber knüpft sich Gleichgültigkeit, Theilnahmlosigkeit, Stillstehen. Was Wunder, daß bei dieser Sachlage, und von mancherlei andern Geschäften

umdrängt, mich ein großer Theil jener Irrthümer fortgesetzt fest hielt, und, bei allen Paradiesesfreuden ganzer Körbe voll frisch abgepflückter Erkenntniß, doch auch eine ganze Legion kleiner und großer Schlangen fortgesetzt mich peinigte!

Dahin zähle ich, daß ich unter Mündlichkeit des Zivilverfahrens nicht viel mehr, als eine Reihe mündlicher Verhandlungen, mit völliger Verachtung und Vernichtung des geschriebenen Worts verstand, während doch den eigentlichen mündlichen Verhandlungen eine Mittheilung der Klage und der Einwendungen, und Dessen, was für beide sprechen dürfte, in schriftlicher Form zwischen den Parteien vorausgeht, ja, unter Umständen dem Gerichte bei Fällung seines Urtheils ebenfalls zur Prüfung vorliegt. Die Mündlichkeit des Strafverfahrens gab schon weniger Anlaß zu Mißverständnissen. Denn es war klar, daß da dem Akte der mündlichen Verhandlung gar Manches vorausgehen mußte: Erhebung des Thatbestandes, Vernehmung des Angeschuldigten und der Zeugen, Feststellung der gegen und für jenen sprechenden Umstände. Was die Oeffentlichkeit betrifft, so hatte ich bis dahin der Ansicht gehuldigt, daß Prozesse und selbst Kriminalprozesse, öffentlich behandelt, häufig ohne Nutzen, nicht ohne Bedenken, und jedenfalls sehr schwer einzurichten wären. Ich schied und theilte da also, und bedachte nicht, daß die meisten dieser Scheidungen und Theilungen Wurzel und Stamm des Instituts der Oeffentlichkeit in ihren innersten Fasern bedrohen. Nur wo erklärt skandalose Dinge zur Sprache kommen, verlangt ein anderes, gleich wichtiges Gesetz der bürgerlichen Gesellschaft, als das möglichster Oeffentlichkeit, nämlich das der Sittlichkeit, Verhüllung.

Nichts konnte meinen etwas apathischer gewordenen Ansichten kräftiger zu Hilfe kommen, als die Verhandlung, deren Zeuge ich heute gewesen war. Welche traurige Rolle hätte ich, der deutsche Advokat, in diesem Kriminalprozesse gespielt! Nach vielleicht jahrelanger Haft meines Klienten wäre mir vergönnt worden, eine oder mehrere Unterredungen mit demselben zum Zweck der Vertheidigung zu pflegen, aber, wohl gemerkt, im Beiseyn desselben Richters, der gegen ihn inquirirte, und der ihn disziplinär in seiner Gewalt hat. Alsdann (hier wie in andern Fällen) Abfassung der Vertheidigungsschrift, etwa nach bewirkten Ergänzungen der Untersuchungsakten. Ist die Vertheidigungsschrift eingereicht, dann steht dem Advokaten kein Einfluß mehr auf die Sache zu; ja, selbst vorher hatte er keinen rechten, keinen lebendigen darauf gehabt. Nun werden Referent und Korreferent thätig. Sie verfassen ihre Aktenauszüge, ihre Gutachten. Im verschlossenen Saale werden diese abgelesen,

und den Advokaten geht die Möglichkeit ab, neu auftauchende Bedenken der Richter, welche zugleich die Staatsprokuratur vertreten, zu beseitigen. Hat das Gericht die Strafe für den Angeklagten gefunden, dann erwägt es auch wohl, ob der Advokat in seinen Ausführungen den Respekt nicht verletzt habe, oder ob er in seinem eingereichten Skriptum nicht zu weitläufig gewesen sey. In jenem Fall: Verweis, Geldstrafe; in diesem: Reduktion seines Deservitansatzes. O, so die zweite und dritte Etage einer gerichtlichen Prozedur in ihren Endresultaten abzugeben, muß für Advokat und Stellung des Advokatenstandes von der erquickendsten Wirkung seyn!

Dann kommt die Urtheilspublikation. Der deutsche Advokat darf dabei seyn. Aber das urtheilsprechende Gericht, welches ohnedies niemals vom Angeklagten eine persönliche Notiz nahm, hat sich davon zurückgezogen. Der Advokat wird aufgefordert, Platz zu nehmen; die Vorführung seines Klienten erfolgt; irr, und mißtrauisch, und fremd ruhen dessen Blicke auf dem Advokaten; denn welche Bürgschaft hat er für dessen wohlangewandte, aber vielleicht vergebliche advokatische Thätigkeit? Der Untersuchungsrichter winkt dem Aktuar, der seinen schlechtesten Rock anhat, und der Untersuchungsrichter, der bis dahin Tabak geraucht hat, legt vielleicht jetzt die Pfeife aus der Hand. Das Urtheil fällt für den Angeklagten günstig oder ungünstig, oder keines von beiden aus, denn der Deutsche hat in seinem Strafkodex drei Geschlechter, und was **generis neutrius** ist, heißt Absolution von der Instanz. Wie aber auch das Urtheil falle — jene warme Stellung, die das öffentliche Verfahren dem Advokaten gibt, jenes Gefühl des zur Seite Seyn's, jene Ueberzeugung, das Mögliche gethan zu haben, sind eingedürrt in den Formen eines engen, kleinen, ungenügenden Verfahrens. Völlige Freisprechungen finden da seltener statt, und mit ihnen die schönsten Freuden des Anwalts, wenn ein Klient, den er lieb gewonnen, den er persönlich hoch schätzt, an seine Brust fliegt oder ihm die Hand drückt.

Wie im Kriminalprozesse, so im Zivilprozesse. Auch da tritt, nach geschlossener schriftlicher Verhandlung, der Advokat vor die Gerichtsschranken, Aug' in Aug' mit dem Richter, schreitet, sucht, fliegt sein gesprochenes Wort; wo es nachdrücklich tönen soll, ist es wirksamer, als hundertfach unterstrichene Zeilen, wo es erleuchten, nachzeigen, beweisen soll, thut es Dies mit mehr Erfolg, als die gefeilteste Deduktion, und wo es zum Herzen sprechen soll, hat es gar keinen denkbaren schriftlichen Vertreter. Die Abhör der Zeugen, die Feststellung des ganzen Beweisverfahrens geschieht in Anwesenheit und unter der unmittelbarsten Einwirkung des Advokaten. Durch die Oeffentlichkeit aber

hat der Advokat nicht blos die Richter und Partien zu Zeugen seiner Thätigkeit, seiner zweckmäßigen Behandlung, seiner Beredsamkeit, seiner Geschicklichkeit, sondern jeden Rechts- und Gesetzeskenner im Volke, das ganze Auditorium. Die Frucht, die der Advokat öffentlich ausgestreut hat, erntet er auch öffentlich ein: als Achtung der Richter, als Dank seines Klienten, und als Anerkenntniß seiner Mitbürger. Aber diese Anerkenntniß, diese öffentliche gute Meinung von ihm ist auch dem Advokaten die sicherste Garantie einer durch ihn geübten wirksamen Kontrole des Richteramtes, und der festeste Panzer gegen Willkührlichkeiten oder Leidenschaftlichkeiten des Gerichts. Das freie Wort, die öffentlich ausgesprochene Meinung des Advokaten zu beengen, zu bestrafen, wird es nicht leichthin und ohne genaue Prüfung den Entschluß fassen; und faßt es ihn, ist er vielleicht unbillig, vielleicht gar ungerecht, dann hat der Advokat in der Meinung des Publikums einen Schutz, einen Trost. Ich weiß, daß der Präsident eines Gerichtshofs, wobei öffentliches Verfahren gilt, in Ruhestand versetzt werden mußte, weil die Advokaten, in Folge unwürdiger Behandlung durch denselben, nicht mehr vor ihm plaidiren wollten. Wäre ein Aehnliches bei einem Gerichtshofe mit geheimem Verfahren möglich gewesen?

Auch Lehrer, Bildner des Volks ist beim öffentlichen Verfahren der Advokat; wie Frühlingswind oder Sturm trägt sein Wort den befruchtenden Staub umher, und Keime rechtlicher oder politischer Ueberzeugungen entwickeln sich da, wo sonst nur für immer ödes Gestein gewesen wäre.

Die Rechtsöffentlichkeit ist des Advokaten bestes Palladium gegen so oft ungegründete Nachrede der Ränkemacherei und der Verschleifung der Prozesse, und selbst gegen den Vorwurf des Verlustes ist er geschützt, wenn sein Klient durch persönliche Gegenwart sich überzeugt hat, daß nicht sein Anwalt, sondern seine Sache am Verluste schuld gewesen. — Die Rechtsöffentlichkeit ist aber zugleich eine recht tüchtige Abwehr gegen des Advokaten wirkliche böse Neigungen, und insoferne, als diese nicht von ihm getrennt werden können, gegen sich selbst. Der kleine, häßliche Schimmel des Eigennutzes und der Sicherheit zerfliegt da, wo die Sonne der Oeffentlichkeit mit ihrem großen, glänzenden Auge hinschaut.

Die advokatische Wirksamkeit ist im blos schriftlichen Verfahren höchstens zum gescheiten Dintenfaß geworden; ohne Oeffentlichkeit ist der Advokat eine Pflanze — meinetwegen eine duftende, meinetwegen eine heilsame, — aber sie vertrocknet im Herbarium.

Wollt ihr den Werth der Rose erkennen, so ergreift die volle, rothe Zentifolie; auch an der Heckenrose spricht sich das Gesetz der Rose aus,

obgleich unbedeutender. Wollt ihr vom Werth der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit euch überzeugen, so wohnt einer Assisensitzung bei! Hier habt ihr Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in schönem, harmonischem Verband, großartig durch die Interessen, um die es dabei sich handelt, durch die Menschenmassen, die davon Gebrauch machen, und durch die Natur des hochwichtigen Instituts, (des Geschwornengerichts selbst), welches sie schmücken.

Freunde des Volkes würden wenig mehr gegen das Institut des Geschwornengerichts einzuwenden haben, wenn sie erwögen, daß nach unserm deutschen Beweisverfahren, durch Zulassung des Indizienbeweises, ein Geltendmachen der moralischen Ueberzeugung ebenfalls eingeführt ist, ohne die Garantien, welche das Geschwornengericht bietet, und mit einer leidigen Vermischung der Systeme.

Mit solchen, und ähnlichen Gedanken beschäftigte ich mich, als ich am Abende desselben Tages in Mainz dem Thore zuschlenderte, welches zu den neuen Anlagen führt. Ich hatte Mittags im Gasthause einen interessanten Tischnachbar gehabt, einen in den rheinhessischen (französischen) Institutionen wohl erfahrenen Mann, welcher — ich will es nur gestehen — bei einigen der vorerwähnten Ansichten den Souffleur machte. „Glauben Sie mir", hatte er gesagt, „der Rheinhesse ist gut deutsch; man verkennt uns und die übrigen Bewohner des linken Rheinufers, wenn man es anders glaubt. Aber wir sind munter, lebhaft, wollen freie Bewegung, im Handel, auf den Straßen, in den Häfen, in dem Wort. Wir wünschen unsere Institutionen geschont. Wir sind überzeugt, daß sie ihren Grundzügen nach unverbesserlich sind. Wir sind aber nicht so sehr mit Blindheit geschlagen, daß wir nicht manche Verbesserung daran für zulässig, für wünschenswerth erkennten. Besonders gehört dahin die Theuerkeit der Prozedur. Aber, lieber Freund, greifen Sie, auf solche Aeußerung von uns, hinzu, und wollen uns Mehr nehmen, als uns beliebt, so behalten wir lieber das Ganze, auch das Mangelhafte, als daß wir Mängel gegen Mängel eintauschten."

Ich war in den neuen Anlagen angekommen, und meine Augen ruhten auf dem schönen, blauen Strome, der da unten so kräftig vorbeirauschte. Ich segnete die Tage der Erhebung im deutschen Vaterlande, welche diesen Strom wieder zu dem unsrigen gemacht hatten, und segnete beinahe auch die Tage der Erniedrigung, in welchen er dem Auslande ausgeliefert gewesen war. Denn ohne Das wären diese reichen Fluren, diese ehemaligen Sitze prunkender Erzbischöffe und Bischöffe, diese Städte und Dörfer, vordem an hundert Herren und Herrlein zer-

ſtreut, nicht an Deutſchland als friſch angeſchwemmtes Land zurückgekehrt, bereichert mit ſo vielen neuen, wichtigen Inſtitutionen.

Wenn die ausgezeichnetere Stellung des Advokatenſtandes unter der Aegide der Gerichtsöffentlichkeit und Mündlichkeit, nach den vorbezeichneten Beobachtungen und Erwägungen, mir nun nichts mehr Zweifelhaftes war, ſo hatte ich um ſo geeigneteren Anlaß, die Natur der Staaten in Erwägung zu ziehen, welche jene Aegide dem Advokatenſtande verleihen oder nicht verleihen.

Die Reſultate lagen da bald klar und deutlich vor. Wo das Menſchenrecht wenig gilt, da auch das Bürgerrecht. Denn das Bürgerrecht iſt nichts Anderes, als das Recht des Menſchen, der in den Staatsverband getreten iſt. Wo keine Freiheit, da auch keine allgemeine Gerechtigkeit; wo kaum Privatrechte, da gewiß keine öffentlichen; wo der Beamte willkührlich herrſcht, da keine Sicherheit des Staatsbürgers und keine wirkungsvolle Thätigkeit des Advokaten für ihn. Je höher der Grad der politiſchen Bildung eines Volks, deſto geachteter ſein Advokatenſtand; je mehr Dies, deſto würdiger der Achtung, deſto tüchtigere, kenntnißreichere, geiſtvollere, ausgezeichnetere Mitglieder ſeine Angehörigen. Denn die Ehre lockt da, und, neben der Ehre, darf ja wohl auch der Gewinn locken.

Im deſpotiſchen China geben ſich nur elende Ränkemacher, gemeine Vagabunden mit dem Geſchäft ab, die Angelegenheiten ihrer Mitbürger vor den Mandarinen zu führen; — was Wunder, daß der chineſiſche Advokat das Bambus erhält, wenn er eine unrechte Sache vertheidigt! Anders in England, in Frankreich, in Nordamerika. In dieſen Ländern, wo die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens in höchſter Blüte ſteht, wo die Inſtitution der Geſchwornen, als nothwendige Konſequenz und Ergänzung jener andern Inſtitutionen, vorausſichtlich eine bleibende Heimath ſich geſchaffen hat, da iſt der tüchtige, der ausgezeichnete Advokat zugleich der Kandidat zu jedem hohen Ehrenpoſten im Staate und in den Kammern. Sehr begreiflich! denn die Rechtswiſſenſchaft durchdringt von allen Wiſſenſchaften zumeiſt die Poren des öffentlichen Lebens, und wer aſſimilirt ſich dieſem öffentlichen Leben, auf welchem die Exiſtenz jener Staaten beruht, leichter und natürlicher, als der Advokat, der Mann der Oeffentlichkeit, der kenntnißreiche und zugleich der beredte Mann?

Der deutſche Advokat — gottlob! — iſt kein chineſiſcher; er iſt es auch nie geweſen. Aber die Bedeutung und den Werth, wie ein franzöſiſcher, ein engliſcher, ein nordamerikaniſcher, hat er gewiß eben ſo wenig. Bedeutung und Werth entwickeln ſich in ihm, wie Bedeutung

und Werth der sämmtlichen politischen Institutionen seines Vaterlandes sich entwickeln. Durch sie bedingt wird er sie aber auch wieder bedingen. Geschickt, unabhängig, rechtlich, muthig, (so wie Ihr seyd, ihr wackeren Kollegen —, und —, und —, und —, und — in N. ꝛc.) wird er auch unter ungünstigen öffentlichen Verhältnissen die Gerichte zeitweise mit sich ziehen, und deren Stellung zur öffentlichen Meinung vermitteln. Er wird in sein Herz zurückdrängen den Unmuth über sein Verhältniß zur richterlichen Disziplinargewalt, welche fast ohne Kontrole dasteht. Er wird darüber hinaussehen, daß man ihn durch Erhebung ansehnlicher Stempeltaxen zum Steuereinnehmer ohne Gehalt gemacht hat. Er wird wünschen und helfen, daß die Gesetzgebung, der Prozeßgang seines Vaterlandes besser werde, und den obersten Sätzen der Oeffentlichkeit, der Mündlichkeit, der Unabhängigkeit der Gerichte und des Geschwornengerichts, wenn auch nur wie jener Pilger der heiligen Stadt Jerusalem, sich nähern. Aehnlich in seiner Stellung als Mitglied von zweiten Kammern, zu denen ihm doch da und dort ein Weg, wenn auch schmal genug, gehauen ist. Aehnlich in schriftstellerischer Wirksamkeit, wenn er sich eine solche, neben seiner Advokatur, gebildet hat. Der Kräfte sind viele, und ist nur der Wille da, so werden auch die Formen nicht fehlen, in denen die Kräfte zur Anwendung kommen.

Griechenland und Rom waren so lange groß und frei, als ihre Advokaten unbescholtene und geistig ausgezeichnete Männer waren. Selbst in den Uebergängen ihrer Geschichten zur despotischen Staatsform, gewissermaßen in der Nähe ihres geöffneten Grabes, rankten noch der stolz-kräftige Demosthenes, der feine Cicero, der geschmackvolle Hortensius die Zweige ihrer Rede um dasselbe. Ja noch später, als Rom schon längst nicht mehr frei war, und der Advokatenstand in seinem moralischen Werthe unendlich sich verschlechtert hatte, bestand doch noch, in Folge der Wichtigkeit des Standes, große äußere Achtung vor ihm, und Würden, Ehrenbezeigungen, und Vortheile mancherlei Art wurden ihm da noch.

Deutschland, ebenfalls mit allen Anrechten auf politische Bedeutung und Größe ausgerüstet, gebildet, gemäßigt, gerecht in den Grundzügen des Charakters seiner Bewohner, zukunftvoller als Frankreich, und gemüthlich-wärmer, als Albion, wird auch denen seiner Söhne, welche dem Advokatenstande sich gewidmet haben, dereinst noch mit freundlicherem Strahle leuchten. Ihm werden dabei die Institutionen behilflich seyn, welche ich mehrfach in diesem Aufsatze erwähnt habe, die Institutionen, welche geistig heute noch die uralten Linden und Eichen an ehemaligen Mal- und Dingstätten unseres deutschen Vaterlandes umrauschen. —

Der deutsche Advokatenstand hat vielfach gefühlt, was ihm noth thut. Noch in neuster Zeit, seitdem die große Weltuhr das Jahr 1830 geschlagen. In den meisten konstitutionellen deutschen Staaten bildeten sich da Advokatenvereine, Anwaltsgesellschaften, oder wie sie sonst hießen, zunächst meist zur Hebung ihres Standes und zur Verbesserung ihrer Berufsverhältnisse. Gerichte, Klienten, und Publikum kamen dabei vielfach zur Sprache. Der Advokatenstand sehnte sich nach individueller Gestaltung, nach jenem Korporationseyn Mösers, und es fragte sich nur, ob die mehr freie Weise der englischen Advokatenverfassung oder die mehr zentralisirte der französischen das Uebergewicht dabei haben sollte. Aber der deutsche Advokatenstand erkannte auch die Nothwendigkeit klarer und einfacher Gesetzbücher, und war dabei geneigt, wenn auch nicht unbedingt allen Einzelheiten der französischen Gesetzgebung, doch ihren obersten Grundsätzen, verbunden mit einer Revision der Einzelheiten, sich anzuschließen.

Jene Gestaltungsversuche haben gegenwärtig aufgehört; eine neue, in sich träge, aber äußerlich hoch aufbäumende Welle hat sie — *verschlungen*? nein, nur *bedeckt*! — Die Bedürfnisse ganzer Stände (wenn diese Stände überhaupt noch mit dem Anspruche auf Existenz bestehen) haben *die* Aehnlichkeit mit den Bedürfnissen der Völker, daß sie unter geeigneten Verhältnissen und zuletzt unabweisbar wiederkehren.

Ob *meine* Augen die Befriedigung jener Bedürfnisse im Vaterlande noch anschauen sollen? — Es liegt Wenig daran. Hab' ich doch die volle Ueberzeugung, daß, wenn sie erfolgt ist, äußere Ehre und innerer Werth des deutschen Advokatenstandes eine neue, bis dahin noch unerreichte Staffel bestiegen haben werden. Von noch Etwas habe ich die Ueberzeugung: daß, bestehen auch Gerichtsöffentlichkeit, Mündlichkeit, und Geschworne, diese doch auf so lange nicht ihre ganze, volle Bedeutung entwickeln, sondern schwächlich und bläßlich kränkeln werden, als nicht die öffentliche Meinung, das öffentliche Leben im Staate, einen hohen, freien, und steten Schwung genommen hat. —

Ist mir auch nicht vergönnt, unter dem Baume selbst zu ruhen, an seiner Frucht mich zu laben, aus der Quelle zu schöpfen, die an seinem Fuße entspringt, wohl, so hat doch schon sein Säuseln meinem Ohre wohlgethan, von seinen äußersten Zweigen traf der Schatten mein müdes und vielleicht manchmal allzuverdrossenes Haupt, seine Frucht winkte mir als Blüte, und die Quelle an seinem Fuß erzählte mir mit fernem Plätschern und Kosen vom einstigen bessern Schicksale des *deutschen* Advokaten.

Willibald Alexis.

Zwei Originale aus unſerer Zeit.

Von

Willibald Alexis.

Der Originale werden immer weniger im Leben. Das iſt eine Klage, ich weiß nicht wie alt, doch alt iſt ſie ſchon, und ſehr natürlich. Aber ob gerecht? Haben wir ein Recht, Originale zu fordern? Das hieße fordern, ein Theil der Menſchheit ſolle zu unſerm Vergnügen ſich frei erhalten und möglichſt fern von unſerer Bildung. Wer hat dieſes Recht! Wer darf prätendiren, daß, um unſerer Unterhaltung, oder, nennen wir's vornehm, der Mannigfaltigkeit des Lebens willen, von unſern Mitgeſchöpfen ſich einige iſoliren und panzern gegen die Einflüſſe, denen wir uns ſelbſt willig hingeben? Die Welt iſt nicht da, um Raritätenkammern zu bilden, und ſo wenig, als Eltern eigentlich ein Recht haben, Wunderkinder zu erziehen, haben wir eins, Wunderlichkeiten zu pflegen. Auch objektiv iſt die Klage nicht vollkommen begründet. Es gibt noch Originale, recht volle, friſche, ſo wie ſie ein Luſtſpieldichter nur wünſchen mag, wenn wir uns nur darnach umſchauen. Freilich in großen Städten ſeltener, als in Provinzen, aber auch da hat die allgemeine Bildung noch mehr gelaſſen, als wir geneigt ſind, auf den erſten Blick anzunehmen.

Ich blättere in meinen Erinnerungen, und ſtoße auf zwei Perſönlichkeiten, die mir damals, als ich ihnen begegnete, freilich ſchon ſeltſam genug vorkamen, aber ich dachte noch nicht daran, ſie als

Originale, was ich heute darunter verstehe, mir zu konstruiren. Je mehr ich mit Freunden mir ihr Gedächtniß lebendig zurückrufe — sie sind Beide längst todt — um so mehr muß ich mir aber gestehen, daß sie auf diese Eigenschaft Anspruch haben. Vielleicht wären sie vortreffliche Figuren einer Novelle, eines Lustspiels; aber ich befinde mich gerade nicht in der Laune, dramatisch oder episch zu komponiren; ich ruhe aus von einer größern Arbeit, und möchte mich erheitern, indem ich zwei wirkliche Bilder aus der Vergangenheit mir vor die Augen rufe. Ich hoffe, daß sie auch auf Andere dieselbe Wirkung hervorbringen, und wahrscheinlich ist mein Verdienst größer, wenn ich zwei Individualitäten aus der Vergessenheit rette, als wenn ich sie zu einer Dichtung benütze, in der sie untergingen. Dem Ort und der Zeit nach Beide sich nahe stehend, gingen sie doch in ihrer Richtung weit auseinander. Sie waren schlagende Gegensätze; und eben Das reizt mich, sie hier nebeneinander zu stellen. Der Eine war ein rein aristokratisches, der Andere ein eben so demokratisches Original. Wiewohl Beide, wie gesagt, längst todt sind, auch schwerlich ihre entfernten Anverwandten Etwas gegen ihre Porträtirung werden einzuwenden haben, will ich doch, zur Schonung aller möglichen Rücksichten, keine Namen nennen, und alle örtlichen Bezüglichkeiten, so weit es geht, verwischen. Im Uebrigen versichere ich, daß meine Bilder nur ein Konterfei der Wirklichkeit sind. Ich habe Nichts dazu gethan; selbst die Farben, wollte ich sagen, sind Natur, aber man könnte mir einwenden: Willst Du mehr thun, als ein Mahler? Und wenn er noch so getreu die Natur kopirt, ist die Farbe doch sein Eigenthum.

Der Aristokrat.

In einer deutschen Provinz, wo vor diesem Geschlechte ein anderes gewohnt, das nun erloschen ist, und es lebt nur noch fort in den Namen der Flüsse, Berge, Seen, und Schlösser, liegt irgendwo ein Berg, an den sich mannigfache Sagen aus jener untergegangenen Vorzeit knüpfen. Die Landschaft ist anmuthig, ja mahlerisch, so weit man Dies von einer Gegend, die eigentlicher Gebirgszüge entbehrt, sagen kann. Sie liegt unfern der Hauptstadt der Provinz, und ihre Reize an und für sich würden es vollkommen rechtfertigen, wenn die Bewohner der ersteren dahin ihre Lustfahrten richteten. Aber Dies

geschah erst, seitdem der Graf *** diesen Berg gepachtet hatte. Wenn man das freundliche Landhaus betrachtet, welches der Edelmann bewohnte, einstöckig, mit seiner langen Fensterreihe, und dem rothen Ziegeldache darüber, so erwartet man eben nichts Feudalistisches, noch in demselben einen stillen Priesterdienst vor den Altären der Vorzeit. Es liegt vielmehr da, wie der Ruhesitz eines Mannes, der sich so behaglich als möglich in der befriedeten Gegenwart und holden Landeinsamkeit von den Stößen und Reibungen in der Welt erholen will. Um das Haus zierlich Geartenanlagen, Büsche, sauber gehaltene Wege, und eine entzückende Aussicht auf den großen, mit herrlichen Laubbäumen umkränzten See, welcher im Halbkreis den Berg umspült. Alles verräth edeln Naturſinn, geläuterten Geschmack, und eine unermüdliche Ordnungsliebe. Und wie draußen, so drinnen. Die Räume ein Bild der Behaglichkeit selbst; Nichts von Ueberladung und Prunk, aber die Wohlhabenheit auf das Wohlgefälligste und Zweckmäßigste verwandt. Und dazu eine fast ängstliche Stille, wie sie nur im Hause eines alten Junggesellen zu suchen ist. Kein Hundegebell, kein Hahnengeschrei; selbst die Katzen schienen sich der Stimmung des Hausherrn zu fügen, und machten bei Tage wenigstens keinen Lärm. Die Ahnenbilder in dem einen Zimmer, das einzige Alterthümliche im ganzen Hause, führten nur mit dem Besitzer ihre stumme Sprache, die er allein verstand, und Besucher wurden so wenig als keine in dies Haus gelassen.

Aber diese Ahnen mußten ihm plötzlich — er war schon über das mittlere Lebensalter hinaus — seltsame Kunde von der grauen Vorzeit zugeflüstert haben. Er pachtete jetzt den Heidenberg, zu dessen Füßen das Landhaus liegt. Niemand wußte, wozu, aber Handwerker aller Art, Maurer, Zimmerer, Tischler, Schlosser, und Mahler belebten alsbald seinen Kamm. Da dröhnte es von Aexten, Hammerschlägen, Schaufelstichen, und Meißelstößen, und Ochsengespanne zogen allerhand seltsamen Vorrath über die damals noch sehr unebenen Wege. Unkraut und Gesträuch wurde von den alten Erdwällen abgehauen; auch fiel hie und da ein alter Baum, der die Aussicht hemmte, damit man, was da war und was noch kommen sollte, sehen könnte. Da war eben nicht mehr als jene Erdwälle, schroff und schmal, wie sie sich aus dem grauen Alterthume der vorgermanischen Befestigungskunst an so vielen Orten Deutschlands merkwürdigerweise, den Jahrhunderten und der Witterung zum Trotz, erhalten haben. Man konnte auch noch die Umwallung herausfinden, die ein Lager, allenfalls ein Kastell, schwerlich aber ein Schloß gewesen; denn von Mauerwerk fanden sich wenige Spuren. Aber der Graf beliebte es ein Schloß zu nennen. Er war

aus einer sehr alten deutschen Familie; aber so alt war sie doch nicht, um auf die Gründung dieser Burg Anspruch zu machen. Vielmehr reichte sein Rechtsanspruch nicht weiter, als darauf, daß seine Vorväter vielleicht, als die Deutschen in's Land kamen, die Burg mit zerstört hatten.

Und deßhalb führte er auch nicht, wie man vermuthen könnte, ein mittelalterliches Schloß aus Feudalpassion auf; sondern seine Schöpfung verrieth eine Art Buße zu Gunsten der unter dem Schwert seiner Ahnen erlegenen Heiden. Nämlich da wurden Opfersteine mit Blutrinnen ausgehauen, da es gerade an solchen fehlte; hier in einer vergitterten Tiefe grinsten uns gebleichte Menschenschädel und Gerippe an. Der Zufall hatte nicht gewollt, daß man deren beim Graben gefunden, also waren sie von sonst woher genommen, um die frommen Bußgefühle zu erhöhen. An romantischen Punkten erhoben sich auf Granitblöcken die bekannten Götzen, die einst in diesen Ländern verehrt wurden, auch aus Stein gemeißelt. Wenigstens waren es die ersten; als die Sache Beifall fand, und der Graf in den Geschmack kam, immer mehr Götzen aufzustellen, so viel deren die Chroniken erwähnen, wurden die nächsten aus Holz, die letzten sogar, ich glaube, aus Papiermaché, mit Firniß und Sandüberguß, gefertigt. **Non ex quovis ligno fit Mercurius**, aber alte —sche Gottheiten, von denen Niemand weiß, wie sie ausgesehen, kann man allenfalls aus gehacktem Papier und Holzspänen bilden. Vermuthlich hatten seine Ahnen ihm vertraut, wie die Götter aussahen, die ihre stählerne Faust niederwarf, deren Namen ich aber nicht nennen darf, so volltönend sie klingen, sonst verriethe ich den Ort, wo die Szene spielt. Zugleich, was sich freilich seltsam ausnahm, waren auch Kruzifixe an vielen Punkten aufgestellt. Als Symbolum des Sieges des Christenthums hätte freilich ein großes Kreuz auf dem höchsten Punkt genügt; aber vielleicht sollten die vielen kleinen Kreuze die vielen Sekten, in die es zersplitterte, andeuten. Doch gebe ich Dies nur als meine Vermuthung. Die religiösen Ansichten des Grafen sind mir unbekannt geblieben, und daß einige dieser Kreuze zugleich als Wegweiser dienen mußten, könnte auf seltsame Hypothesen leiten. Ich will nicht annehmen, daß er wirklich heidnische Flammen in seinem Herzen genährt, weil er auf drei von ihm errichteten Altären Opferflammen unterhielt. In den ersten Tagen war es wirkliches Feuer, nachher wurden es nur gemahlte Kohlen. Das Heidenthum ist zwar nur Heidenthum, aber es hat vor dem Christenthum den Vorzug, daß es, nach gemeiner Annahme, älterer Herkunft ist. Das muß man ihm lassen.

Natürlicher Weise erregte diese Ausschmückung des wohlbekannten Heidenberges großes Aufsehen. Schaaren Neugieriger strömten aus der Umgegend herbei, und die halbe Stadt fuhr an schönen Sommertagen dahin. Der Berg und seine Kuriositäten wurden zur Modesache. Jeder mußte es gesehen haben, darüber sprechen und spötteln können. Beiläufig entdeckte man nun auch, wie anmuthig die Gegend sey, wie reizend das Wäldchen am See, und die heidnischen Götzen haben wenigstens das Verdienst, die Stadtbewohner auf eine ihrer schönsten Umgegenden aufmerksam gemacht zu haben. Anfangs war Dies ganz gegen den Willen des Schöpfers dieser Wunder. Es störte ihm seine Einsamkeit; er wollte seine alten Götter für sich allein haben. Er murrte und brummte über die Laffen und den Pöbel, und klagte, daß Niemanden mehr ein Besitz für sich allein gegönnt sey. Er hätte einen Zaun darum ziehen und den Eintritt verwehren können, wie ein englischer Sonderling; dafür war er aber, trotz seiner Menschenscheu, zu human. Er floh lieber selbst, sobald sich das Wagengeraffel auf dem Damme hören ließ, in den dichtesten Wald oder in sein hinterstes Zimmer, und keinem Pochen öffnete sich die Hausthür. Zur Pachtung des Berges gehörte eine kleine Schenke. Er verbot dem Schenkhalter bei Strafe, ihn augenblicklich fortzujagen, einem der Laffen beiderlei Geschlechts aus der Stadt eine Tasse Kaffee zu kochen, oder nur ein Glas Bier vorzusetzen, oder den müden Pferden ein Bund Heu zu verabfolgen. Kein Bitten, kein Geldgebot der Müden und Hungrigen half; der Wille des Grafen war eisern, und sie mußten um einen frischen Trunk eine halbe Meile weiter in das Wirthshaus jenseits des See's fahren. Zwar gehörte ihm auch dieses; aber der Komthur, der über der Thür auf einem stolzen Rosse seine Lanze ritterlich den Gästen entgegenschwenkte, konnte sie doch unmöglich hungrig und durstig wieder fortschicken. Allein der Sinn des Menschen ist veränderlich, und die Wahrheit ist älter, als die Wetterfahnen auf unsern ältesten Häusern, daß die Gegensätze sich berühren. Der Graf ärgerte sich über den vielen Besuch, aber er ärgerte sich auch, wenn keiner kam. Man sah ihn an heitern Tagen hinter der Fenstergardine lauschen, ob kein Staub auf der Straße sich erhob, kein Wagengeraffel die Stille unterbrach. Einigen Exklusiven, die seiner Familie nahe standen, konnte er sich doch auf ihre Bitte nicht als Führer entziehen. Aber solcher Exklusiven kamen mehr und mehr, und seine Lust zum Führen und Zeigen wuchs mit ihrer Zahl. Fehlte es an Equipagen mit Helmen und Schilden, so führte er auch schon die Honoratioren der Stadt auf seinen Berg; endlich, wenn es an solchen fehlte, wer

da kam. Ja man hat ihn gesehen, wie er auch ehrliche Handwerksburschen über die Götter und Helden einer Zeit unterrichtete, die nicht mehr ist. Leider verführte ihn aber nun der allgemeine Beifall, sich selbst zu überbieten. Er konnte sich nicht genug thun, und die Götzen und Reliquien schossen wie Pilze aus dem Boden. Man konnte keinen Schritt thun, ohne in Gefahr zu gerathen, auf einen Schädel zu treten, der aber glücklicherweise keinem lebendigen Menschen angehört hatte. — Auf einem andern Gute, wo er prachtvolle Parkanlagen besaß, konnten ihm nicht Fremde genug kommen, sie zu besichtigen. Es lag sogar ein eigenes Fremdenbuch aus, wo jeder seinen Namen einzeichnen mußte. Den Dienern war es anbefohlen, die Besuchenden auf eine heitere Anhöhe zu führen, wo vier prachtvolle Lindenbäume standen. „Dies ist das Begräbniß unseres gnädigen Herrn," erklärte der Führer den erstaunten Gästen, denen der Graf vielleicht eben noch die Hand geschüttelt hatte. Er selbst besuchte täglich seine künftige Ruhestätte, und die Fenster seines Zimmers gingen darauf hinaus.

Wenn man auf dem Felde einem langen, hagern Manne, der, den Kopf übergebeugt, die Hände auf dem Rücken, mit raschen Schritten mehr schoß als ging, begegnete, so wich ihm, trotz seiner unscheinbaren Tracht, Jedermann schon von fern scheu aus. Der König der Gegend, wie er hieß, liebte keine Begegnung, und wenn etwa Einer, der des Weges kam, den Herschießenden nicht sogleich bemerkte, so riefen ihm gewiß die Arbeiter vom Felde bestürzt zu: „Siehst Du nicht den Herrn Grafen?" Wer, der ihn einmal gesehen, sollte auch diese Gestalt nicht sogleich wieder erkennen! Ueber sechs Fuß hoch, mager, in einer groben, grauen Jacke ohne Schöße, Hosen von selbem Stoff, Schuhen mit großen Schnallen, und einer kleinen Reitmütze ohne Schirm, vorn übergebückt, die Augen auf den Boden, laut vor sich her sprechend, hatte seine Erscheinung etwas Unheimliches. Aber Niemand, der ihn einige Augenblicke betrachtet, hätte, trotz der gemeinen Kleidung, einen gemeinen Mann in ihm vermuthet. Schon das enorm große, schwarze Halstuch, vielfach um den dünnen Hals geschlungen, verrieth Etwas vom Gentleman; seine sehr schnellen, langen Schritte etwas Exklusives. Seine hohe, breite Stirn, der durchdringende Blick seiner scharfsinnigen Augen, und die kleinen, weißen Hände ließen aber keinen Augenblick den Nobleman verkennen. Dazu flimmerte ein kostbarer Siegelring mit schwarzem Steine an seinem Finger, und der Stern des höchsten Ordens des Landes auf der grauen Matrosenjacke! In den Händen, und damit auf dem Rücken spielend, einen Eichenstock, den

er selbst im Walde geschnitten, und, wie er häufig anführte, von keinen andern Bäumen, als die seine Ahnen selbst gepflanzt.

Dies war seine Tracht im Sommer wie im Winter, im Zimmer und auf dem Felde, wenn er ging, oder vielmehr lief, und wenn er ritt. Ja auch wenn er die Stadt besuchte, so schritt der reichste Edelmann des Landes durch die Straßen. Besuche machte er bei Andern so wenig, als er sie bei sich liebte, aber in dieser Kleidung war er ein stehender Gast in einem bekannten Weinhause, wo seine Erscheinung ebenso anzog, als verscheuchte. Denn unzugänglich für jede Unterhaltung saß er schweigend, und wies mit seinen stolzen Blicken Jeden zurück, der sich durch den Ort des Zusammentreffens zu einer familiären Annäherung gereizt fühlte. Selten sah man ihn lächeln, nie Jemanden anreden, und es kam wohl, daß wenn ihn Jemand anredete, er ihm mit unnachahmlich stolzen Blicken den Rücken kehrte. Aber auch darin war nichts Gemachtes; wenn es beleidigte, so mußte doch der Beleidigte gestehen, daß es ganz natürlich herauskam. Es war die Art des Aristokraten, und die Unart war auf seiner Seite. Stundenlang, wie gesagt, saß er dort nur mit seinem Glase und mit seinen Gedanken beschäftigt, unbekümmert, wer seine Gesellschaft war. Ja Denen, welche sich auch für exklusiv hielten, setzte er noch einen Grad Gleichgültigkeit und Nichtachtung mehr entgegen, als den Andern. Nur einmal, ein unerhörter Fall, winkte er einem jungen Engländer, den er entfernt kannte, zu sich, und ließ eine Flasche uralten Madeira auf den Tisch setzen. Auch jetzt verging wohl eine Stunde, ehe er die Lippen öffnete; aber plötzlich erhob er das Glas, und stieß mit ihm an: „Die Tories sollen leben!" Darauf erklärte er ihm, die Engländer wären die einzige Nation, welche den Werth des Adels zu schätzen wüßte, und dort sey der Fels der echten Aristokratie, an welchem alle Wellen und Stürme des Liberalismus sich brechen und zerschellen würden. Seit der junge Mann mit ihm auf das Wohl der Tories getrunken, war er gegen denselben der zugänglichste und liebevollste Gesellschafter.

Der Graf war in seiner Jugend im Staatsdienst gewesen, er war Gesandter an vielen Höfen, seine Brust konnte sich mit allen möglichen Orden schmücken; auch Titel und das Prädikat Exzellenz hatte er in seine Zurückgezogenheit mitgenommen. Alles Dies schien ihm aber nur Flitterstaat gegen das Geborene, Wasserfarben aufgetragen auf Oelfarben. Er freute sich, wenn Sturm und Witterung jene fortspülten, damit diese echte zum Vorschein kam. Er ließ sich nie Exzellenz nennen; der „Graf", den ihm Niemand gegeben, und Niemand, wie er meinte,

nehmen konnte, genügte ihm. Der Züge, durch welche sich dieser eingewurzelte Adelstolz aussprach, ließen sich zahllose anführen; aber sie beleidigten nie, sie waren eben so eigenthümlich als natürlich. So befand er sich in einem fortwährenden Kriegszustande mit den Regierungsbehörden, er billigte Nichts, er fügte sich in Nichts, was sie vorschrieben. Aber sein Widerstand war nur systematisch-theoretisch; am Ende geschah doch Alles nach dem höhern Willen, und mit den Personen der Behörden stand er im besten Einvernehmen. Wenn eine Kollekte bei Brand- oder Wasserschäden ausgeschrieben wurde, ging das landräthliche Zirkular jedesmal unberücksichtigt bei ihm vorüber. Er zeichnete keinen Pfennig unter den Wisch, wie er es nannte; aber lange vorher, ehe die Beiträge eingingen, war er selbst an Ort und Stelle, und half mit vollen Kräften, und die hochbepackten Leiterwagen mit Kleidungsstücken, Decken, Brod, Früchten, und Saatkorn, die von seinen Gütern kamen, waren sprichwörtlich in der Gegend. Er ließ sich Nichts vorschreiben. Ein Prozeß wider ihn, der ein- oder zweimal jährlich wiederkehrte, gehörte schon zu den Lustbarkeiten in der Umgegend. Als Besitzer eines bäuerlichen Grundstücks wurde er natürlich auch zu den Lasten und namentlich den Wegebesserungen zugezogen. Aber auch nicht ein einziges Mal genügte er den gesetzlichen Aufforderungen, und ließ es jedesmal zur angedrohten Exekution kommen. Es war ein Fest im Dorf, und Alt und Jung liefen zusammen, wenn die Gensdarmen in den Hof ritten, um den gnädigen Herrn zu pfänden, denn auch da zahlte er nicht. „Will Nichts geben: laß sie nehmen!" war die Antwort auf die Vorstellung des Inspektors, daß man besser fortkomme, wenn man gebe, als nehmen lasse. Das Einzige, was er herausgab, war der Schlüssel zum Speicher. „Hol' sie Alle — — und laß sie nehmen, so viel sie wollen!" Man kann denken, daß bei einer solchen Exekution, zur Belustigung und zum Aerger der Umstehenden, die Metzen nicht gestrichen wurden, und die Gensdarmen kannten keinen willkommenern Auftrag; denn jedesmal, nachdem sie die Strenge des Gesetzes gehandhabt, wurden sie noch bewirthet und beschenkt.

Der Adel in dieser Provinz theilt im Ganzen zwar die Gesinnungen, die unser Graf im Leben bewährte. Er ist sehr stolz auf sein Alter, auf seine Vorrechte, und hält, was an ihm, zusammen, um, was ihm davon geblieben, sich zu schützen. Doch muß ihm nachgerühmt werden, daß er Dies nicht auf die kleinliche Weise thut, welche in andern deutschen Ländern das Gefühl beleidigt und die Bildung kränkt. Nicht das Junkerthum möchten sie aufleben lassen mit allen seinen Lächerlichkeiten, über welche die Zeit gesiegt hat, sondern den Herren-

ſtand, und meinen, daß dazu auch würdige Geſinnungen und ernſte Bildung gehöre. Beide müßten ſich im öffentlichen Leben und in Handlungen für das Gemeinwohl bethätigen. Darin waren in dieſer Provinz die Landedelleute, denn nur von dieſen rede ich, mit dem Grafen eines Sinnes. Leider aber waren und ſind ſie noch in einem weſentlichen Punkte von ihm ſehr verſchieden. Er war ſehr reich, und ſie ſind arm. Seine großen Güter waren ganz ſchuldenfrei; alle andern Güter im Lande ſind mit Schulden überhäuft. Da erſchien plötzlich der Graf vor dem Landſchaftsamte, erklärte zu Aller Erſtaunen, daß er von einem Kaufmannshauſe 50,000 Thlr. baar als Darleben empfangen, und trug auf die Einſchreibung und Ausſtellung des Hypothekenſcheins an. Was ihn dazu bewogen, Niemand weiß es. Seine Kaſſen waren immer gefüllt; er war bis auf jene Sonderbarkeiten, deren mögliche Koſten er aber wohl berechnete, der genaueſte Wirth; ſeine Rechnungen waren ſtets pünktlich bezahlt, und von außerordentlichen Bedürfniſſen und Leidenſchaften wußte man Nichts. Es bleibt noch heute zweifelhaft, ob die Ahnen, die ihn zur Aufrichtung des Bußetempels für die Manen der erſchlagenen Heiden antrieben, es ihm auch zur Pflicht machten, Schulden auf ihre Güter aufzunehmen, damit er auch darin au niveau mit ſeinen Standesgenoſſen bleibe. Verbürgen will ich es nicht, aber die Sage geht, daß man bei ſeinem Tode die 50,000 Thaler unangerührt in ſeinem Kaſten fand.

Jede Wirthſchaft eines alten Junggeſellen liefert ihre komiſchen Züge. Auch von der des Grafen wußte man Viel zu erzählen, Wunderlichkeiten, welche ſich nicht durchaus mit ſeinem ariſtokratiſchen Syſteme vertrugen. So will man haben, daß er aus dem alten Familien-Tiſchzeug ſich ſeine Hemden anfertigen ließ; denn es läge ſonſt unnütz da. Gewiß iſt, daß er keine andern Taſchentücher brauchte, als die Servietten. Auch durfte keine davon in die Wäſche, als bis ſechs Dutzend ſich auf ſeinem Sopha geſammelt hatten. Er war, wie geſagt, kein Menſchenfeind, aber hatte ſo gut wie keinen Umgang. Deſto liebevoller erwies er ſich gegen die Wenigen, denen er einmal ſein Vertrauen geſchenkt, und, beſonders herzlich gegen Kinder, war es ihm ein großes Vergnügen, von ihnen ſich ſchaukeln zu laſſen. Er liebte es nach ſeinem Ausdruck, wie eine Bombe in ſein Haus zu fallen, um ſeine Leute kennen zu lernen. Aber einige ſeiner Leute kannten ihn beſſer, als er ſie. Zum Beiſpiel ſein Kutſcher, den er wenigſtens zehnmal fortgejagt, und der doch immer wieder in ſeinen Dienſten ſich fand. Johann pflegte, wenn der zornige Herr ihm die Thüre gewieſen, in die Schenke zu gehen, und beim Glaſe Jeden zu verſichern, der es hören wollte: „Der

Graf kann ohne mich nicht leben!" Und so schien es wirklich. Johann war einmal nach einer solchen Ausweisung über einen Tag fortgeblieben. Der Graf ließ während dieser Zeit seine Pferde nicht füttern; er behauptete, Johann allein verstände mit den Thieren umzugehen. Als der aber durchaus nicht zurückkam, wie er doch sonst pflegte, ließ er seine ganze Dienerschaft beritten ihm nachsetzen. Sie fanden ihn leicht, und brachten ihn zu seinem Herrn. „Aber Johann, warum blieb Er so lange fort!" lautete der Empfang aus dem Munde Dessen, der ihn fortgejagt. „Ich wußte ja doch, Herr Graf würden nach mir schicken!" antwortete der Kutscher, und damit war die Sache abgethan, und das vorige Verhältniß trat wieder ein, als wäre Nichts vorgefallen.

Wenn er nicht zu Fuß ging, so fuhr der Graf gewöhnlich auf einem Leiterwagen. Reiten war nicht seine Passion, auch waren seine Thiere zu wohl gefüttert, um gute Reitpferde abzugeben. Aber er ritt an einem stürmischen Herbsttage, ich weiß nicht wohin, trotz Wind und Regen, in dem uns bekannten Kostüm. Der Reiter allein hätte ein vortreffliches Genrebild gegeben, aber die Szene, die nun folgte, läßt bedauern, daß kein Mahler sie belauscht. Aber Keiner im Lande, der sie nicht in allen Details kennt, und sein größtes Vergnügen darin findet, sie zu beschreiben. Der Regen hatte die Straße zerrissen; ein wenn auch nicht tiefer, doch breiter Wasserstrom trennte die Seite des Grafen von der entgegengesetzten, und er hielt, unschlüssig, ob er mit seinem Pferde durchreiten sollte, als er drüben ein altes Weib in derselben Bedrängniß, oder vielmehr in einer noch größern sah, denn sie war nicht zu Pferde, und trug auf dem Rücken eine große Last Reisig. Barfuß versuchte die Alte durchzuwaten, aber sie mochte dem Wasser nicht trauen, und jammerte laut, denn sie mußte nach Haus, und dazu goß es jetzt wieder in Strömen. Der Graf, der denselben Regen ohne Schirm und Mantel aushielt, gefiel sich doch, eine Viertelstunde mit ihr eine Unterhaltung zu pflegen, deren Inhalt uns folgendermaßen authentisch angegeben wird: „Alte, was greint Sie denn so?" — Herr Graf, ich kann nicht 'rüber. — „Warum kann Sie denn nicht 'rüber?" — Das Wasser ist zwischen. — „So, so. Woher mag denn das Wasser kommen?" — Es regnet, Herr Graf. — „So, so. Wird's noch lange regnen?" — Das weiß ich nicht, gnädiger Herr Graf. — „So, so. Ja, es regnet." — Ach ja, Herr Graf, es regnet recht sehr. — „Sie ist wohl schon naß?" — Das ginge schon, Herr Graf, wenn ich nur 'rüber wäre. — „So, so. Muß Sie denn 'rüber?" — Ja, Herr Graf, sie warten auf mich. — „So, so. Wie wird Sie denn 'rüber kommen?" — Das weiß ich nicht, gnädiger Herr Graf. — „So werde ich Sie

wohl 'rüber holen müssen." — Damit trieb er sein Pferd durch die Flut, und drüben angelangt, hieß er die Alte hinter ihm aufhocken. Aber eine neue Schwierigkeit: die Frau hatte wohl hinter ihm Platz, aber nicht ihr ungeheures Reisigbündel, von dem sie sich nicht trennen wollte. „Ja, was machen wir da?" — Das weiß ich nicht, gnädiger Herr Graf. — „Da werd' ich's wohl vor mich nehmen müssen." — Wer mahlt das Bild: Sturm und Regen, eine schäumende Flut, ein wohlgenährter Gaul, der rauchend durchwatet, und auf ihm der Aristokrat, der ein mächtiges Holzbündel umfaßt, und hinter ihm ein altes Bauerweib, mit den Armen seinen Leib umschlingend. — Beschenkt entließ er sie, um noch einmal, aber jetzt in eignen Angelegenheiten, das Wasser zu passiren.

Ein Moment in seinem Leben ist dunkel. Er ist nie verheirathet gewesen, aber einmal, verlautete es, sey er auf die Freite geritten. Das Gerücht sagt Nichts von einer Leidenschaft des Herzens, sondern von einer standesmäßigen Passion; er habe sein altes Wappenschild mit einem noch ältern, das eine Fürstenkrone beschattet, verbinden wollen. Da ward eine prachtvolle Equipage angeschafft, vier herrliche Rosse davor. Seine Hoffnung schlug fehl. Von einem Korbe wollen Viele wissen, aber die Hand, die ihn gereicht, blieb unsichtbar. Wenn es die Schöne, Hohe selbst war, so hat ihren Geschmack vielleicht der Umstand verletzt, daß der Kutscher auf dem hohen Bocke nicht mit dem Wagen und den Rossen in Uniform war. Der Graf hatte nicht für gut befunden, Johanns graue Jacke mit einer Livery zu vertauschen. Von diesem Ereigniß wird seine Menschenscheu datirt. Die Equipage kam unter den Schuppen, die Pferde in den Stall. Sie wurden, wie die heiligen Rosse der Germanen, gefüttert und überfüttert, aber nie mehr zu profanen Dingen benutzt. Sie sind in ihrem Fett erstickt.

Wenige Jahre vor seinem Tode trat ein Umschlag in der Lebensweise des Aristokraten ein. Human immer, wurde er jetzt menschlich. Er floh nicht mehr, er suchte die Gesellschaft. Früher, wenn er zur Stadt kam, in Kneipen und Weinhäusern absteigend, miethete er jetzt eine standesmäßige Wohnung. Er trug sich elegant, besuchte Gesellschaften und Bälle. Doch hing seine hagere, blasse Gestalt seltsam genug in der prachtvollen rothen Uniform, daß man ihn füglich mit einem wandernden Kleiderstock vergleichen konnte. Von je an ein vollendeter Gentleman gegen Damen, wurde er jetzt gegen Alle höflich, ja zuvorkommend. Besonders gern präsentirte er seine kleine goldne Dose, die er von einer hohen Fürstin erhalten, und es bedurfte nur

einer leisen Aufforderung, um die Geschichte der Schenkung aus seinem Munde zu hören.

In ihm starb ein sehr edler Mann, und ein Wohlthäter seiner Gegend. Auf seinem Paradebett, und das war seine letzte Sonderbarkeit, ließ er sich in seinem Maltheserhabit, mit sämmtlichen Orden auf der Brust, auslegen. Sein Testament war freilich auch eine Sonderbarkeit, aber es datirte von früher, und steht im nächsten Zusammenhang mit seinen aristokratischen Ansichten und seinem humanen Gefühle. Seine reichen Güter sollten durch keine Theilung zersplittert werden, sondern Einer aus der Familie Macht und Ansehen erben. Aber er wollte nicht diesen Einen wählen, das Loos sollte daher entscheiden. Vier Neffen zogen die vier Loose; der Eine wurde der glückliche Erbe, die drei übrigen gingen leer aus.

Der Plebejer.

In der Stadt, von welcher ich sprach, spielen die Straßenbrunnen eine bedeutende Rolle. Hier versammeln sich die Dienstmägde beim Schöpfen und Spülen, und besprechen und berathen Familien- und Stadtangelegenheiten. Jedes Gerücht, das Morgens durch die Konditoreien, Mittags durch die Restaurationen, und Nachmittags durch die Kaffeezirkel läuft, um fertig ausgebildet Abends in der Gesellschaft aufgenommen zu werden, hat an diesen Brunnen seine Quelle. Jede Köchin bringt das Neuste von Zank und Gestank aus ihrem Hause, um es auszutauschen gegen die Neuigkeiten aus den andern Häusern. Der Markt ist stets belebt, es fehlt weder an Waare noch an Käufern; am gesuchtesten bleiben natürlich die skandalösen Novitäten, und mancher Familie guter Leumund wurde an diesen Brunnen rein weggewaschen. Ein Wink für die städtische Polizei, ob es nicht gerathen sey, die Bürger zu zwingen, Privatbrunnen in ihren Höfen zu graben. Wenn es sich auch nicht ändern läßt, daß alle Hausbewohner aus Einem Brunnen schöpfen, und der ist oft ein unreiner, so ist es doch besser, als solche öffentliche Brunnen, wo alle Welt das Wasser aus Einer Quelle trinken muß, und Jeder das Seine zuthut. Zwar versichern Unterrichtete, wenn es dazu käme, würden alle weibliche Dienstboten ihren Herrschaften kündigen, denn es ist ein uraltes Gewohnheitsrecht in dieser Stadt, am Brunnen zu plaudern, und davon kann sie Nichts abbringen, auch

nicht die Blicke und die Stimme ihrer Herrschaft, wenn sie diese Assembleen aus dem Fenster belauscht.

Aber die Köpfe fahren plötzlich auseinander, wenn ein Einwohner dieser Stadt die Straße heraufkommt. Ein rieselndes Gelächter empfängt ihn, und ein schallendes tönt ihm nach, wenn er den Rücken gewandt. Man denke sich einen großen Mann, starkbäuchig, mit einem plumpen, gemeinen Gesichte; um es zart auszudrücken, die Grazien hatten nicht an seiner Wiege gesessen. Kopf und Körper hinten übergebeugt, den Bauch etwas nach vorn, mit den Armen weit ab vom Leibe in der Luft schlenkernd, schritt er breitbeinig einher, — wie er zu meinen schien, einen vornehmen Gang. Aber es paßte Nichts an ihm zum vornehmen Manne; am wenigsten sein ungeschickter sandfarbiger Rock, und Hosen und Weste vom gleichen Stoffe. Sein Hut aber, und der ist berühmt, war ein Musterstück von einem verschossenen, abgegriffenen, und eingedrückten Filze. Er saß ihm in der Regel so auf dem Hinterkopfe, als die Schauspieler in der Komödie betrunkene Handwerksburschen darzustellen pflegen. Daß eine solche Gestalt nicht ihrer Reinlichkeit wegen auffällt, braucht kaum angedeutet zu werden. Doch war es nicht die Erscheinung allein, welche das Aufsehen erregte. Herr Perleberg — so nennen wir ihn, um den wahren wohlbekannten Namen, der einige Aehnlichkeit mit diesem hat, zu maskiren — war ein öffentlicher Charakter der Stadt, einer, wie sonst jede Stadt deren aufzuweisen hatte; ein Mann von grimmigem Ernste, und der doch das Unglück hat, die Zielscheibe des Spottes der Straßenjugend zu seyn. Gewöhnlich waren sonst Frauen zu diesem traurigen Looſe bestimmt, die Puppen oder Vogelscheuchen des Pöbels zu seyn, wie uns ja die alten Pfefferkuchenformen noch hie und da das Andenken und die Figuren solcher weiblichen Volkscharaktere aufbewahren.

Jedermann in der Stadt kannte Herrn Perleberg; die Augen Aller richteten sich unwillkührlich auf ihn, wo er erschien; die Dienstmägde sahen wir lächeln und lachen; aber für die Kinder war er ein Gegenstand der Lustbarkeit, und doch zugleich ein Knecht Ruprecht. Knaben und Mädchen liefen ihm nach, je mehr ihrer waren, um so lauter ziſchend, lachend, mit dem Finger auf ihn weisend. Je schneller er ging, um so muthiger waren sie hinter ihm her; aber wenn er sich einmal umwandte, so nahm auch das ganze wilde Heer Reißaus, und nicht ohne Grund; denn wehe Denen, die er erhaschte. Da schützte nicht Jugend und Geschlecht, und man hat gesehen, wie er ein hübsches junges Mädchen, das er aus dem Haufen herausgriff, auf offener Straße für ihren Muthwillen abzüchtigte. Die Stadt ist bergigt; im Winter ist es das

Vergnügen der Straßenjugend, mit kleinen Rutschschlitten die abschüssigen Straßen hinunter zu fahren. Herrn Perleberg's breiter Gang reizte zu den Versuchen, zwischen seinen Beinen mit dem Schlitten durchzuschießen. Zuweilen glückte es, zuweilen fiel der Unglückliche dabei auf's Pflaster; jedesmal aber gab es unendliche Lustigkeit, Wuth und Aufruhr. Einmal nur gelang es dem Beleidigten, nicht den Uebelthäter selbst, aber doch seinen Schlitten zu greifen. Er schwang ihn auf den Rücken, und ging gravitätisch mit dem erhaschten **corpus delicti** seines Weges. Vergebens baten, drohten, weinten die Knaben, ihn rührte Nichts; auch nicht das Gefolge, was sich bei jedem Schritte mehrte, und ihn durch die ganze Stadt bis an seine Hausthüre begleitete. Auch hier ließ er sich nicht erweichen, und nahm seine Beute ruhig in seine Wohnung, ohne sie jemals wieder herauszugeben.

Indem ich das Bild meines Plebejers entwarf, habe ich ein Versehen begangen. Ich schilderte nur, wie er aussah, nicht wer er war, und Das möchte der Wirkung Eintrag thun. Wäre er nur ein schmutziger Straßenläufer gewesen, so wäre auch der Gassenauflauf in der Ordnung, und der Schlitten auf dem Rücken nichts Außerordentliches. Aber Herr Perleberg gehörte Geburt, Stand, Vermögen, und, wenn man will, auch der Bildung nach nicht zum Pöbel. Er war Kaufmann gewesen, und lebte, ein wohlhabender Mann, von seinen Renten. Man weiß keinen so bestimmten Grund für seine Sonderbarkeiten, als für die Farbe seiner Kleidung. Um von einem bösen Schuldner Befriedigung zu erhalten, hatte er in seiner Jugend viele Stücke sandfarben Tuch als Zahlung annehmen müssen, und trug nun sein Leben hindurch an seiner Schuld; ja, wenn er Nachkommen gehabt, vielleicht wären noch einige Generationen testamentarisch von ihm verpflichtet worden, gelb und braun durch die Welt zu laufen. Der Fluch der Schuld ist, dünkt mich, von dieser Seite noch von keinem fatalistischen Dichter aufgefaßt worden.

Herr Perleberg haßte alles Exklusive; er war ein spießbürgerlicher Demokrat, und seine Reden gegen den Adel klangen recht ernsthaft, wenn man nur nicht über den Redner selbst hätte lachen müssen. Seine vermeintlichen Rechte vertheidigte er aber wie der strengste Aristokrat, und nicht allein gegen die Straßenjugend, sondern gegen Jedweden, der sie ihm zu beeinträchtigen schien. Zwei seiner Prozesse erlangten Berühmtheit, und sie leben noch jetzt im Gedächtniß unter den Namen: der Katzenprozeß und der Hutprozeß. Es wird Jedem begreiflich seyn, der Etwas von unsers Sonderlings Lebensweise kennt, daß er kein angenehmer Miether für eine reinliche Wirthin war. Aussprechen läßt sich nicht Alles, Vieles andeuten, wenn wir sagen: Herr Perleberg

betrachtete sein Zimmer als sein Dominium, wo er befugt sey, Alles zu thun und zu lassen. So stand in der Mitte dieses Zimmers ein gewisses Möbel, auf welchem er stundenlang sich erholte, hier Zeitungen und Bücher las, und selbst durch kein Klopfen sich stören ließ, sondern in der harmlosesten Ruhe seine Besuche empfing. Er aber ließ sich stören durch den äußerst unsittlichen Lebenswandel einer Hausbewohnerin, der dem keuschen Sinne des alten Junggesellen vielen Verdruß bereitete. Es war nämlich eine Katze, welche die Besuche ihrer Liebhaber auf dem Dache unter seinem Fenster in jeder Nacht empfing. Da aber die Zahl der letztern unbillig groß war, und einige derselben natürlich abgewiesen werden mußten, so gab Dies zu Auftritten Veranlassung, die jedes Gefühl, besonders aber das Ohr Eines, der schlafen will, beleidigen mußten. Vergebens hatte Herr Perleberg sich bemüht, der Hauskatze sittliche Regungen beizubringen, wozu er Stimme und Stock gebrauchte; als aber alle Vorstellungen Nichts fruchteten, hatte er zum letzten Mittel gegriffen, und in einer finstern Nacht verstummten plötzlich die Töne der Liebe und der Leidenschaft. Am grauenden Morgen fand man die Unglückliche todt im Hofe. Die That wurde ruchbar; das Katzenkonzert blieb zwar stumm, aber ein ganz anderes erhob sich im Hause, und demnächst ein furchtbarer Prozeß beim Stadtgerichte. Ob es Herrn Perleberg gelungen, bei der Kriminalunterſuchung den auf ihm ruhenden Verdacht auf die minder begünstigten eifersüchtigen Kater abzuwälzen, ist uns nicht bekannt; gewiß ist nur, daß es der Wirthin nicht gelang, den lästigen Miether los zu werden. Nach den statutarischen Rechten der Stadt war ein Katzenmord kein Grund, um einen Miethskontrakt zu lösen. Die Wirthin in ihrer Verzweiflung griff auch zum letzten Mittel. Ueber dem Miether wohnend, bohrte sie durch Diele und Decke kleine Löcher gerade über dem Bette ihres Miethers, und ließ dadurch allerlei Flüssigkeiten hinunter sickern. Herr Perleberg wurde allerdings dadurch unangenehm berührt, aber er wußte sich zu helfen: er rückte sein Bett an die andere Wand. Doch die Löcher in der Decke und der nächtliche Sprenkelregen folgten ihm auch hierhin; auch an einen dritten, vierten Ort. Endlich, als seine Decke wie ein Sieb war, und er nirgend mehr ein trocknes Lager im Zimmer fand, wich er der Macht über ihm, und zog aus.

Herr Perleberg beschäftigte sich nicht mit der Kunst, aber die Kunst beschäftigte sich mit ihm. Es gibt einen geschickten Modekonditor in der Stadt, der in Kraftmehl und Zucker ihre ausgezeichneten Bewohner zu porträtiren versteht. Einst fand unser Charakter sich in unläugbarer

Porträtähnlichkeit auf dem Tische des Kuchenbäckers. Vergebens bewies der Konditor, daß die Bildsäule nur eine Konzeption der Phantasie wäre; Herr Perleberg bewies, es sey ein Nachdruck der Wirklichkeit. Die Gesetze über das geistige Eigenthum waren damals noch nicht erlassen, und zuweilen ist Selbsthilfe mehr an ihrer Stelle, als der zweifelvolle Ausgang eines Prozesses. Also ergriff der Beleidigte sein Konterfei, zerdrückte es, und warf es dem Künstler vor die Füße. Auch dieser muß es, trotz der schreienden Gewaltthat, nicht für gerathen gehalten haben, sein Recht zu verfolgen, wenigstens entstand darüber kein Prozeß. Aber der Auftritt hatte so viel Komisches, daß die anwesenden Gäste auch ihrerseits sich gedrängt fühlten, dem Lustspiel noch einen letzten Akt anzusetzen. Als Herr Perleberg im Zorn den Hut auf den Kopf drückte, merkte er nicht, daß man ihm verschiedene Baisers und flüssige Konfitüren hineingethan. Erst als er die Thüre hinter sich zugeschlagen, und der Schweiß, der in ungewöhnlicher Dicke ihm über Stirn und Wangen rann, sogar milchweiß auf seinem Taschentuche sich ihm zeigte, brachte ihn das schallende Gelächter aus dem Laden zur Erkenntniß. Den Auftritt, welcher nun folgte, vermag meine Feder nicht wiederzugeben. Seltsamer Weise hing er aber den wohlbekannten Uebelthätern keinen Injurienprozeß an, sondern stellte eine Klage wider sie an auf Schadenersatz wegen des ruinirten bewußten Hutes, wobei der Taxator gewiß in größere Verlegenheit gerieth, als der Richter.

Herr Perleberg war ein Mann, der die Freiheit liebte, und nicht die bürgerliche allein, der er in andern Verhältnissen vielleicht Opfer gebracht, über welche die Welt gestaunt hätte. Wir dürfen es wenigstens schließen aus einem heroischen Zuge, welcher allen Bewohnern der Stadt noch in der Erinnerung lebt. Er ritt eines schönen Tages auf einem Philistergaul, der *nicht* so schön war, zum Thore hinaus. Auf einem Anger sieht er Pferde, sein magerer Renner stöhnt unter ihm. Das rührt sein Herz. Plötzlich steigt er aus dem Bügel, entzäumt das Pferd, gibt ihm mit der Gerte einen Schlag, und ruft: „Du sollst auch einmal deine Freiheit genießen.“ Zaum und Zügel unter dem Arm, ist Herr Perleberg in die Stadt zurückgekehrt; was aus dem Pferde und dem Philister geworden, davon schweigt die Geschichte. Wenigstens kein Prozeß, denn von dem hätten die Mägde am Brunnen erzählt.

Ein leiser Zweifel überschleicht mich bei Durchlesung dieser Zeilen, ob mein Plebejer nach den hier geschilderten Zügen auch Bedeutung genug habe, neben meinem Aristokraten als Genrebild zu stehen. Aber

ein Zug ſeines Lebens macht ihn würdig. Ich weiß nicht, wo die Gegenwart an heroiſcher Größe etwas Aehnliches bietet. Herr Perleberg reiste auf eigne Hand nach Rom, und zugleich auf eignen Füßen. Das Ziel der großen Fußwanderung lag vor ſeinen Augen. Er ſah die Kuppeln und Obelisken, den Vatikan und St. Peter, römiſche Lüfte und römiſche Geſichter wehten und wallten ihm aus der Porta Populi entgegen. Da, einen Schritt vom Thore, machte er Halt, ſprach: Perleberg, der Menſch muß ſich zu bezähmen wiſſen! kehrte um, und trat ſeine Rückreiſe an, ohne nur noch einen Blick auf die ewige Roma zurückzuwerfen.

Eduard Duller.

Trier und Luxemburg.

Von

Eduard Duller.

Sey mir nach langer Trennung gegrüßt, ehrwürdige alte Treviris! Das Herz geht mir weit auf, da ich deine ſtattlichen Thürme wieder ſehe, und die wohlbekannten Glockentöne mich wieder mahnen: „Hier naht man der heiligen Stadt!“ Ja, nicht Köln allein kann ſich des Beinamens: „heilige Stadt“ rühmen; in goldnen Lettern prangte einſt auf deinem Neuthor, o Trier, unter den Steinbildern des ſegnenden Heilands, St. Peters, und St. Eucharius die Schrift: „**Sancta Treviris!**“ und drüber ſtand der fromme Wunſch: „**Trevericam plebem dominus benedicat et urbem!**“ Zwar haben diebiſche Hände die ſchimmernden Lettern ausgebrochen, aber noch ſtehen die Heiligen ſegnend und ſchützend über dem Thore; noch wallfahren die gläubigen Pilger Lenz für Lenz in die Kirche der weiland Abtei St. Mathias hinaus; noch rauſcht aus den hohen Wipfeln der Bäume um St. Paulin die Legende vom Martertod der erſten Chriſtengemeinde Trier's, des Konſuls Palmatius und der thebäiſchen Legion; auf jedem Weg und Steg findet die Andacht noch helle Spuren der religiöſen Tradition, gleichwie der Wanderer am Strande auf dem unermeßlichen tiefdunkeln Meeresſpiegel am Abend leuchtende Streifen, wie Fäden eines goldnen Gewebes,

ausgespannt sieht, während die Sonne ihr Antlitz mit dunkeln Schleiern umhüllet, und die Segel am äußersten Rande gleich weißen Möven sich wiegen.

Im Duft und Schmelz der Legende stand das heilige Trier schon vor meinen Geistesblicken, als ich noch ein Knabe war und mich in Wien nirgends so wohl und heimisch fühlte, als bei Beginn der Mondnacht im Riesenschatten des Stephansthurmes, wenn die steinerne Welt im falben Licht lebendig wurde, wenn ich von der Spitze des ausgebauten Thurmes das bleiche, tiefgefurchte Antlitz des alten Meisters sich auf mich herabneigen, und den Gesellen in wilder Hast von Giebel zu Giebel hinanklimmen sah, bald hinter ihm, bald vor ihm, und bald über ihm den Bösen. Damals rauschten alle verwandten Sagenklänge in meine Mährchenwelt hinüber, und ich umklammerte jenen ungeheuern Riß und Bruch des Göttlichen und Menschlichen, jene eingebildete Kluft zwischen beiden, welche das Mittelalter nur durch eine dritte Welt, durch die dämonische, ausfüllen konnte, mit solcher Knaben-Lust und Kraft, über die man später als Mann lächeln würde, wenn man seiner Kindheit überhaupt anders als mit Wehmuth gedenken könnte.

Es war die Sage von dem sogenannten „Teufelsstein" vor'm Dom in Tier, die damals zuerst eine Sehnsucht nach dieser „heiligen Stadt" in mir erweckte, — eine Sage, die sich bei so manchen großen Bauwerken des Mittelalters in den wunderlichsten Varianten (die Travestie mit eingeschlossen) wiederholt. Der Baumeister habe verzweifelt (so lautet die Sage), den Dombau mit eigener Kraft zu vollenden, und habe deßhalb den Beistand des Bösen gebraucht, dem er vorgespiegelt, er wolle ein Haus der argen Lust erbauen. Und als nun der Böse endlich erkannt, daß ihn der Meister betrogen, so habe er im Grimme eine Granitsäule niedergeschleudert; die sieht man noch heutzutage geborsten vor einer Pforte des Domes liegen. Ich wußte damals noch Nichts von Trier's Römerzeit und dreifachem Pflaster, von seinem Amphitheater und seiner **porta Martis**, von seiner Belagerung durch Franz von Sickingen und von seinem edeln Weihbischoff Hontheim. Mehr als Dies Alles fesselte mich, nachdem der leidige Böse Trier einmal in meine phantastische Erdkunde förmlich eingeführt hatte, eine flüchtig gesprochene Ueberlieferung, welche ich wie ein Juwel festhielt: die Nachricht vom Rocke Christi, welchen die heilige Maria gewebt, und welcher mit dem erwachsenden Heiland zugleich wunderbar gewachsen sey; dieser Rock wird im Dom zu Trier aufbewahrt (so hörte ich), und den Gläubigen je zu Zeiten feierlich gezeigt, und viele Tausende strömen dann in die heilige Stadt, um des Gnadenschatzes theilhaft zu

werden, der sich bei solchem seltenen Anlaß wie fruchtbarer Regen über sie ergießt. Ich gesteh's gern: mit voller Inbrunst des jungen Herzens hing ich damals an den Glaubenslehren der katholischen Kirche, in deren Schooß ich herangewachsen war; alle Vorstellungen, welche sie erschaffen oder geheiligt hatte, umgaben meine Kindheit wie ein ungeheurer Wald erhabener Bäume voll farbiger, süßduftender Blütendolden, die, an langen, vielfach verschlungenen Ranken vom grünen Blätterdach herabzitternd, über mir schwebten; an den Rändern der Stämme brachen sich die Sonnenstrahlen, das zarte Laub dazwischen war durchsichtig, wie Edelstein, auf jedem Zweige sangen prächtig gefiederte Vöglein, bald hell, wie Silberglockenklang, bald so ernst und schaurig, daß mir das Athmen verging; hie und da öffnete sich eine Lichtung im Dickicht zu reizenden Irrgängen, und trat ich hinein und wandelte drinnen fort, so fühlt' ich mich gefangen und war es gern. So recht aus Grund der Seele betete ich Christum als Gott an, und seine jungfräuliche Mutter als Königin der Himmel, und dennoch war mir der Heiland so ganz Mensch, und Maria so ganz blos Mutter, als wären sie beide meines Gleichen; ich fühlte es tief und warm in mir, als ob sie Alles mit mir empfänden, und doch mußt' ich ihnen in stiller Nacht wieder Alles sagen und vertrauen, was ich auf dem Herzen trug, alle jene tausend kleinen Sorgen, die ein Kind oft um die geringste Kleinigkeit der nächsten Stunde, des nächsten Tages hat, so wie alle jene tausend großen Hoffnungen auf eine reiche Zukunft, die in einer engen Knabenbrust so viel Platz haben, und so wenig Platz in der weiten Welt. Dies kindliche Vertrauen, das auch in Greisenherzen kindlich bleibt, ist wohl der süßeste Duft im Kelch jener Wunderpflanze des Katholizismus, die um so höher in den Himmel hineinwächst, je tiefer sie ihre Wurzeln hinabsenkt in die Menschenbrust. Diese reinmenschliche Auffassung und Darstellung des Uebersinnlichen, welche das Gemüth so ganz und gar umfriedete, und der regen Einbildungskraft noch immer einen so weiten Spielraum ließ, war der Zauber der Poesie, der mich an den Katholizismus fesselte. Die unsichtbare Welt des Glaubens war das Paradies meiner Kindheit; ich mußte es verlieren, als ich den Baum der Erkenntniß fand. Die goldne Mährchenwelt der Kindheit verschwand, wie jene alten Städte in den Meeresgrund hinabsanken, über deren Thürmen und Zinnen jetzt stolze Kauffahrer dahin segeln. Aber noch lange nachher zogen leise Glockentöne der verschwundenen Herrlichkeit in die Träume des Jünglings, und die Sehnsucht bebte in mir fort, wie ein Nachhall erster Liebe.

So hatte ich mir denn aus Legenden ein idealisches Bild Trier's

erschaffen und es lange treu bewahrt, als ich nach manchen Kreuz- und Querfahrten diese Stadt endlich wirklich vor mir sah. Meine religiöse Weltanschauung hatte jedoch indessen manchen Ballast über Bord geworfen; leicht und keck flog das buntbewimpelte Schiff auf den Wellen dahin. Ich hatte das Steuerruder führen gelernt, und freute mich, daß ich mich nicht mehr auf Lootsen zu verlassen brauchte. Das männliche Bewußtseyn gefiel sich nicht mehr in dem reizenden Spiel der Sinne, nicht mehr in jener idealen Gefangenschaft, in jenem blühenden und duftenden Labyrinth. Ich erkannte die Vernunft als neue Ariadne, die uns den leitenden Faden gibt, und dachte nur mit Schmerz, wie lange man sie auf Naxos ausgesetzt und die Landung auf diesem Eiland jedem Segler eben so streng verwehrt hatte, wie jene auf dem öden Strande von St. Helena. Kurz, die Stelle meiner buntschillernden Träume hatten Ideen eingenommen, und ich bekannte mich zu jener „streitenden Kirche", deren Säulen Wahrheit und Recht heißen, und von der ich hoffe, daß sie einst zur „triumphirenden" wird. Indem ich nun auf jenem Entwicklungsgange fortgeschritten war, hatte ich, wie es nicht anders seyn konnte, rechts und links viele Blüten abgestreift, die mich früher entzückt hatten; auch manchen Dornstich empfand ich, und oft mußte ich durch nackte Sandsteppen waten, die ich einst von ferne für wogende Saatfelder gehalten hatte. Was lag daran! Blieb doch der Himmel über mir immer derselbe mit seiner Sonne und seinen Sternen, diese ewige Wahrheit und dies ewige Gedicht! Fühlt' ich doch in jedem Sturm, wie in jedem Säuseln, den Odem des großen Dichters! — Sah ich doch auf jedem Blatt, das frisch aus der Knospe brach, wie auf jedem, das welk auf der Erde lag, die Schrift, die sein Finger darauf geschrieben! — Ahnt' ich doch in dieser ewig fortschreitenden „Weltpoesie" der Natur und der Menschheit — die ewig neue „Weltversöhnung." So durchaus verändert, entschieden, und entschlossen betrat ich Trier. Es war mir ein eigenthümliches Gefühl, als ich dort die religiöse Weltanschauung, in welcher ich in Wien erzogen war, vollkräftig, blütenreich, in innigster, unlösbarer Verbindung mit Geschichte und Nationalität wiederfand. Es war mehr, als der Gegensatz meiner eigenen widersprechenden Weltanschauung zu der in Trier seit Jahrhunderten ruhig und sicher herrschenden, — es war der Gegensatz meiner Vergangenheit und Gegenwart selbst, der mich überraschte. Zufrieden mit meiner Errungenschaft, blickte ich ohne Sehnsucht, aber mit Wehmuth auf Das, was ich einst wie ein Vermächtniß besessen; ich kam mir vor, wie ein Verschollener, der keinen Anspruch mehr an den Familiennachlaß hat, und der dennoch, wenn er nach langen Jahren

in's Vaterhaus heimkehrt, dieſe oder jene Reliquie des Vaters, die den Erben vielleicht gering und werthlos ſcheint, als ſein eigen betrachtet, nicht nach dem Buchſtaben des Rechts, ſondern nach dem ungeſchriebenen Recht des Herzens. So ging es mir mit einzelnen Bildern aus meiner erſten Weltanſchauung; ſie waren mir ſtehen geblieben, — wenn auch nicht auf dem granitenen Sockel des Dogma's, doch friſch und lebendig durch den Frühlingsodem der Poeſie, der ſie für alle Zeiten belebt. Die Blüten der Legende waren mir noch immer werth, inwiefern ſie nämlich rein menſchlich und poetiſch erſchienen, inwiefern ſie entweder eine höhere Idee gleichſam als leibliches Symbol umſchloſſen, oder inwiefern ein allgemein nothwendiges und gültiges Gefühl, einer ſtarken Quelle gleich, welche ſich durch alle Erdſchichten hindurch den eigenen Weg gebahnt hat, plötzlich an einer Stelle zu Tage kam, wo man es ſo wenig erwartet hatte, daß man aus reiner Verlegenheit oft zu einer Lüge ſeine Zuflucht nehmen mußte, um den mächtigen Drang der Naturwahrheit zu entſchuldigen; kurz, ein Farben-Grundton zu dem poetiſchen Bilde Triers war für mich da. An jene Legenden reihten ſich mir nun, wie Kinder Eines Vaters, wenn auch verſchiedener Mütter, die profanen Sagen, und zwiſchen alle trat die Geſchichte in die Mitte, welche ſie überragte. Die Geſchichte wirkte mir auf meinem Bilde Triers das Poetiſche erſt recht kräftig aus; ſie ſchärfte die Umriſſe, ſie hob das Licht durch ihre Schatten, das Einzelne durch die Gruppen, den reizenden Schein durch das Weſentliche des Charakters. Ich ſah die großartigen Denkmale der alten Kunſt, als Zeugen des früheren Glanzes, der einſtigen Herrlichkeit, — Grundveſten, auf denen der alte Nationalſtolz jetzt gebeugten Hauptes ruht, wie jener Jeremias auf den Trümmern des Tempels. Wie viel poetiſche Elemente liegen in dieſen Gegenſätzen von Vergangenheit und Gegenwart, von Glanz und Schatten, geſchichtlichen Gegenſätzen, wie man ſie bei wenigen deutſchen Städten in gleicher Intenſität finden mag! Eine großartige, reiche, und tief ergreifende Elegie! — Die friſche, unverdorbene Jugendkraft im Volkscharakter legte jedoch ein mächtiges Gegengewicht in die Wagſchaale. Ich lernte die Trierer kennen, und überzeugte mich, wie ihr innerer Fond ſie geſund und unverfälſcht erhält, wie ihre ſcharfausgeprägten Eigenthümlichkeiten im Laufe ſo vieler Jahrhunderte dieſelben geblieben ſind. Es iſt ſo viel urſprünglich Tüchtiges in ihrem Volkscharakter, daß ſich ein tüchtiger Menſch darüber nur freuen, ſich unter ihnen nur behaglich fühlen kann. Und nun noch das Bild der Landſchaft! Alle jene einzelnen Momente, das religiöſe, das geſchichtliche, und das pſy-

chologiſche, umfaßt die Natur harmoniſch im ſchönen, poetiſchen Rahmen. Ein breites Thal liegt wie ein üppiger Fruchtgarten vor meinen Blicken. Die ſchöne lotharingiſche Jungfrau Moſella durchwallt es langſam; gleich als wolle ſie dort am Abhange des Gebirges noch verweilen, welches ſich in's Thal hinein vorſchiebt und es zu ſchließen ſcheint, ſo wendet ſie ſich im weiten Halbkreiſe, um dieſes noch einmal zu erblicken und liebend zu umfangen. Gen Oſten, zur Rechten, ſteigen ſanfte Hügel empor, das ſind die letzten Ausläufe des Hundsrücks, bis oben hin mit Reben bepflanzt; aus dem grünen Weinlaub ſchimmert der helle Landſitz hervor; hoch oben winkt unter Bäumen das einfache Bethäuschen den Pilgern zu, welche den ſchmalen Stationsweg hinanwandeln. Weiter hinab der ſtattliche Bau der weiland Abtei St. Maximin, der Thurm von St. Paulin, Kürenz und ſein Schlößchen. Ich wende mich; da ſeh' ich jenen runden, rebenbepflanzten Vorberg, welcher die Mauerreſte des Amphitheaters verbirgt, und gegenüber vertieft ſich der Thalkeſſel, wo ſich einſt die Naumachie befand. Zunächſt daran öffnet ſich das enge, fruchtreiche Thal der Olevig, an deſſen Pforte ſich rechts der heilige Kreuzberg erhebt, einſt der römiſche Zirkus. Weiterhin ſteigt der breite Kirchthurm der geweſenen Abtei St. Mathias empor, dahinter gewahr' ich die Höhen des Matheiſerwaldes, und rechts hinab die Berge des Hintergrundes, in weichen Formen und mit ſanft geſchwungenen Umriſſen; ſcheint es doch, als wolle einer von dieſen grünen Nachbarn dem andern Platz machen, damit das Auge ſie alle recht überblicken kann; ſo ſcheiden ſich die Berge in Gruppen, und über allen ſchwebt der heitere Friede eines Idylls. Von dort her eilen der Moſel die raſche Saar, die blaue Sauer in die Arme; von dort her tritt ſie ſelbſt in's Trierſche Thal. Und nun gen Weſten! Da breitet ſich, dem Thurm von St. Mathias ſchräg gegenüber, die geſegnete Flur von Euren aus, und hebt ſich die ſanfte Halde hinan, oder, richtiger geſagt, wie ein bunter Teppich hängt ſie hernieder von dem bewaldeten Bergesrücken, aus deſſen kühler, dunkler Schlucht dort „Balduins Haus" hervorblickt, ſo recht als Ruheſitz eines alten Helden zu erkennen, der behaglich vom ſtillen Erker hinabſchauen mag auf die menſchenwimmelnde Stadt. Nun ſteigen die Abhänge des Eifelgebirges immer ſchroffer empor, — rothe Sandſteinwände, zu denen ſich die Rebenpflanzungen hinanſchmiegen; ſchöne Gruppen von ſchlanken Kaſtanienbäumen leih'n den kühnen Riffen und Maſſen einen ſüdlichen Charakter, während ich die alte ſteinerne Moſelbrücke und gegenüber die Vorſtadt Barbeln gewahre. Seht, dort hoch oben auf dem Markusberg, am ſteilen Rande ſteht die Einſiedelei,

deren Bewohner in seiner dunkeln Kutte eben den steilen Pfad herniedersteigt, um in der Stadt die heilige Messe zu hören; weiter hin am Saume des Bergrückens raget das alte Kreuz. Tiefer unterhalb winket Steinshäuschen, zwischen freundlichen Gartenanlagen halb verdeckt; jetzt gewahr' ich die Hütten, an und in die Felsen gebaut, längs des Wegs, der zu der Höhe führt; frohe Menschen ziehen den Pfad hinauf zu „Wettendorfshäuschen", welches dort jenseits des scharfen Thaleinschnittes auf der schroffen Felswand thront. Weiter hin windet sich die prächtige Heerstraße, die nach Aachen führt, den Berg hinan; Du bestaunst die kühn gesprengte Napoleonsbrücke, und wandelst Du dann unten am Saume der Mosel weiter, so verliert sich Dein Blick in der engen Schlucht, welche der stäubende Mühlbach durchtost; die Räder drehen sich, die Mühlen klappern, und unwillkürlich kommt Dir dabei eins jener Schubert'schen Lieder auf die Lippen, die so einfach, so innig vom Herzen zum Herzen klingen, oder Du erwartest, ob nicht Göthe's Müllerin auf den grünen Rasen heraustritt, oder ob Du sie wohl in der Laube entdecken kannst. Weiterhin schaut von einer hohen, breiten Kuppe, hinter welcher sich der steile Kockelsberg erhebt, „Weißhäuschen" in's Stromthal hinab. Von der Terrasse dieser schönen Villa beherrscht das überraschte Auge das ganze reiche Rundgemählde; zunächst am andern Ufer des Stromes ruht es auf den schönen Anlagen von Nell's Ländchen, auf St. Maria, dicht am Saume des Wassers, und auf jenem Garten, wo „die Saat von Gott gesät, am Tage der Garben zu reifen," im Schoos der Muttererde geborgen liegt; weiter hinten auf Kürenz, St. Maximin, und St. Paulin. Jetzt entfaltet sich die Stadt in ihrem ganzen Umfang, welcher sich scheinbar vergrößert, weil sie mit ihren Vorstädten gleichsam ein Ganzes vorstellt; aus dem Labyrinth der grauen Schieferdächer, aus dem Grün der Alleen ragen der alte Römerbau, die porta Martis majestätisch empor, und der ehrwürdige Dom mit seinen vier Thürmen, und dicht daran die Liebfrauenkirche, dann die hohe Mauer des sogenannten „römischen Pallastes" (eigentlich einer römischen Basilika), und der Thurm von St. Gangolph. Vorne an der Mosel liegen die freundlichen Häuser der Vorstadt Zurlauben, die Gebäude von St. Martin, das Zollgebäude und die Krahnen, tiefer hinein der Thurm von St. Paul, und noch weiter hinten wieder der von St. Mathias, und wenn das Auge über die Auen der Moselinsel schweift, gewahrt es wieder die Brücke, deren basaltene Pfeiler seit so vielen Jahrhunderten, der Macht der Elemente zum Trotz, noch so gewaltig dastehen, als wären sie von gestern. Welch' ein Bild, großartig und anmuthig zugleich, voll

Abwechslung, und dabei als Ganzes so abgeschlossen, wie nur immerhin der Genius eines großen, gereiften Künstlers es auffassen könnte! Wackerer Römer Ausonius, Sänger der **Mosella**, dein **gradus ad Parnassum** war der steile Pfad zu dieser Felskuppe, auf der ich jetzt stehe, und ihr „Touristen" von heutzutage, die ihr blos vom ewig jungen Vater Rhein zu erzählen wißt, kommt hieher, und fraget Euch, ob seine reizende Braut, die Mosel, nicht auch eines deutschen Liedes werth ist, so voll austönend, wie jenes: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben?"

Was mich betrifft, so bekenne ich: so schön sich das mährchenhafte Bild Triers im blauen Duft, im wunderbarsten Farbenschmelz vor meiner Knabenphantasie ausnahm, — es erscheint mir kalt und farblos im Vergleich zur Wirklichkeit.

Triers Geschichte! Verzeiht, meine Freunde, das ist eigentlich kein Stoff für eine flüchtige Skizze; es ist ein Stoff, der ernst und tüchtig behandelt seyn will, wie eine von jenen Römerbauten, welche ihr in Trier umwandelt, und aus deren versteinertem Kitt man heutzutage Säulen meißeln könnte. Eine Geschichte Triers verlangt gewaltigere Arme, als die meinigen, und sie hat solche unter den Trierern in der That gefunden. Da sind Männer voll eisernen Fleißes und voll goldner Vaterlandsliebe, denen keine Nachforschung zu langwierig, keine Berechnung zu schwierig, keine Vergleichung zu entfernt war; diese Männer haben wahrhaftig gethan, was nöthig und möglich war.

Aber was will denn nun der Cicerone neben ihnen? Er sagt ganz einfach: „Liebe Freunde, ich bin auch weit entfernt, mich für einen Cicero auszugeben. Ich wand're, wenn ihr's vergönnt, mit euch von einer zur andern Stelle, welcher die Geschichte ihr Siegel aufgedrückt hat; dann halte ich euch auf, und bitte euch: weilet mit mir; denn hier reden die Steine selbst, und es ist so schön, solchen Memnonstönen zu lauschen, es ist süß, sich dabei in alte Zeiten zurückzuträumen. Und so laßt uns froh die Spanne Zeit genießen, die uns Gott auf diesem schönen Fleck seiner Erde zu genießen gab! Laßt uns nicht ängstlich scheiden und sondern, wenn uns zwei Schwestern,

Geſchichte und Sage, zugleich denſelben Becher vollſchenken. Wohl, auf, ich bring' es euch!"

Den Marsberg hinan, meine Freunde! —

Auf dieſem runden Hügel, deſſen Umkreis aufgegraben iſt, wollen wir uns lagern. Wißt ihr, wer unter dem Hügel ruht? Ein heidniſcher Königsſohn aus dem fernen Morgenland, Trebetha mit Namen. Das war ein Sohn des Ninus, der in ur-uralten Zeiten über Aſſyrien herrſchte, und die ſtolze Semiramis zur Hausfrau hatte, das ſchönſte und gewaltigſte Weib auf dem Erdboden. Semiramis aber vertrieb ihren Stiefſohn Trebetha aus ſeinem väterlichen Königreiche Babylon, und Trebetha zog fort aus den Ländern des Aufgangs, und kam in's Abendland. Und ſeit er aus der Heimath gegangen war, gefiel ihm kein Land ſo trefflich, wie dies geſegnete Thal; da ſteckte er ſeinen Wanderſtab in die Erde, und ſprach: „Hier iſt gut Hütten bauen," und legte den Grund der Stadt Trier, die ihr hier unten in ihrer Schönheit ſeht. Solches iſt geſchehen wohl über 1900 Jahre nach Erſchaffung der Welt, und 1250 Jahre, bevor die Stadt Rom erbaut worden. So meldet die Sage. Ich ſehe euch ungläubig lächeln; ihr blickt auf die ausgegrabenen Mauerreſte des angeblichen Heidengrabes; ihr erklärt dieſelben eher für Reſte eines runden Tempels! Ja, ſo meinten auch ſchon andere kundige Leute, meine Freunde! Doch ſteiget nur hinab in die Stadt. Noch heute könnt ihr auf dem „rothen Hauſe," das euch von außen durch ſeine alten Steinbilder und Zinnen, und von innen durch ſeinen guten alten Mosler überraſcht, die Schrift leſen:

„Ante Romam Treviris stetit annis mille trecentis.
Perstet et aeterna pace fruatur. Amen!"

Und genügt euch dies Zeugniß noch nicht, ſo wandelt in den Saal des Rathhauſes; da hängt ein altes Bild an der Wand, das man aufgefriſcht hat; die Schilderei weiſt euch treu und naiv, Zug für Zug, Alles, was ich euch erzählte. Im vollen Ernſt: lächelt nicht über jene Sage! Die Sage überhaupt iſt die weiche, bunte Schaale, in welcher der harte, unverwüſtlich fortzeugende Kern der Geſchichte geborgen bleibt. Und wißt ihr wohl ſo beſtimmt, ob ein kindlich ſinnenfreudiges Geſchlecht den Kern bewahren würde, wenn ihn nicht jene liebliche, lockende Schaale umſchlöſſe? Es würde ihn vielleicht längſt unbeachtet weggeworfen haben, unter Steine, wo er hätte verkommen müſſen, während es ihn heilig und theuer hält, weil der Farbenſchmelz auf dem Sammt ſeiner Schaale faſt immer ein Reflex ſeiner eigenthümlichen Farbe iſt, woran es ſein Allereigenſtes erkennt.

Das iſt jedenfalls gewiß, daß man, wenn man die Wahrheit über Urgeſchichte einzelner Völker oder Volksſtämme ſucht, oft weit ſicherer geht, die Sage zu erforſchen, als ſich in jenes Labyrinth von Hypotheſen einzulaſſen, welches ältere Gelehrte im Schweiß ihres Angeſichts ausgewühlt haben; iſt man in die tiefſte Tiefe eines ſolchen eingedrungen, ſo läuft man meiſtens Gefahr, mit dem Kopf wider eine verſteinerte fixe Idee zu rennen. Drum, meine Freunde, heute Nichts von Kelten als Ureinwohnern dieſes Thals, über dem die Sonne jetzt ihre volle Pracht ausgegoſſen hat. Ich halte mich an die Trevirer; was kümmert uns heute jener Urſtamm, der im Zwielicht der Ueberlieferung noch hinter den Trevirern liegen mag? Und die Trevirer waren Deutſche, und die Deutſchen waren bieder und treu, gaſtfrei und fromm; und das ſind ja die Trierer auch noch heute. Urſprünglich freie Männer, hatten ſie ſpäter mit den Römern ein Bündniß geſchloſſen; aber die alte Freiheitsluſt fühlte bald das drückende Uebergewicht, und Induciomar, ein Mann von altem Schrot und Korn, trat muthig den Römlingen und Römern gegenüber. Ein großer Entſcheidungskampf begann; da ward der ganze Stamm der tapfern Eburonen aufgerieben, da wurden die Trierer beſiegt. Füllt die Gläſer, meine Freunde! Dem Andenken der alten Freiheit!

Und wie die Tropfen den Gläſern entſtürzen, ſo laſſet uns denken: Jahrhunderte ſind's, die entrollen. Wie klug ſuchte der weltherrſchende Römer ſeinen Beſitz ſich zu ſichern. Römiſche Landeseintheilung, römiſche Geſetze, römiſche Beamte, und — eine römiſche Kolonie in Trier! Gallier und Belgier erhalten das römiſche Bürgerrecht. Halt, luſtige Zecher, einen Augenblick halt! Dünkt es mich doch, ich hörte dort unten an der Moſelbrücke abermals das Toſen eines Freiheitskampfes; ich ſäh' römiſche Legionen ſchon wanken vor deutſchen und galliſchen Schwerteshieben. Das iſt der wackere Bataver Claudius Civilis, das ſind die Trierer unter ihren kühnen Häuptlingen Tutor und Claſſicus; ſchon haben ſie das Römerlager genommen, die Brücke beſetzt; aber grimmig treibt Cerialis, der erprobte Römerfeldherr, die Seinigen auf's neue in den Kampf, die einundzwanzigſte Legion entſcheidet ihn; die Deutſchen fliehen, und ihre Leichen hemmen die blutgefärbte Moſel im Lauf.

Zeiten dahin, — und hell wird's vor meinen Augen. Der römiſche Adler entfaltet ſeine rauſchenden Schwingen über dieſem Thale; Trier ſeh' ich als Stadt einer römiſchen Provinz (der **Gallia belgica comata**); ſchon iſt ſie ein zweites Rom ſelbſt geworden; **Augusta Trevirorum** wird ſie jetzt genannt, und der volle Nimbus kaiſerlichen Glanzes

umgibt sie. Breite Heerstraßen, vom Handel römischer Kaufleute belebt, führen stattlich zu ihr herbei von Köln und von Mainz, von Rheims und von Metz; von Reben strotzen die früher kahlen Höhen; segnet das Andenken des kaiserlichen Weinfreundes Probus, ihr frohen Wasserhasser an der Mosel! Geschmackvoll gebaute Wasserleitungen schwingen sich in kühnen Bogen von einem Rebenhügel zum andern. Ja, dort neben der Heerstraße, die gen Köln führt, entdeckt ihr sogar einen Weinkanal; da strömt der Feuertrank in goldnen Wellen nach Köln hinab; eine krystallne Muschel schwimmt darauf, und in der Muschel sitzt die Sage und neigt lächelnd das sinnige Angesicht. Seht, wie gewaltige Vertheidigungsthürme die Stadt umgeben! Hoch über die Mauern raget die **Porta Martis** empor, welche für ein Werk des Kaisers Constantin des Großen gilt. Ein imposanter Bau aus Sandsteinblöcken; das Mittelgebäude enthält zwei Doppelthore, über welchen zwei Stockwerke von Hallen; zu beiden Seiten umschließen es Flügel, welche gegen das Land hinaus trotzig als halbrunde Thürme vorspringen und das Mittelgebäude um ein Stockwerk überragen; gegen das Innere der Stadt stellen sich Hauptgebäude und Flügel als eine einzige Fronte dar, obwohl die Flügel auch hier, jedoch in gerader Linie, etwas vortreten; jedes Geschoß ist mit toskanischen Säulen geziert, welche bei den oberen die Hallenfenster scheiden; doch nur der westliche Flügel hat seine volle Höhe erreicht. Stolze Triumphbogen und Palläste verkünden auch bis an die Saar hinauf den Ruhm der Kaiser, welche sich Trier zur Residenz erkohren haben; dort seht ihr die Giebel der Tempel, die Säulen des Forums, das Kapitol und das Senatsgebäude, die prachtvollen Getraidehallen und Magazine, die Bäder und Theater, Alles geschmackvoll, großartig und tüchtig, so recht nach Römerart und Römersinn; und an der Mosel pranget die **porta inclyta** mit ihren goldnen Sternen, den Schiffen ein Leuchtthurm zugleich. Zwei Stunden stromaufwärts von der Stadt, am linken Ufer, wo die Heerstraße nach Rheims führt, ragt das Monument der Sekundiner, von unten bis oben reich mit Bildwerken geschmückt. In der reichen, menschenwimmelnden Stadt hat die gelehrte Bildung ihren Sitz aufgeschlagen; weit und breit sind Triers öffentliche Schulen durch die Männer berühmt, welche daraus hervorgegangen, durch den römischen Sänger Ausonius zumal, der Trier und die Mosel in prächtigen Bildern beschrieben. Seht, wie dort die Bürger des römischen Volkes in dichten Schaaren hinauseilen zum Amphitheater, um ein blutiges Schauspiel zu sehen! Wie sie sich hastig durch die südliche und nördliche Pforte hineindrängen, und zu ihren Sitzen hinaneilen! Schon ist der weite Kreis von Zuschauern gefüllt, Kopf an Kopf;

nur die Arena iſt noch leer, ihr Schieferfelsgrund glüht vom Sonnenbrand. Dumpfes Gebrüll der Raubthiere in ihren Höhlen, dumpfes Gemurmel der Zuſchauer auf ihren Sitzen, — dumpf und ſtark, wie Brauſen des Meeres vor dem Sturm. Conſtantinus gibt heute ein Schauſpiel, großartig, wie es dem Kaiſer ziemt, es zu geben, wie es römiſchen Bürgern ziemt, es zu ſchauen, — Barbaren ſollen mit Thieren kämpfen. Seht! da werden kriegsgefangene Barbaren auf die Arena herausgeführt; ein paar tauſend Franken ſind's, auch Fürſten darunter; Das erhöht den Glanz des Feſtes. Wie ſie waffenlos ſo trotzig zu Boden ſtarren, und die Ueberwinder keines Blickes werth halten! Das Zeichen wird gegeben. Jetzt öffnen ſich die Behälter; die hungernden Raubthiere ſtürzen heraus, und erfaſſen im Sprung ihre Opfer. Menſchenblut, deutſches Blut, ihr ſchauluſtigen Römer, dampfet auf dem glühenden Felsgrund und fließt in den Graben am Podium. Klatſcht auf den Sitzen, aus den Logen, der beliebten Jagd! Oder geſchah euch noch nicht genug? Verlangt die Rache, die unſichtbar im Dampfe des Blutes hoch über euren Häuptern ſchwebt, noch mehr Opfer, um das Maß voll zu machen? Noch mehr! Die Raubthiere ermatten; weniger verwöhnt, als das weltbeherrſchende Volk, wollen ſie die Koſt nicht weiter berühren, da der Hunger geſtillt iſt; da rennen die Franken, in Stolz und Verzweiflung, aneinander, faſſen ſich, und geben ſich ſelber den Tod, um den Siegern nicht länger das Schauſpiel zu geben. Wenden wir die Blicke davon ab! Lieber dorthin zur Naumachie oder zum nahen Zirkus hinan, wo Roſſe und Wagen im Wettkampf dahinfliegen. Doch auch dort hinüber verfolgt mich das Stöhnen der ſatten Thiere, und noch grauſenhafter der Beifallsruf der ſchauluſtigen Menge des Amphitheaters. Oder eilen wir in das Pantomimentheater, deſſen mahleriſche Ruinen mit ihren zierlichen Bogen, mit ihren Gängen, Gemächern, und Heizanſtalten, unter dem Namen der „Bäder" bekannter ſind. Auch dort ſtarren uns unter den lachenden Masken Angeſichter der Schlachtopfer, vom Todeskrampf verzerrt, an. Fort! flüchten wir uns in eines von jenen Landhäuſern, wie ſie mit der Pracht ihrer Granitſäulen, ihrer glänzenden Giebel, ihrer marmornen Statuen, ihrer zierlichen bunten Moſaiken, rings auf den Höhen an beiden Stromufern das Thal ſchmücken. Aber mitten durch allen Luxus, welcher dort die reichen Beſitzer umgibt, mitten durch den Lärmen ihrer Lukulliſchen Gelage, wie durch die Stille ihrer ſybaritiſchen Bäder, ſchallt noch immer jener grauſenhafte Ton. Und wie dort die Kaiſer in ihre **Augusta Trevirorum** einziehen, im vollen Glanze der Selbſtherrſcher, mit allen Schätzen und Gelüſten des Morgenlandes, mit ihren Legionen und

Sklaven, mit ihren Günstlingen und Panegyrikern, und wie das Volk ihnen entgegenwogt und sich ehrfurchtsvoll zur Erde wirft, — bemerkt ihr den grauen Bettler nicht, der da mit im Gefolge herankommt? Schritt für Schritt streift er mit dem Saum seines geflickten Mantels an die Kaiser, an ihre Feldherren, und an ihre schmeichlerischen Lobredner; Schritt für Schritt berührt er mit seinem Wanderstecken die Triumphbogen, die Tempel der alten Götter, das Forum und die Palläste. Mir ist, als hört' ich ein dumpfes Tosen und Rollen, als säh' ich die steinernen Bilder auf ihren Sockeln, die Säulen unter ihren Kapitälen wanken, die spiegelblanken Marmorwände von Rissen wie von blutigen Adern durchzogen. Was soll Das bedeuten? Wer ist der Bettler? Der Fluch, der Roma's Weltherrschaft erschüttert. Ihr Imperatoren, ihr Konstantine und Valentiniane, du Gratianus, du Theodosius, der stolze Klang eurer Namen, der Jubelsturm eurer Triumphe, sie werden ein majestätisches Getöse zum Nachhall haben, wenn das ungeheure Gebäude der alten Weltordnung mitsammt seiner goldnen Kuppel, der römischen Weltherrschaft, zusammenstürzt, und die Sühnflut der Völkerwanderung, vom Sturmesodem des Weltgerichts gepeitscht, über die Trümmerhaufen dahinrauscht.

Die Gläser gefüllt, meine Freunde! Ich bring's dem Schönen und Wahren, das in allen Fluten und Stürmen unvergänglich bleibt! Und der neuen Zeit bring' ich es! Seht, wie sie sich aus den Wassern emporringet. Wie die neue Taube, die des Christenthums, der heilige Geist, statt des einen grünen Zweiges einen ganzen reichen Lenz heranbringt für alle Lande! Wie über allen Trümmern, über allem Graus der Zerstörung der Friedensbogen ausgespannt ist, — statt der eingesunkenen kaiserlichen Triumphbogen, — ein riesiges Thor, durch welches die ganze Menschheit den Weg in's Reich des ewigen Vaters vor sich offen sieht!

Seht, eine holde Jungfrau schwebet herein in's stille Thal. Ihr Antlitz, rein und klar, leuchtet wie Sonnenschein; ein weißes priesterliches Gewand umwallet sie; emsig sucht ihr Auge am Boden zwischen den Trümmern rings umher, wie das Aug' einer Mutter nach verlorenen Kindern. Es ist die heilige Sage, welche unter wüsten Steinhaufen die Gräber der Blutzeugen aufsucht, und wo sie eines findet, und wo sie irgend eine helle Spur gewahrt, welche die ersten Bekenner des Christenthums zurückgelassen, da richtet sie fromm die gestürzten Säulen der alten Tempel wieder auf, und füget die Steine zur Wand, die Ziegel zum Dach; ein christliches Heiligthum erhebt sich über den theuren Resten, und die Leiche des Märtyrers wird zum Mittelpunkt

eines neuen Lebens. Und nun horcht, was die Legende von der Einführung des Christenthums bei den Trierern erzählt: „Zur Zeit, da Claudius Kaiser war über das römische Reich, hat der Apostel Petrus zu Rom das Evangelium verkündigt, und fromme Männer als Boten des wahren Glaubens in alle Länder ausgesandt. Und in das belgische Gallien schickte er den Eucharius, einen von den zweiundsiebenzig Jüngern Christi, und gab ihm zwei Genossen: den Valerius, als Diakon, und den Maternus, als Subdiakon. Aber auf der Reise im Elsaß starb Maternus, und Eucharius zog hierauf mit Valerius gen Rom, zu St. Petrus; dem klagten sie den bittern Verlust. Sankt Petrus aber gab ihnen seinen Hirtenstab, und hieß sie zum Grabe Materni zurückwallen, und diesen mit dem Stabe berühren. Und als sie Dies thaten, erhob sich Maternus, nachdem er vierzig Tage lang im Grabe gelegen hatte, voll neuen Lebens, und fuhr mit Eucharius und Valerius gen Gallien. Dort unterwiesen die drei heiligen Männer das Volk im christlichen Glauben, und tauften Viele; also pflanzten sie auch in Trier zuerst die Keime des Christenthums. Und Eucharius ist der erste Bischoff in Trier gewesen; auf ihn ist sein Genosse Valerius gefolgt, und auf diesen Maternus, welcher den bischöfflichen Hirtenstab so viele Jahre lang führte, als er Tage im Grabe gelegen hatte. In der Kirche zu St. Mathias liegen diese drei ersten heiligen Bischöffe Triers begraben." — Den blutrothen Hintergrund dieser Ueberlieferung bilden die Christenverfolgungen; da gehen die Kirchen, welche sich die neue Gemeinde unter der Herrschaft edler Kaiser erbaut hatte, in hellen Flammen auf, und zahllose Gläubige besiegeln die religiöse Ueberzeugung standhaft mit ihrem Herzblut. So unter Valerian, und besonders unter Diocletian (284—305). Zur Zeit des Letzteren (286) hat sich, wie die Legende berichtet, die „große Trier'sche Märtyrung" begeben. Da war der grausame Rictius Varus Präfekt. Der ließ den Konsul Palmatius, weil dieser ein eifriger Christ war, und mehrere Trier'sche Rathsherrn, so wie drei Kohortenführer und viele Soldaten der thebäischen Legion, auf dem Campus Martius hinrichten. Freudig gingen die Bekenner alle in den Tod, und gewannen die ewiggrüne Palme. Bis Neumagen hinab war die Mosel roth von ihrem Blut. So ist es zum zweiten Mal der Name Varus, auf welchen in deutschen Landen die gekränkte Freiheit ihren Fluch gelegt, — die politische Freiheit auf jenen Quintilius Varus im Teutoburger Wald, die Glaubensfreiheit auf diesen Rictius Varus im schönen Moselthal. Jener Quintilius Varus, gab sich in Verzweiflung den Tod; diesen Rictius Varus reißt die Sage als unversöhnbare Nemesis aus dem Grabe: sie ver-

dammte seinen Geist, noch Jahrhunderte lang ohne Ruh und Rast zu wandern in den öden Trümmern der Römerwelt. Um Mitternacht schweift er in den Räumen des Amphitheaters, dessen Mauern die Mönche von Himmerod zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts abgebrochen haben, um die Steine zum Bau eines Hauses in der Stadt zu benutzen. Dies Amphitheater ist überhaupt ein Lieblingsaufenthalt der Sage und des Aberglaubens. Dort weilt in einem überwölbten Eingang, welcher im Volksmunde „Cas-Keller" heißt, die verzauberte Frau Catholda, und ein Drache hütet einen großen Schatz. Catholda büßt die Untreue gegen ihren Gatten Catholdus, der sich aus Verzweiflung von der höchsten Mauer des Amphitheaters herabgestürzt, und nur Der kann die Verzauberte erlösen, der kühn genug ist, ihr ein Gleiches zu thun.

Welch ein Kontrast — von den Christenverfolgungen plötzlich zum Triumph des Christenthums! — Im Morgenroth der neuen Zeit zeigt sich das Zeichen der Erlösung, als neues Siegeszeichen hoch am Himmel. „**In hoc signo vinces!**" liest Kaiser Constantin während des Kampfes um die Herrschaft; er besiegt den Nebenbuhler und nimmt hierauf jenen Glauben an, welcher früher verhöhnt und verfolgt worden; ja noch mehr, er erhebt denselben später zur Staatsreligion. Die Sage eignet einen Antheil an diesem weltgeschichtlichen Ereigniß der Mutter Constantins, der frommen Kaiserin Helena, einer Christin, zu. Sie beruft den heiligen Agritius von Antiochia als Erzbischoff nach Trier. Agritius aber bringt (so meldet die Sage) den Leichnam des Apostels Mathias und viele kostbare Reliquien dahin, so ein Stück des wiederaufgefundenen heiligen Kreuzes, einen Nagel davon, und jenen wunderbaren Rock ohne Naht, den die Mutter des Heilands selbst gefertigt haben soll, der mit diesem gewachsen ist. Er verwandelt (wie die **gesta Trevirorum** melden) Helenas Pallast, mit vier kolossalen Granitsäulen, in eine Kirche zu Ehren St. Peters, als Metropolitankirche der Trier'schen Christengemeinde. Das ist der Dom.

Von Constantins des Großen Zeit an tritt nun das religiöse Moment in Trier als historisches hervor, und gibt dadurch dem Volkscharakter eine neue eigenthümliche Folie. Trier ist nun stolzer darauf, eine Mutterkirche zu seyn, als es früher auf Ruhm und Glanz, als Sitz der Kaiser, war. Die Legende hegt und pflegt diesen Stolz; sie legt ihm alle Schätze zu, die sie aus der unsichtbaren Welt gewinnt, und deren immer mehr, je mehr er sich daran erfreut; ja sie erringt ihren bunten Kindern, den Vorstellungen, gewissermaßen das Bürgerrecht in der wirklichen Welt. Alle Jahres- und Tageszeiten gehören

den Menschen jetzt gleichsam nur für himmlische Zwecke, nicht mehr für ihre irdischen. Die Heiligen sind zu Trier in das trauliche Familienverhältniß von unsichtbaren Beschützern getreten, welche wohlwollend auf jede brünstige Bitte hören, und, sich in aller Noth liebevoll zu den Bittenden herniederneigend, mit vollen Händen freigebig Wunder spenden; kurz, das Wunderbare ist dem Volke so lieb und so natürlich geworden, daß es dasselbe weder zu Hause noch in der Fremde, bei keiner bürgerlichen oder kriegerischen Beschäftigung, bei keinem irgend wichtigen Ereigniß mehr vermissen kann; selbst die Feste, und alle Wahrzeichen des äußeren, des öffentlichen Lebens haben einen religiösen Charakter angenommen, der zwar sinnlich ist, aber doch stets zugleich durchaus einen Abglanz des Wunderbaren trägt. Keine prunkhaften Aufzüge, keine blutigen Kampfspiele, keine Theater mehr; aber fromme Pilger wallen jetzt in großer Zahl von nah und fern zu den Reliquien der Heiligen, zu den wunderthätigen Bildern. Ich sagte: das religiöse Moment ward seit Constantins des Großen Zeiten in Trier zum historischen; aber wo ward es im ganzen Abendland anders? Die Kirche hatte das großartige Amt übernommen, alle Völker durch den Glauben zu einigen, und so mußte sie die strenge Einheit dieses Glaubens selbst mit allen und jeden Mitteln behaupten. Herausgetreten aus dem engen Verhältniß der Duldung, trat sie in den großen weltgeschichtlichen Wirkungskreis der Herrschaft ein, und mußte plötzlich jedes Recht derselben auch mit Gewalt zur Anerkennung bringen, wenn sie sich nicht selbst aufgeben wollte, sich selbst, mit allen erhabenen Pflichten, welche sie für die neue Gesittung des Abendlandes übernommen hatte. Solche durchgreifende neue Gestaltungen lassen sich nicht ohne Blut, ohne Thränen vollbringen; wenn die Entwicklung der Menschheit einer neuen Bahn bedarf, so muß in Zeiten, wo die Menschheit nur als Masse voranrückt, der Einzelne, der sich ihr kühn in Behauptung seiner Einzelheit entgegenwirft, zermalmt werden. Solche gewaltsame Entwicklungsepochen (heutzutage nennt man sie Revolutionen; sie dauern kürzer, sind aber auch darnach!) brauchen oft Jahrhunderte zu ihrer Vollendung, sie brauchen oft Mittel, welche unseren gesunden Sinnen durchaus naturwidrig und unmenschlich erscheinen, wenn wir sie, herausgerissen aus dem großen Organisationsprozeß, eben blos als einzelne Fakta auffassen, und welche auch allerdings naturwidrig werden, wenn jene Epochen, in welchen sie als Mittel dienten, sich vollendet haben. Ich spreche hier vom Mittelalter und von der Hierarchie mit allen Instituten, welche dadurch bedingt und nothwendig waren, als da sind z. B. Klosterwesen und Mönchthum, Ketzerverfolgungen, Zölibat. Ich

spreche, trotz Allem Dem, von der Hierarchie mit jener Bewunderung, welche der Mensch dem Entwicklungsgang der Menschheit schuldig ist. Denn darin ist nichts Zufälliges, Nichts, was blos die Laune des einzelnen Machthabers, des einzelnen großen Charakters mit dem Mal der Unvergänglichkeit zeichnen könnte; hier sind die deutlichen Spuren jener ewigen Gesetze, nach welchen die Menschheit, handelnd und leidend, im Leiden handelnd, ihrer Vervollkommnung entgegengeht; hier ist etwas Göttliches, was in ihr selbst liegt, zu erkennen. Nicht die imposante Größe des Instituts, wie es fertig und zu seinem Zwecke vollendet vor mir steht, kann mich hier überraschen; ich bewundere vielmehr die schöpferische Kraft in der Menschheit, welche ein solches Institut blos als eine Uebergangsform, blos als ein Mittel, aus sich zu Stande bringen konnte, ein Institut, wodurch die Freiheit bei allen Stürmen, bei allem Uebergreifen der rohen Gewalt — gerettet und geborgen, wodurch das verwüstete Feld der geistigen Thätigkeit wieder urbar gemacht und vorbereitet wurde, auf daß die Vernunft einst aus dem Senfkorn zum ungeheuren Fruchtbaum heranwachsen könnte. — Verzeiht, meine Freunde, daß mich meine Betrachtungen weit über die Oertlichkeit hinausrissen. Doch, wer bliebe eben hier kalt, wo nach dem Glanz des Alterthums die kirchliche Bedeutung des Mittelalters noch heute so laut zu uns redet? Fast unmittelbar nach der Anerkennung des Christenthums von Seiten des römischen Staates erhob sich rasch das kunstreiche Gebäude der Hierarchie. Schon zu Ende des vierten Jahrhunderts kommt in Trier ein Gericht über sogenannte Ketzer vor; die Einheit der Kirche verlangte die Vernichtung jedes Andersgläubigen, und der Arm des weltlichen (damals noch des kaiserlichen) Gerichts mußte ihr dazu dienen. So läßt sich schon damals in der Leitung und Handhabung des weltlichen Richteramts ein Grundzug des Prinzips erkennen, welches sich späterhin in seiner ganzen Ausdehnung geoffenbart hat, des Prinzips: daß alle weltliche Macht nur ein Lehn ist, verlieh'n von der geistlichen Macht der Kirche, auf welche Christus durch seinen Stellvertreter, den Pabst, die Herrschaft über den Erdkreis und über das ganze Menschengeschlecht übertragen hat. Indessen: das Episkopalsystem war damals noch so vorherrschend, daß die Konsequenzen jenes hierarchischen Prinzips noch keinen geebneten, weitausgebreiteten Boden finden konnten; der Erzhirt der Mutterkirche zu Trier beugte seinen Nacken nur in religiöser Ehrfurcht, noch nicht aus unabweislicher Pflicht, vor dem Nachfolger des Apostelfürsten Petrus zu Rom. Inzwischen stürzte die oströmische Herrschaft in Gallien zusammen, und im Jahr 486 vernichtete der

Frankenkönig Chlodwig den letzten Rest derselben in der Schlacht bei Soissons. Trier gehört von nun an zu dem großen Frankenreich. Laßt uns den blutdurchwirkten Teppich nicht lüften, welcher dessen Geschichte, dies Gewühl von Meineid, Brudermord, Blutrache, und Gräueln aller Art verhüllet; leise wirket da die Vergeltung und richtet die gekrönten Missethäter durch ihre eigene Erbärmlichkeit. Aber während diese Merowinger von Zeugung zu Zeugung immer mehr zusammenschrumpfen, bis sie endlich wie blödsinnige Zwerge dastehen, wächst das Geschlecht der Pipine immer größer und gewaltiger heran, bis endlich die Hierarchie zum ersten Mal ihren Ausspruch als Gottesurtheil hindonnert über die Scheitel des Volkes. Jener Akt im Jahre 752, als der Rath des Pabstes Zacharias die Entthronung der Merowinger, die Erhöhung Pipins des Kurzen heiligte, war der erste politische Triumph der Hierarchie, und zwar in einer Zeit, als das Oberhaupt der letzteren sich in nicht geringer Gefahr befand; — ein Vorzeichen kommender Zeiten! Nie kam die Hierarchie, so zu sagen, mit einem Schritt näher zum Ziele, nie erreichte sie stolzere Triumphe, als gerade in Zeitpunkten, wenn ihre Macht, im engsten Kreis von äußerer Uebergewalt umstellt, bis in den Grund erschüttert und schon unrettbar verloren schien. Die Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums durch Karl den Großen, im Jahre 800, befestigte den kühnen Bau der Hierarchie. Das Kaiserthum, prangend im ganzen Glanze seiner Majestät, sollte blos der Werkmeister dazu seyn. Das tausendjährige Gleichniß von den beiden Schwertern der Christenheit fand eigentlich in der Person des Pabstes beide Hände: die eine für die höchste, unantastbare geistliche Gewalt, welche er für sich behielt, und die andere für die weltliche Gewalt, welche er nach idealem Fundamentalrecht der christlichen Weltordnung nur als ein Werkzeug in die Hand des Kaisers legte, ohne sich dadurch des Rechts der Zurückforderung in irgend einem Augenblick zu begeben. Diese politische Bedeutung der Hierarchie durchdringt nun rasch mit wahrer Zauberkraft alle ihre Institute. Unter manchen Kämpfen muß das Episkopalsystem dem Papalsystem huldigen; dafür nimmt jenes selbst hinwieder weltliche Herrscherrechte in Anspruch; und wie die dreifache Krone alle weltlichen Diademe verdunkelt, so will nun die bischöffliche Mitra zum Fürstenhut, der Hirtenstab zum Zepter werden. Das Klosterwesen hält bei dieser Umgestaltung der Dinge gleichen Schritt. Die Klöster, bisher unbeachtete Freistätten der Andacht und der Bedrängten, Pflanzschulen, von denen der frische Anbau des verwüsteten Landes und des verödeten Geistes ausging, — sie scheiden sich jetzt immer schärfer von der Laienwelt ab; durch Schenkungen, Privilegien, Exemp-

tionen wachsen sie zu einer eigenen Macht heran, und bilden wenigstens einen in sich abgeschlossenen Besitzstand. In und um Trier vermehrten sie sich schnell. Schon im fünften Jahrhundert bestand ein Kloster St. Eucharius, welches später zu St. Mathias genannt wurde, und dessen gelehrte Mönche die **gesta Trevirorum** aufgezeichnet haben. Wohl gleichaltrig an Ursprung mit St. Mathias ist die stattliche Abtei zu St. Maximin (eine reichsunmittelbare); auch hier war ein Sitz der Gelehrsamkeit. Die Abtei besaß in ihrer reichen Handschriftensammlung den berühmten **codex aureus**, welchen, einer späteren Inschrift nach, Ada, die Schwester Karls des Großen, dem Kloster geschenkt hatte. An der Mosel, ungefähr 1700 Schritte unterhalb der Stadt, erhob sich das Benediktinerkloster St. Marien, wahrscheinlich 718 gestiftet. Vor dem Martinsthore befand sich die Benediktinerabtei St. Martin, (der Ueberlieferung nach 596 gegründet). — Während nun die Hierarchie auch immer entschiedener nach der äußerlichen Anerkennung ihrer Selbstständigkeit ringt, entfaltet sich auf der anderen Seite das Lehnwesen, dessen höchsten Gipfel eigentlich eben jene ideale Belehnung des Kaisers durch den Pabst bildet, in ganz ähnlicher Weise. Es vollendet gleichsam eine weltliche Hierarchie gegenüber der geistlichen, in welcher der Pabst den Oberlehensherrn, die Bischöffe und Aebte Vasallen, die Pfarrer und Mönche die Aftervasallen darstellen. Der Kampf zwischen diesen beiden großen Instituten, von denen jedes im Kraftgefühl seiner Vollendung das andere in sich aufzunehmen strebt, ist unvermeidlich, und er kommt endlich dadurch zum Ausbruch, daß zwei Männer einander begegnen, von denen der eine, Pabst Gregor **VII.**, zu der außerordentlichen Kraft seines Geistes und Charakters auch noch die öffentliche Meinung als Bundesgenossin besitzt, während der andere, Kaiser Heinrich **IV.**, unter dem Schein der Unbeständigkeit eine Ausdauer im Wollen und Streben erprobt, die durch die Schule des Unglücks noch mehr erkräftigt, und durch den Kummer, den ihm der eigene Sohn bereitet, noch ehrwürdiger wird. Jeder von beiden Männern begriff die Wichtigkeit der Frage, wem das Recht zustände, Bischöffe und Aebte mit Ring und Stab einzusetzen, ihre Wichtigkeit für die ganze Existenz des Kaiserthums oder Pabstthums; denn behauptete der Kaiser das Recht der Investitur fort, so blieben die Bischöffe, als Lehnsträger der Staatsgüter, seine Vasallen; errang es der Pabst, so wurden sie zu dessen Lehnsmännern, und die Staatsgüter nahmen den Charakter von Kirchengütern an. Die Einsetzung des Zölibates entscheidet den Sieg der Hierarchie, deren Waffe, dem kanonischen Recht, die Kaiser zwar eine Staatsgesetzgebung, deren andern, furchtbarern Waffen aber, dem Bann

und Interdikt, sie freilich keine gleichen entgegenzustellen vermögen. Das edelste deutsche Geschlecht, das der Hohenstaufen, muß in diesem furchtbaren Entscheidungskampfe der beiden Gewalten als Opfer verbluten.

In jener Zeit des ungeheuren Ringens ergreifen selbst die Künste Partei; die Dichtkunst trägt adlig-ritterlich die Farbe der Höfe, die bildende Kunst, ausschließlich bürgerlich, dient der Kirche; jede aber bewahrt ihr Eigenstes in der höchsten Vollendung der Form, und beide verbreiten über das Gesammtleben der Nation einen zauberhaften Schimmer. Indessen nimmt bereits das deutsche Bürgerthum, unbeachtet, aber sicher, an Kraft, Selbstgefühl, und Bedeutung zu, und versucht, vom Drange nach Freiheit strotzend, nach allen Richtungen hin die starren Normen zu durchbrechen, von denen es sich zu beiden Seiten umschlossen sieht. Je entschiedener das Streben der geistlichen und weltlichen Großen nach Landeshoheit, um so kräftiger das Gegenstreben des Bürgerthums; und wie alle Kraft im Ringen gedeiht, so auch die des Bürgerthums. Dies ist auch in Trier der Fall. Kaiser Friedrich II. entscheidet die Frage 1220, indem er den Erzbischöffen (damals waltete Theodorich II. über den Sprengel) die Landeshoheit zuspricht; aber die Trier'sche Bürgerschaft will die Frage noch lange Zeit nicht für entschieden annehmen; eine Selbstständigkeit gibt man nicht so leicht und schnell hin.

Unter eben jenem Erzbischoff Theodorich II. wurde der Bau der Liebfrauenkirche, gewiß des herrlichsten Denkmals alter deutscher Kunst, welches Trier noch heute aufzuweisen hat, begonnen, einundzwanzig Jahre früher, als der Erzbischoff Konrad von Hochsteden den ersten Stein zum Kölner Dom legte. Vollendet wurde der Bau 1244 unter dem Erzbischoff Arnold II. An diesem Werke zeigt sich, wie sich der rein deutsche Baustyl völlig vom byzantinischen losringt. Die Liebfrauenkirche ist nach der Urform des lateinischen Kreuzes erbaut, jedoch mit der eigenthümlichen Abweichung, daß jener Schenkel desselben, welcher von der Vierung zum östlichen Chore reicht, hier der längere ist, während bei den meisten übrigen Kirchen gerade das Gegentheil stattfindet. Sie hat keine Vorhalle, und endlich stellt sich bei ihr die ursprüngliche Kreuzesform, durch Ausfüllung der vier Winkel zwischen dem Schaft und den Balken, als ein Rundbau dar. Dies erklärt sich dadurch, daß die Liebfrauenkirche ursprünglich nicht zum gottesdienstlichen Versammlungsort einer Volksgemeinde, sondern zum ausschließlichen einer Priestergemeinde bestimmt war, so zwar, daß der Baumeister die ganze Räumlichkeit als sanctuarium auffassen und behandeln konnte. Ganz vortrefflich hat er ferner durch einen Kreis von Bildwerken sowohl das große Erlösungswerk, als auch insbesondere die Beziehung des Gottes-

hauses zur heiligen Maria, welcher es geweiht ist, ausgedrückt. Betreten wir das Innere der Kirche, so finden wir die religiöse Symbolik auch hier wieder sinnig ausgedrückt. Die Kreuzesform bedingte nämlich zwölf Säulen, welche das Gewölbe tragen. Von einem blauen Steine aus, welcher sich in der Mitte des Eingangs befindet, kann nun das Auge alle zwölf auf einmal überschauen; jede Säule aber schmückt das Bild eines Apostels, so daß sich die Zwölfboten uns auf Einen Blick als die zwölf Urſäulen der christlichen Kirche darstellen. Alles Architektonische im Innern dieses Gotteshauses ist kühn, schlank, und strebend von Charakter und Verhältniß, durchaus rein und schön; der Eindruck, den wir empfangen, ein eben so freundlicher als erhebender. Leider ist jedoch statt des alten Hochaltars, welcher sich in der Mitte befand, 1788 ein anderer, barocken Styls, in den östlichen Chor versetzt, und leider sind 1771 die Glasmahlereien aus dem dreizehnten Jahrhunderte, welche die Fenster schmückten, ausgenommen und statt ihrer helle Scheiben eingesetzt worden.

Die Liebfrauenkirche steht in Verbindung mit dem Dom, und zwar durch den Kreuzgang, früherhin auch durch das sogenannte „Paradieschen," einem gewölbten Gang, welcher zu dem nördlichen Portal führte, worauf die Krönung Maria's dargestellt ist, und welcher erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts zugemauert wurde. In dem Kreuzgang, einer reichen Fundgrube für Mahler, Bildhauer, und Baukünstler, welche Sinn für deutsche Art haben, befindet sich eine Kapelle, welche den sogenannten „Krommelstuhl" enthält, eines von den Wahrzeichen Trier's, worüber schon allerlei gefabelt worden ist. Die Wahrheit beschränkt sich darauf, daß derselbe einem Domgeistlichen als Richtersitz diente, wenn geistliche Vergehen abgeurtheilt und bestraft werden sollten. Die Erbauung des Kreuzganges geschah wohl kurz vor jener der Liebfrauenkirche, vom dreizehnten Jahrhundert.

In jener Epoche hatte der Dom, diese ehrwürdige Reliquie aus der Römerzeit, schon mannigfache Zusätze und Erweiterungen erhalten, wodurch seine ursprüngliche Gestalt für das Auge des Laien fast völlig unerkennbar war. Erst in neuester Zeit hat ein scharfblickender Baukundiger in Trier die Epochen der verschiedenen Baustyle gesondert. Der römische Bau war ein auf vier kolossalen Granitsäulen ruhendes Geviert, und schon ausdrücklich für den christlichen Gottesdienst bestimmt, wie sich aus vielen Gründen für gewiß annehmen läßt, — nicht, wie die Tradition besagt, früher ein Pallast der Kaiserin Helena. Im elften Jahrhundert war der alte römische Bau sehr schadhaft geworden und eine jener Granitsäulen eingestürzt, — dieselbe, von welcher ein

Trümmerstück jetzt vor der Pforte liegt, und welches die spätere Sage dem Grimm des Teufels zuschreibt. Erzbischoff Poppo ummauerte nun die drei übrigen Säulen zu Pilastern, und erbaute die bisher gemeinhin ebenfalls für römisch gehaltene westliche Fronte des Doms, deren Baustyl sich allerdings dem spätrömischen noch ziemlich genau anschloß. Der Dom erhielt nun durch Poppo's Anbau eine mehr längliche Form und jene Fronte, wie wir sie im Wesentlichen noch heute vor Augen haben. Ein massiver, halbkreisförmiger Bau von zwei Stockwerken tritt aus dem Mittelgebäude hervor, welches zu beiden Seiten desselben je eine Pforte enthält; über den Giebelwänden dieser Pforten steigen zwei viereckige Thürme empor, woran sich je zwei schmälere und niedrigere runde Thürme reihen, welche die Fronte abschließen. Zwischen 1152 und 1212 wurde (nebst verschiedenen anderen Veränderungen) der östliche Chor angebaut; bei dieser Gelegenheit fand man (1196 unter dem Erzbischoff Johann I.) in einem alten Altare den „Christusrock" wieder und bewahrte denselben in dem neuen St. Petersaltar. Die Heiligkeit dieser Reliquie wurde für so groß gehalten, daß es damals für einen Frevel galt, sie mit neugierigen Blicken genauer zu untersuchen, und ein Priester, welcher Dies wagte, erblindete zur Strafe dafür (so meldet die Ueberlieferung). Aber wer zweifellos-gläubigen Sinnes kam, den Rock zu schauen, dem war's auch zum Heil. Und so geschah's, daß das heilige Gewand von Zeit zu Zeit dem Volke zur Verehrung gezeigt wurde. Im Jahre 1512 strömten wohl 100,000 Pilger herbei. Von da an durfte die theure Reliquie alle sieben Jahre gezeigt werden, und der Pabst spendete den Wallfahrern einen großen Ablaß. In den Stürmen der Revolutionszeit wurde der Christusrock nach Augsburg geflüchtet, von wo man ihn 1810 nach Trier zurückbrachte. In eben diesem Jahre wurde er zum letzten Male öffentlich gezeigt; da zählte man wohl 227,217 Pilger, welche damals binnen neunzehn Tagen in den Dom kamen, um des Anblickes und Ablasses theilhaftig zu werden. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert wurden die östlichen Thürme des Doms und der Glockenthurm erhöht, auf der Südseite eine Sakristei und die Kapitelstube angebaut. Von 1676 bis 1711 wurde die Schatzkammer hinter dem östlichen Chor erbaut; in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vollendeten viele Reparaturen und damit verbundene sonstige, zum Theil nicht unwesentliche Veränderungen, die Reihe von Vergehen, welche sich der barocke, damals neumodische Styl gegen den ehrwürdigen alten Dom zu Schulden kommen ließ, und so steht dieser, mit den unter neuerem Mauerwerk noch erkennbaren römischen Kapitälen, mit seinem byzantinischen westlichen

Anbau und den uralten Erzbildern an seinen zwei Pforten, mit seinen Veränderungen aus der Entwicklungs-, Blüten-, und Verfallsepoche des echten deutschen Baustyls, und mit den letzten Zuthaten des Zopfgeschmacks, heutzutage als ein redender Zeuge so vieler Jahrhunderte da, eines der merkwürdigsten Bauwerke, welche der deutsche Boden trägt; bedeutungsvoll mahnt die alte Schrift auf seiner Uhr, wie der treue Eckart, der Viele fröhlich herankommen und im dunkeln Schooß des Berges verschwindet sah, das lebende Geschlecht an die Flüchtigkeit des Lebens; „**nescitis, qua hora fur veniet.**“

Laßt uns jetzt aus der Gegenwart mitten in die Vergangenheit zurückeilen; vom Dom her über die Domfreiheit auf den Markt, wie er im Mittelalter war. In seiner Mitte ragt eine alte Granitsäule, mit einem Kreuze darauf; dies Kreuz ward, wenn der Inschrift Glauben zu schenken ist, im Jahre 958 durch den Erzbischoff Heinrich aufgerichtet, zum Andenken an zahllose Kreuzeszeichen, welche damals vom Himmel auf die Menschen herabfielen. Gerade vor uns sehen wir sodann das Rathhaus, „die Steipe“ genannt, welches zwei steinerne Geharnischte behüten. Zu unserer Linken erhebt sich der hohe Thurm von St. Gangolph, welchen gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Wittwe eines Trierschen Rathsmannes erbaute. Jetzt wenden wir uns rechts, und vor uns öffnet sich die Simeonsstraße, an deren Ende ein merkwürdiger, altergrauer Bau emporsteigt. Das ist die St. Simeonskirche. Ihr fragt euch erstaunt: „Wie? stand hier nicht einst zur Römerzeit jene riesige **Porta Martis**, deren Quadern Jahrhunderte überdauern zu können schienen?“ Ganz recht! Es ist dieselbe **Porta Martis**, welche ihr jetzt in eine christliche Kirche umgewandelt seht; betrachtet sie nur genauer. Noch könnt ihr die zwei Geschoße der Fronte, die drei des linken Flügels erkennen, die römischen Wandsäulen, die Hallenfenster. Aber die zwei breiten Thorwölbungen, durch welche das Volk einst zum **Campus martius** hinausströmte, sind verschüttet; eine breite Treppe, auf welcher die Priester des Kollegiatstiftes, mit ihren Baretten, in ihren weißen Chorhemden, die offenen Breviere in den Händen, hinanwallen, führt jetzt zum ersten Stockwerk, von dort links eine schmale, steile Stiege zum zweiten empor; über dem linken Flügel erhebt sich jetzt ein viereckiger Thurm im byzantinischen Styl; die Fronte des Mittelgebäudes bedeckt ein Dach, und an den rechten Flügel schließt sich ein Anbau im selben Styl, welcher als Chor der Kirche dient und den Hauptaltar enthält; eine niedere Mauer umgibt den ganzen Bezirk des Heiligthums, welches links mit den Stiftsgebäuden zusammenhängt, während rechts ein niederes Stadt-

thor in's Freie hinausführt. Das Erdgeschoß ist jetzt als Crypta der Ruhe der Todten geweiht; das zweite Geschoß dient eigentlich als Gotteshaus, an dessen inneren Wänden sich Steinbilder alter Bischöffe und Gedächtnißtafeln anderer Todten, an dessen Außenwand sich ein Bild des gekreuzigten Heilandes und andere Heiligenbilder befinden. Die Veranlassung, wodurch das Römerthor zur christlichen Kirche umgewandelt wurde, war folgende. Zur Zeit des Erzbischoffs Poppo lebte Simeon, ein frommer Einsiedler vom Berge Sinai, der nach Trier gekommen war, sieben Jahre lang freiwillig eingeschlossen in düstern Räumen der **Porta Martis**; nur Wasser und Brod waren ihm Speise und Trank; alles Irdischen völlig entäußert, diente er dort dem Herrn in strenger Buße und Gebet. Und als er nach sieben Jahren ebendort gestorben war, erhob ihn der Pabst Benedikt **IX.** unter die Heiligen. Der Erzbischoff Poppo aber weihte das Gebäude, welches der heilige Mann bewohnt hatte, und wo derselbe begraben lag, zur Kirche ein, und verband damit ein Chorherrnstift. Also blieb die alte **Porta Martis** fortan als St. Simeonskirche, mit ihren mancherlei Anbauten und Kapellen, und ward bei den Kriegen zwischen den Erzbischöffen und der Bürgerschaft nicht selten auch als Befestigungspunkt benützt, bis die Franzosen in den Revolutionskriegen nach Trier kamen. Da wurde das bleierne Dach abgedeckt und alle kirchlichen Einrichtungen zerstört. Am 6. Oktober 1804 kam Napoleon nach Trier, und befahl, das Römerthor von allen mittelalterlichen Anbauten zu reinigen, so daß es in seiner ursprünglichen Form wieder frei zu Tage käme. Der neue Weltbeherrscher hatte Sympathien für die Reliquien der alten; die Julier stiegen damals im Kurse, seit man die Assignaten auf die Brutus nicht mehr honorirte. Vergißt ein Sohn seine Mutter so schnell, Napoleon die Revolution? Verdammt ihn nicht! Er dachte weiter zurück, er dachte: „Jene Imperatoren des Erdballs sind meine Ahnherren!" In Folge der Zeitverhältnisse wurde indessen jener Plan einer völligen Wiederherstellung des Römerthores aufgeschoben, bis Trier 1815 mit dem preußischen Staate vereinigt wurde. Nun legte man eifrig Hand an's Werk, wie es sich überhaupt die preußische Regierung sehr angelegen seyn ließ, alle Alterthümer Triers, so das Amphitheater, die sogenannten Bäder u. s. w., auszugraben und zu erhalten. Bereits im Jahre 1816 stand die **Porta Martis** wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt frei zu Tage; nur eben jenen östlichen Choranbau im byzantinischen Styl hatte man stehen lassen, um den nächsten Theil des alten Gebäudes zu stützen, welches sich hier etwas gesenkt hatte; am 10. August 1817 hielt König Friedrich Wilhelm **III.**

durch das Römerthor ſeinen feierlichen Einzug in die alte Augusta Trevirorum.

Verzeiht, meine Freunde, dieſen kurzen Ausflug aus dem Reich der Vergangenheit in die neue Zeit, und nun zurück in's erſtere! Ich fürchte nicht, daß uns dies Kreuzen verwirren möchte; erleben wir's doch Tag für Tag, wie eine gewiſſe Partei ganz andere Rückſchritte verſucht, und doch vermag ſie unſere Köpfe dadurch nicht zu verwirren. Und zur beſten Vorſorge komm' du, freundliche Sage, und geleite uns vom Römerthor hinaus, an der Stätte des Märtyrerthums vorüber, den Lauf der Moſel entlang, bis wir am jenſeitigen Ufer das alte Städtchen Pfalzel gewahren. Auf deinen Schwingen trag' uns über die Wellen hinüber, o Sage! Dein Odem weht über die Trümmer hin, und ſieh', ſchon wird die alte Herrlichkeit wieder lebendig. Dort das ſtille Haus erweitert ſich zur fränkiſchen Königspfalz; ich höre Roſſe wiehern und Waffen klirren; ich ſehe den Pfalzgrafen, wie er ſich rüſtet, um dem Könige Heerfolge zu leiſten gegen die Heiden. Ja, das iſt er, der Pfalzgraf Siegfried, den du uns zeigſt, o Sage, wie er von ſeiner holdſeligen Hausfrau Genoveva Abſchied nimmt. Dort in der Ecke ſteht Golo, der Hofmeiſter, deſſen Obhut er ſein beſtes Kleinod auf Erden anbefiehlt. Aber während der Pfalzgraf ritterlich gegen die Heiden kämpft, entbrennt der Hofmeiſter in ſündiger Liebesluſt zu ſeiner ſchönen Herrin. Erzürnt weist ihn die tugendhafte Frau ab; da erſinnt er die arge Liſt, verdirbt den frommen Drago, und läßt die Pfalzgräfin in den tiefen Kerker werfen, wo ſie eines Knäbleins genest. Und als Siegfried heimgekehrt iſt, vergiftet Golo des Herrn Ohr durch den ärgſten Verdacht, daß jener die treue Hausfrau zwei Knechten übergibt; die ſollen ſie mit ihrem Kinde hinausführen in den Ardenner Wald, und ſie ermorden. Die Knechte aber erbarmen ſich der Unſchuld, laſſen beide am Leben, und bringen trügeriſche Wahrzeichen heim. Da frohlockt der böſe Golo. Die fromme Genoveva aber lebt jetzt mit ihrem Söhnlein Schmerzenreich im wilden Wald, und der liebe Gott, der Unſchuld beſter Hort, tröſtet und erhält ſie dort wunderbar, bis ſie endlich der Pfalzgraf auf der Jagd wiederfindet, ihre Unſchuld erkennt, und ſie voller Jubel heimbringt. Da wird der Böſewicht Golo ſtreng gerichtet. Dort in jenem Hauſe zu Pfalzel iſt noch eine Kammer, welche Golo's Zimmer heißt, und in den unterirdiſchen Gewölben wandelt noch immer ſein Geiſt, der bis zum jüngſten Gericht keine Ruhe finden kann, weil er im Leben gegen die Unſchuld gefrevelt hat. Die fränkiſche Königspfalz iſt 696 in ein Frauenkloſter verwandelt worden; da war, ſo erzählt uns die Sage,

einst eine Nonne, Namens Medea, von sündiger Lust zu dem Erzbischoff Poppo, einem heiligen Manne, entbrannt, und fertigte ihm mit böser Kunst ein Gewand, das hatte die Zauberkraft, in Dem, der es trug, Liebe zu erwecken. Dafür hob Poppo zürnend das Nonnenkloster auf, und schuf daraus (1027) ein Chorherrnstift zu uns'rer lieben Frau. Aber nicht blos durch die Sage, sondern auch in geschichtlicher Bedeutung ist Pfalzel interessant. Es war der wohlbefestigte Aufenthaltsort der Erzbischöffe während der Zeit ihrer Kämpfe mit Triers Bürgern, welche sich muthig um ihre Freiheit wehrten; von hier aus, wohlgeborgen hinter Mauern und Thürmen, trotzten ihnen die gewaltigen Kirchenfürsten; hier stand ein stattliches Schloß, bis der wilde Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach bei seinem Verheerungszuge gegen Trier (1552) die Brandfackel hineinwarf.

Und es gab tüchtige Männer unter jenen streitbaren Erzbischöffen Triers, welche schon lange als „Erzkanzler des Reichs durch Arelat," seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts, als Kurfürsten eine neue Bedeutung in der Reichsgeschichte erlangten. Der Erzbischoff Heinrich von Vinstingen war Triers erster Kurfürst, und übte das Recht der Kur zuerst 1273 bei der Wahl Rudolphs von Habsburg. Ein Mann von durchgreifender Entschiedenheit, eröffnete er die Reihe thatkräftiger Charaktere, von denen ihm gleich seine ersten Nachfolger Bohemund, Dietrich, und Balduin ruhmvoll nacheiferten. Balduin von Luremburg zog in Wehr und Waffen mit seinem Bruder, Kaiser Heinrich VII., gen Rom, und stand ihm zur Seite bei der Erstürmung des Kapitols; im Zwist der Gegenkönige Friedrichs des Schönen und Ludwigs von Bayern entschied er sich für den Letzteren, und vertheidigte ihn mit Hirtenstab und Ritterschwert; kein noch so mächtiger Dynast, keine trotzige Stadt war vor seinem Arme sicher; er beugte adeligen Stolz wie Bürgermuth; Königen und Herzogen war er ein werther Bundesgenosse, denn er zeigte, daß er Könige absetzen konnte, wie er sie schuf; nur der schönen und klugen Gräfin Laurette von Starkenburg gelang es, den mächtigen Helden zu fangen. Und wie als Held, eben so tüchtig waltete Balduin als Geistlicher und als Fürst, und verwerthete sein Leben bis in die spätesten Tage. Da zog er sich in die stille Einsamkeit der Karthause, die er stromaufwärts von Trier gestiftet, und in die hohe Felsenwohnung am jenseitigen Moselufer zurück. Er starb 1354. Gleich ihm ragen Kuno von Falkenstein (Erzbischoff und Kurfürst von 1362 bis 1388) und Werner von Falkenstein, der letzte vom Mannsstamm dieses edlen Geschlechts (von 1388 bis 1418), als weise und kraftvolle Fürsten hoch hervor. Kurfürst Jakob von Sirk

(er regierte von 1439 bis 1466) gründete 1454 mit päbstlicher Bewilligung zu Trier eine Universität (welche erst unter der französischen Herrschaft einging); zu seiner Zeit lebten Nikolaus von Cus, Johann Trithemius, Abt zu Sponheim, und Johannes Lesuranus, alle geborene Moselländer, und berühmt durch ihre große Gelehrsamkeit.

Unter der Regierung des Kurfürsten Richard von Greifenklau (erwählt 1511, gestorben 1531) begann die Sturmflut der Neuzeit auch in Trier gegen die Ordnung der Dinge heranzutosen, welche durch jahrhundertlangen Bestand für alle Zeiten gefestet zu seyn schien, und es gehörte die Charakterstärke eines Mannes, wie jener Richard von Greifenklau, dazu, um jene Sturmflut abzuhalten, und ihre Gewalt zu vereiteln. Einem Franz von Sickingen gegenüber, muß man Richards ausgezeichnete Eigenschaften, seinen scharfen Verstand, seine Beharrlichkeit und Tüchtigkeit, seine Feldherrn- und Fürstentalente noch höher in Anschlag bringen. Franz von Sickingen, dieser einfache deutsche Ritter, dessen Macht in der Morgenzeit der Reformation so groß war, daß Könige und Fürsten seine Freundschaft suchten, der auf seiner Ebernburg, „der Herberg der Gerechtigkeit," jene verbannten Verfechter der Geistesfreiheit schützte, welche auf deutscher Erde sonst nirgends mehr sicher waren, Franz von Sickingen trug, an der Spitze des deutschen Adels stehend, keinen geringeren Entschluß im Herzen, als den: die Fürstenmacht zu zertrümmern, und der Reformation den Sieg zu verschaffen; vielleicht lag dem kühnen Manne, der sich seiner Macht bewußt war, noch der tiefere Plan im Hintergrunde, selbst Fürst zu werden, oder — „noch mehr," wie er einst im Stolz andeutete. Er benützte 1522 einen geringfügigen Anlaß, um seine ganze große Kriegsmacht gegen Richard zu wenden, und das Glück begünstigte seinen Feldzug anfangs auffallend. Bliskastell und St. Wendel fielen in seine Gewalt, und nun zog er, die Abmahnungen des Reichsregiments als „alte Geigen" verspottend, geradeswegs auf Trier zu. Er rechnete dabei auf die alte Freiheitsluft der Bürger, welche schon so manche Mißhelligkeiten zwischen ihnen und den Kurfürsten veranlaßt hatte, und stellte den Bürgern seinen Feldzug als eine Sache dar, welche lediglich ihrem Kurfürsten, nicht aber ihnen selbst gelte. In dieser mißlichen Lage entfaltete nun Richard seine ganze Klugheit und Unerschrockenheit. Er verstand es, seine Sache zu der Triers zu machen, er setzte die Stadt in trefflichen Vertheidigungsstand, und schlug die heftigen Stürme Sickingens ab. Dieser hatte sein Lager in St. Maximin und auf den Höhen des Marsberges, und beschoß die Stadt auf's heftigste. Die Ruinen der sogenannten römischen

Bäder wurden bei dieſer Gelegenheit bedeutend beſchädigt; aber die rieſige Porta Martis widerſtand allen feindlichen Kugeln. Endlich entſchloß ſich Sickingen, beſonders weil es ihm an Pulver mangelte, zum Abzug. Die Ueberlieferung meldet, er habe, bevor er fortzog, zum Andenken an ſein zahlreiches Heer, jeden Kriegsmann eine Handvoll Erde auf einen Haufen tragen laſſen, und daraus ſey auf der Höhe des Marsberges jener Hügel entſtanden, welcher noch heute nach ihm „Franzens Kniepchen" heißt, und wo (nach einer andern Sage) der Heidenkönig Trebetha begraben liegen ſoll. Ein Jahr nach dieſer vergeblichen Belagerung Triers erlag der kühne Sickingen ſeinem Schickſal. — Unter dem Kurfürſten Johann V. von Iſenburg (welcher von 1547 bis 1556 regierte) drohte 1552 Triers Klöſtern ein anderer Feind, der wilde Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, welcher damals mit dem Kurfürſten Moritz von Sachſen, dem jungen Landgrafen Wilhelm von Heſſen, und dem König Heinrich II. von Frankreich im Bunde war. Es galt, den Kaiſer Karl V. zur Freilaſſung Philipps des Großmüthigen zu zwingen, welchen dieſer in den Niederlanden in ſtrenger Haft halten ließ. Bei dieſem Anlaß gab Albrecht ſeinem Haß gegen die Geiſtlichkeit vollen Lauf, und ſein zügelloſes Kriegsvolk wetteiferte mit ihm in Ausſchweifungen. Während er St. Paulin und St. Martmin in Brand ſteckte, zeigte ſich damals, was ein guter Trunk zu rechter Zeit werth iſt. Wie nämlich Albrecht in vollem Grimm vor der Abtei St. Martin ſteht, öffnet ſich plötzlich ihr Thor, und der Dechant tritt heraus, einen Becher voll köſtlichen Moslers in der Hand, und kredenzt ihn dem Feinde als Ehrentrunk. Das beſänftigt des Markgrafen Grimm, und die Abtei bleibt verſchont. — Wenige Jahre darnach regte ſich in Trier, — dieſem Sitz eines geiſtlichen Kurfürſtenthums, — der Proteſtantismus. Kaſpar Olevianus, ein Schüler Calvins, hielt 1559 in „der Burſe bei der Ketten" (wo heutzutage der Juſtizpallaſt ſteht) Vorträge und ſpäter Predigten, wodurch ſowohl unter dem Rath als unter der Bürgerſchaft um des alten und neuen Glaubens willen großer Zwieſpalt entſtand. Der Kurfürſt Johann von der Leyen verlangte von der Stadt Olevians Verhaftung, und bedrängte ſie, als ſie dieſe verweigerte, ſo hart, daß ſie endlich nachgeben, und daß die Proteſtanten (worunter auch Olevian) auswandern mußten; dafür berief der Kurfürſt 1560 die Jeſuiten, welche 1563 ein Kollegium in Trier erhielten.

Von nun an traten die alten Streitigkeiten der Stadt um ihre Rechte mit den Kurfürſten wieder hervor, und dazwiſchen nahm jener ſchauderhafte Wahnſinn der Hexenverfolgungen, welcher in ganz Deutſch-

land zahllose Scheiterhaufen entzündete, auch in Trier überhand. Immer trüber und trostloser wird die Zeit, — es ist die des dreißigjährigen Krieges! — die Humanität scheint für immer von der blutbefleckten Erde entschwunden zu seyn. Um so herrlicher steht in dieser finstern Zeit des Jammers und des Aberglaubens ein reiner Charakter da, der Jesuit Friedrich Spee, ein tiefsinniger Dichter, ein frommer Priester, ein kühner und treuer Menschenfreund. Er schrieb, der Erste, gegen die Hexenprozesse, das berühmte Buch: **cautio criminalis seu de processibus contra sagas.** Trier war der letzte Schauplatz seines menschenfreundlichen Wirkens. Als die spanischen und kaiserlichen Truppen am 26. März 1635 die französische Besatzung Triers überfielen, welche der gewaltthätige Kurfürst Philipp Christoph von Sötern in die Stadt gezogen hatte, um diese und das Domkapitel im Zaum zu halten, als während des Kurfürsten Gefangennehmung der furchtbarste Kampf in den Straßen tobte, da eilte Spee unerschrocken mitten in das Getümmel, rettete die Verwundeten und tröstete die Sterbenden. Die gefangenen Franzosen pflegte, die halbnackten kleidete er, und in den Spitälern waltete er unermüdlich, bis er, von der Epidemie ergriffen, als Opfer seines schönen Berufs am 7. August 1635 starb. Seine irdische Hülle ruht in der Jesuitenkirche zu Trier in einem Gewölbe unter dem Altare. Einen interessanten Gegensatz zu diesem reinen Bilde eines katholischen Geistlichen, wie er seyn soll, stellt das eben jenes Kurfürsten Philipp Christoph von Sötern dar, welcher von 1623 bis 1652 regierte. Ihm galt sein Wille als höchstes Gesetz, wofür er unbedingten Gehorsam verlangte, und dieser Wille war eisern; keine Widerwärtigkeit konnte ihn beugen, das Unglück, das schwächere Geister aufreibt, stählte nur seine Kraft, und so war sein ganzes Leben ein immerwährender Kampf, zuerst gegen die Abtei St. Maximin, dann gegen das Domkapitel und die Landstände des Erzstiftes. Die reiche Abtei St. Maximin, so dicht vor den Mauern Triers gelegen, und doch von den Kurfürsten unabhängig, war schon lange ein Gegenstand der Eifersucht und des Neides. Philipp Christoph nahm eine unkanonische Wahl zum Anlaß, um sich selbst zum Abt wählen zu lassen, und die Einkünfte der Abtei auf diese Weise an das Erzstift zu bringen. Vergeblich setzte ihm St. Maximin Widerstand entgegen, vergeblich nahm sich sogar Kaiser Ferdinand II. der Abtei an; der Kurfürst brachte seine Ansprüche vor das Reichskammergericht, gewann, vertrieb späterhin alle Mitglieder, welche gegen ihn Partei ergriffen hatten, aus der Abtei, und verfuhr überhaupt auf's gewaltthätigste. Mit den Trier'schen Landständen gerieth er über ungemeine Steuer-

forderungen, mit dem Domkapitel über ein Legat in Streit, und die Folge davon war, daß er, ergrimmt, Unrecht zu behalten, die deutsche Sache verließ, und sich an Frankreich anschloß. Kaum wähnte er durch dessen Hilfe seine Herrschaft befestigt, und ließ seine Feinde sie fühlen, so wurde er, wie bereits gesagt, gefangen genommen. Erst 1646 kehrte er zurück, aber das Erste, was er that, war, drei neue Festungswerke anzulegen, um das Domkapitel im Zaume zu halten. Aber da wurde der stolze Mann gezwungen, sich einen Koadjutor zu nehmen; als solcher wurde Karl Kaspar von der Leyen erwählt, welcher 1650 einen Vergleich zu Stande brachte. Erst im Grabe fand Philipp Christoph (wie sein Epitaph im Dom besagt) 1652 die Ruhe, die er im Leben nicht finden konnte. Die Zeit des sogenannten „großen" Ludwig XIV. empfand Trier so schmerzlich, wie ganz Deutschland; es war eine Zeit, in welcher die Großen zeigten, wie klein sie waren, und wie lang man sich Viel gegen eine Nation erlauben darf, die so erschöpft ist, daß sie vor Elend und langer Dienstbarkeit fast ihr Nationalgefühl vergißt.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nimmt ein Trierscher Geistlicher, unter dem erdichteten Namen Justus Febronius, die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt in Anspruch. Wer kennt den Namen dieses Edeln nicht? Es ist der Weihbischoff Johann Nikolaus von Hontheim, untadelhaft und liebenswürdig als Mensch und als Geistlicher, und hochachtungswerth als scharfsinniger vaterländischer Geschichtsforscher. Geboren 1701, gestorben 1790, wurde er in der St. Simeonskirche begraben. „Post LX et ultra annorum labores requiem quaesivit et hic invenit," besagte seine Grabschrift, und gleich als ob der Geist noch nicht versöhnt sey, der ihn zum Widerruf des Febronius zwang, so fand er auch in der Simeonskirche noch keine Ruhe; seine irdischen Reste mußten 1803 von dort in die St. Gervasiuskirche wandern. „Tandem liber, tandem tutus, tandem aeternus!"

Und nun, meine Freunde, nur noch ein paar Worte über die jüngste Vergangenheit Triers, noch ein paar Striche zur Skizze! Am 10. August 1794 zieht der Repräsentant des französischen Volkes, Bourbotte, in Trier ein; die dreifarbige Fahne weht siegesstolz in der Stadt der Imperatoren, die von nun an ein Theil der großen französischen Republik ist. Rasch wechselt nun die Ordnung der Dinge; ein neuer Geist fliegt wie Sturmeswehn durch alle Straßen, neue Behörden werden eingesetzt, ein Freiheitsbaum streckt seine grünen Wipfel auf dem Marktplatz hoch empor, das alte Wappen Triers verschwindet, republikanische Feste werden gefeiert, und, was besser ist, freie Institutionen

werden eingerichtet, Institutionen, die man für manche Noth, für viele kleine Sorgen und Lasten wahrlich nicht zu theuer erkauft. Im Oktober 1804 betritt Napoleon die alte Kaiserstadt. So steht nun Trier abgerissen vom deutschen Reichsverbande da, und zwei Jahre später zerfällt die tausendjährige deutsche Reichsverfassung. Der letzte Kurfürst Triers aber, Klemens-Wenzeslaus, stirbt fern von seiner weiland Residenz, zu Augsburg, im Jahre 1812. Noch am 4. November 1813 feiert man in Trier Napoleons Krönungsfest, und schon in der Nacht vom 5. auf den 6. Januar 1814 rücken preußische Truppen in Trier ein. Im Jahre 1815 nimmt Preußen Trier in Besitz, und von da an bildet das weiland Kurfürstenthum einen Regierungsbezirk der preußischen Rheinprovinz.

Welcher Wechsel der Schicksale, welcher Reichthum der Erinnerungen! — und welche dürftige Skizze! so fügt der Cicerone hinzu. Aber eben jener Reichthum entschuldigt mich, meine Freunde; ihr habt ja von mir nicht Vorlesungen, ihr habt blos einzelne Züge zu einem Bilde verlangt.

„Du wandelst auf einem dreifachen Pflaster, wenn Du in Trier eintrittst!" so lautet ein alter Spruch — ein wahrer Spruch. So manches Denkmal aus der Römerzeit steht noch heutzutage am Licht der Sonne, — die Porta Martis, das Pantomimentheater, die Reste der Basilika, das Amphitheater, die Brückenpfeiler, zahlreiche Denksteine, Mosaiken und Bildwerke, Hausrath, Anticaglien und Münzen hat uns die Erde wiedergegeben; ja wie mancher Eckstein ist ein altes Säulenstück, wie manche Ruhebank vor dem Hause — ein verwittertes Kapitäl; wie mancher Sarkophag dient jetzt als Brunnentrog! Und doch wie viel verbirgt die Erde noch. Fast keine Erdarbeit, sey's zum Graben eines Kellers, sey's auf offenem Feld, wobei nicht Mosaikböden, Urnen, Hausrath, Bronzen, Denksteine zu Tage kommen. Wohl läßt sich im buchstäblichen Sinne hier sagen: „Die Gegenwart fußt auf der Vergangenheit."... Weniger Denkmale sind aus dem Mittelalter geblieben. Die bedeutendsten, den Dom und die Liebfrauenkirche, habe ich bereits erwähnt; das interessanteste dritte ist die außerhalb der Stadt gelegene St. Mathiaskirche (deren Erbauung der Abt Eberhard von Kamberg zu Anfang des zwölften Jahrhunderts begann,

und welche 1148 eingeweiht wurde) nebſt dem an der ſüdlichen Seite der Kirche in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erbauten Kloſtergebäude. Das herrliche Netzgewölbe des Hauptſchiffs der Kirche ſtammt aus dem zweiten Jahrzehnt des ſechzehnten Jahrhunderts, und iſt ein Werk des Meiſters Jodokus von Wittlich. Im Allgemeinen läßt ſich behaupten: Was die Völkerwanderung für die Denkmale der Römerzeit, Das war die franzöſiſche Herrſchaft für jene des Mittelalters in Trier; und beſonders war das Jahr 1802 für die vielen Stifte, Abteien, und ſonſtigen klöſterlichen Inſtitute in und bei der Stadt ein verhängnißvolles. Noch ſtehen zwar viele alterthümlichen Gebäude, ſowohl öffentliche, wie das (jetzige) Rathhaus, das Kaufhaus u. ſ. w., als auch Privathäuſer mit ihren vielen Geſchoſſen, mit ihren hohen, ſpitzen Giebelfronten, mit ihren überwölbten, unſymmetriſchen Fenſtern, und dunkeln Eingängen; doch von Jahr zu Jahr gewinnt Trier durch zahlreiche und größtentheils geſchmackvolle Neubauten ein ganz anderes Anſehen. Die engen Straßen erweitern ſich zum Vortheil der Geſundheit und zur Bequemlichkeit des Verkehrs; aber immerhin bleibt im Ganzen der Geſammtcharakter des Alterthümlichen noch vorherrſchend, und macht gerade durch den Kontraſt der neueren Verſchönerungen einen ganz eigenen Eindruck. Möchte (das iſt mein herzlicher Wunſch, ſo ſehr ich das Zweckmäßige und Praktiſche ehre) jener Eindruck nicht verwiſcht werden; möchte die Verſchönerungsſucht in Trier nie zum Vandalismus gegen das Alterthümliche werden, wie Dies in ſo manchen geſchichtlich wichtigen Städten der Fall iſt! Denn womit kann eine auch noch ſo glatte, aber wie oft auch ſo nüchterne Modernität eine verlorene Nationalität aufwiegen? Doch für Trier fürchte ich Dies nicht. Die Trierer haben tiefen Sinn für ihre reiche Vergangenheit.

Ueberhaupt wollen wir uns jetzt, da wir Trier, wie es iſt, betrachten, lediglich an die Trierer halten!

Ich habe einen Dreiklang in ihrem Charakter gefunden, der rein und voll austönt, und ſo recht deutſch eindringt in jedes deutſche Herz, den Dreiklang: fromm, freiſinnig, froh!

Zwei Erſcheinungen ſind's, wornach ihr den frommen Sinn der Trierer ermeſſen könnt. Die erſte iſt die gewiſſenhafte Beobachtung des katholiſchen Kultus, — ein intereſſantes Gegenbild zu einem Indifferentismus, wofür ich euch das Beiſpiel einer großen Reſidenz anführen könnte; die zweite iſt ein großartig ausgebildeter Wohlthätigkeitsſinn, welcher aus dem echten Geiſte des Chriſtenthums entſpringt, ohne ſich an eine beſtimmte Konfeſſion zu binden. Der Katholizismus iſt in Trier mehr, als irgendwo anders, durch eine eigenthümliche Wendung der

Geſchicke zu einem geſchichtlichen, nationalen Element des Volkscharakters geworden; ein Angriff auf ihn wäre ein Verſuch, die Nationalität ſelbſt umzuſtürzen. Ja, eben aus jener eigenthümlichen Wendung der Geſchicke läßt es ſich erklären, wie der Trierer (gleich dem Rheinländer überhaupt) in der treuen Bewahrung des Katholizismus mit allen alten Formen deſſelben eine Art von Bürgſchaft ſeiner nationalen Rechte begründet glaubt, ja wie er beide für von einander untrennbar hält. Dies iſt in allen Klaſſen der Bevölkerung gleichmäßig der Fall und zur klarſten Ueberzeugung in den höheren Klaſſen gefeſtet. Die ſtrenge Beobachtung aller kirchlichen Pflichten, welche der Katholizismus ſeinen Bekennern auferlegt, geht dort ſowohl aus einem unerſchütterlichen Glauben, als auch aus einer bloſen tauſendjährigen Angewöhnung hervor. Man glaube übrigens nicht, daß die Frömmigkeit in Trier (natürlich bei dem edlen Kern der Bevölkerung) in Aberglauben oder Bigotterie entarte, oder daß hierarchiſcher Einfluß einen Fanatismus oder wohl gar einen Myſtizismus erwecken könnte, wodurch die ſchönſten Lebensblüten im einen Fall blind zertreten, im andern mit raffinirtem Blödſinn im Keim verkrüppelt werden. So bedeutend das Kloſterweſen in Trier bis zur franzöſiſchen Revolution war — (noch im Jahre 1794 gab es dort zwanzig Klöſter; früher noch mehr), ſo wenig daſſelbe auch dort, wie anderwärts, jene Gebrechen verläugnen konnte, die es, wie aus ſeiner Natur hervorgeht, erzeugen mußte, ſo manchen nicht ungerechten Tadel früherhin ſogar die Domgeiſtlichkeit auf ſich lud, — immer legte gerade der Kurfürſt ſchon aus landesherrlichen Rückſichten heilſame Beſchränkungen an, welche er leichter, als jeder weltliche Fürſt, durchführen konnte. Auch die ſchwere Prüfungszeit der Revolution darf als kräftige Gegenwirkung gegen eine Verſumpfung in Bigotterie nicht vergeſſen werden. Und die kräftigſte liegt wohl in den beiden andern Elementen des Volkscharakters, „freiſinnig und froh.“

Der Katholizismus trägt in Trier vorzugsweiſe eine heitere Farbe. Er miſcht ſich traulich in jede Lebensfreude des Volks und der einzelnen Familien; ja er ſelbſt iſt hier eine der ſchönſten mit. Kommt einmal im Lenz nach Trier; wenn die Schwalben wiederkehrten und die Lerchen ſich jubilirend aus der jungen Saat emporſchwingen, wenn die Euerner Flur in weißer Blütenpracht vor euch aufgerollt iſt! Seht: dann iſt die Stadt durch viele Tauſende von Pilgern belebt, die zu jenen Heiligthümern nach St. Mathias hinauswallen, welche der Trierer zugleich als Nationalheiligthümer betrachtet; in langen Prozeſſionen ziehn die Fremden durch die Straßen, und Einheimiſche ſchließen ſich an. Die Fahnen wallen, geiſtliche Lieder ertönen, jedem Zug geht ein eigener

wohlbestallter Brudermeister mit dem Heroldsstabe vokan, hohe, bunt bemahlte und vergoldete Kerzen werden als Weihgeschenke zu den Altären gebracht, und haben die Wallfahrer ihre Andacht verrichtet, dann lagern sie sich unter Gottes freiem Himmel auf dem Markt und halten dort ihr einfaches Mal; wo sie an einem Hause vorbeikommen, tritt ihnen der Hausvater entgegen, beut ihnen die Hand, und bewillkommt sie als liebe Gäste. — Erlebt einmal in Trier eine Charwoche mit ihren ernsten, bedeutsamen Zeremonien, ein Osterfest mit dem vollen Jubel der Unsterblichkeitsgedanken, eine Frohnleichnamsfeier mit ihrer Blumen- und Kinderfülle, ja, jeden Sonn- und Festtag des Jahres, möcht' ich sagen! Wie das festliche Geläute von allen Thürmen Jung und Alt schon mit dem allerfrühesten Morgen in die Gotteshäuser ruft! Drinnen, welch ein Glanz der Altäre; die erhabenen Kirchenmusiken, der würdevolle Ritus, die ergreifende Todtenstille der Gemeinde in jenem Augenblick, wenn der Priester die Hostie hoch emporhebt, und das unblutige Opfer auf geheimnißvolle Weise vollbringt! Dies Alles erlebet, meine Freunde, und ihr werdet, welcher Konfession ihr auch angehören möget, die unerschütterliche Treue begreifen, mit welcher die Trierer am Katholizismus hängen.

Und nun begleitet mich in die Gebäulichkeiten des weiland Frauenklosters zu St. Irmina, welches das älteste in Trier war. Eine fränkische Königstochter Irmina soll es im siebenten Jahrhundert auf der Stelle gegründet haben, wo sich früher eine prachtvolle römische Getraidehalle befand; die Nonnen zu St. Irmina hatten in kurfürstlichen Zeiten das Recht, einen Vertreter des Klosters in die Reihe der geistlichen Landstände zu senden. Jetzt walten in jenen Mauern andere Nonnen, deren jede das heilige Gebot Christi: „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst," im Geist und in der Wahrheit vertritt. Es sind die barmherzigen Schwestern von der Kongregation des heiligen Paulus, — Jungfrauen, welche freiwillig den stillen Schooß der Familie verlassen, welche an den reichen Hoffnungen lächelnd vorübergehen, die ihnen die Zukunft, als glücklichen Bräuten und Hausfrauen, entgegenbeut, — welche, statt der Hand des Geliebten, die des Leidenden ergreifen, den sie vorher nie gesehen haben, — welche, statt mit lieblichen Kindern zu tändeln, Nächte lang am Bette des Kranken wachen, und seine Pulsschläge zählen, — welche sich um keine neue Mode aus Paris, wohl aber um den Verband kümmern, den sie jetzt anzulegen haben, — welche keinen Pfennig besitzen, und doch so reich sind! Sie opfern Das, was wir mit Recht den Beruf des Weibes nennen, und sie tragen dafür die Krone der Weiblichkeit, die der Menschlichkeit, so anspruchlos,

so stillselig, und doch so unbewußt. So wenig ich je verhehle, was ich vom Klosterwesen in unserer Zeit im Allgemeinen halte, eben so sehr verehr' ich von Herzensgrunde jene klösterlichen Institute, deren Mitglieder, seyen es Männer oder Frauen, ihr ganzes Leben dem Berufe der Krankenpflege widmen; vor diesen entblöset die Häupter, nicht vor dem Manne mit dem Orden auf der Brust und mit dem Stein drunter, nicht vor der Dame in der prachtvollen Karosse, die ihr, weil sie hochgeboren ist, nach einem einfältigen Herkommen grüßet, und die eures Grußes nicht werth ist. Nicht die Geburt, nicht der Rang allein adeln; die Menschenliebe adelt am schönsten, und Der nur ist ein echter Edler, der bei offenen Sinnen das weiteste Herz für die Menschheitt, und sein ganzes Herz für Jeden offen hat, den ihm Gott in den Weg führt. „Ehret die Frauen!" sang unser unsterblicher Dichter. Hier wird dies Wort doppelt wahr. Ueberhaupt, wie viel Thränen, im Stillen geweint, hat der Trier'sche Frauenverein schon getrocknet, und wie selten hat dabei der Leidende die Hand geahnt, welche sie ihm trocknete. Doch seyen wir auch gegen die Männer nicht ungerecht; gestehen wir es uns viel lieber, daß zwischen beiden Geschlechtern in Trier ein Wetteifer besteht im Lindern fremder Noth, ein großartiger Wetteifer, bei welchem sich alle Stände, Reiche wie Arme, gleich betheiligen; die schönsten Beweise empfanden noch kürzlich die durch Brand verunglückten Gemeinden. Und fügen wir noch einmal auch ausdrücklich hinzu, daß dieser Wohlthätigkeitssinn eine Zartheit im Geben zur Folie hat, welche den Werth des Edelsteins für den Empfänger erhöht. —

Im weiteren Kreise gibt sich diese treffliche Eigenschaft des Gemüths als Gastlichkeit kund, welche lebhaft an die von Alters her wohl bekannte Tugend unserer Urväter erinnert. Ehrbarkeit und Biedersinn und Treue in der Freundschaft reihen sich daran. Der echte Trierer sagt Dir's gerade heraus, wie er's meint; er ist zu stolz, um sich irgend einer schielenden Wendung zu bedienen, geschweige eine Lüge zu überzuckern. Bei aller seiner Gefälligkeit und Gutmüthigkeit bedenkt er sich, Dir sein Wort zu geben, — aber wenn Du es hast, dann kannst Du darauf bauen. Soll ich's mit Einem Worte sagen: er hat vielleicht manche Ecken, an denen sich unsere feine, glatte Zivilisation stößt; aber er hat dafür auch den gesunden Kern in sich, und, Gott sey Dank, jenen Firniß noch nicht, der manche Menschen von heute meistens nur um so unausstehlicher macht, je mehr sie damit glänzen, und je mehr die innere Roheit unter allem Lack und Firniß zu Tage kommt.

Die zweite Grundeigenschaft des Trier'schen Volkscharakters ist die Freisinnigkeit. Der freie Sinn aber gibt das freie Wort, und das freie

Wort ist der unentbehrliche Sicherheitszeiger auf dem Zifferblatt jener großen Maschine, genannt Staat. Dieser Zeiger gibt immer getreulich kund, wenn irgend ein Triebrad einen Zahn verloren hat, (wie das bei einem komplizirten Mechanismus kaum anders möglich ist,) oder wenn es um einen zu viel erhielt, wie das bei Reparaturen wohl auch zu Zeiten in Eil und Angst vorkommen mag; der Zeiger weist, wie gesagt, jede Störung getreulich nach, und drum ist es vortheilhaft, auf ihn zu achten. Daß aber der Freisinn in Trier ein echt deutscher ist, Das könnt ihr daraus abnehmen, daß sich das Trier'sche Bürgerthum — und dies habe ich hier vorzugsweise im Auge — in seinem Thun und Lassen nie von der graden und sicheren Bahn der Gesetzlichkeit entfernt. Wann hörte man wohl je in Trier von dem Gespenst geheimer Umtriebe, von politischen Untersuchungen und dergleichen? Man kennt Das dort nicht. Der ruhige Bürger leistet den Gesetzen des Staates gern Genüge, und um so lieber, wenn er sieht, daß man ihm Vertrauen schenkt, und wenn er sich nicht von Beamtenwillkühr beengt fühlt. Mit gerechtem Stolz blickt er auf seine Institutionen, als auf das theuerste Kleinod, welches ihn für eine schwere Zeit reich entschädigt, und mit Vertrauen blickt er in die Zukunft, von welcher er den festen Fortbestand dieser Institutionen erwartet. Man schreibt ihm gemeinhin eine Vorliebe für Frankreich zu. Es liegt etwas Wahres und etwas Unwahres zugleich in dieser Annahme. Wahr ist es, und sehr natürlich, daß er mit Liebe an Frankreich denkt, weil er durch eine eigenthümliche Fügung von dort her jene urdeutschen Institutionen erhielt, die dem freien deutschen Sinne des Mosel- und Rheinländers so sehr entsprechen. Unwahr wäre es, wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, daß eine solche dankbare Erinnerung ihn dem deutschen Wesen entfremde. Nein, der Trierer ist gut deutsch.

Der dritte Grundstoff des Trier'schen Charakters ist der Frohsinn. Er ziert die Fahne einer feurigen Nationalgarde, in deren vorderster Reihe die Namen Casler, Pisporter, Zeltinger, Scharzer, Brauneberger, und noch manche andere ruhmvoll verzeichnet stehen, und deren nähere Bekanntschaft ich euch, meine Freunde, nicht dringend genug empfehlen kann. In allen Nöthen und Stürmen, unter allen Lasten und Sorgen hat der Trierer den Frohsinn sich bewahrt, der ihn nicht verläßt, der ihn tröstet und aufrichtet. Es ist nicht jene feine, echtfranzösische Lebenskunst, wie in Mainz, nicht jener markige, funkensprühende Volkshumor, wie in Köln, was ich meine; der Trier'sche Frohsinn liegt zwischen beiden in der Mitte, ohne sie erreichen zu können; er ist stiller, beschränkter, behäbiger. Er ruft das Volk nicht in Masse auf die Straße,

er bewirkt kein öffentliches Leben, er bringt keinen Karneval zu Stande. Dafür aber verschönert er die engeren Kreise des Familienlebens; er lockt die Eltern, die Kinder, die Hausfreunde und Gäste hinaus in irgend eines von jenen reizenden, stillen Thälern, auf einen jener Aussichtspunkte, woran Triers Umgebungen so reich sind. Oder die muntern Freunde ziehen mit Flaschen und Gläsern hinaus in den Wald, und lagern sich um die klare, kühle Quelle; doch glaubet nicht, daß sie Hydropathen werden wollen. Seht, ein paar Botaniker von der Gesellschaft zerstreuen sich im Walde, und bald kommen sie wieder mit reicher Ausbeute beladen, doch nicht um sie in's Herbarium zu legen; nein, eine Menge verschiedener Kräuter (Waldmeister ist ihr Herr und König) werden in Reih' und Glied vor euch ausgestellt, und als Rekruten gemustert; sie sollen in die berühmte Nationalgarde eintreten; der mächtige Napf wird zum Sammelplatz, und nun beginnt unter frohen Liedern das große, geheimnißvolle Werk. Die Elfen lauschen in alten Eichelhülsen, und eh' ihr's merkt, huscht euch ein Neugieriger dieses unsichtbaren Völkchens über die Stirne, und haucht euch über die Augen, daß euch das breite Laubdach der Eiche als Königshalle erscheint, grünfunkelnd von Edelsteinen, und daß ihr schmucke Reihen von Vasallen vor euch seht, geharnischte Sonette oder gepanzerte Lieder; oder ihr erblickt einen unergründlichen goldnen See, dessen Ufer mit weißem Marmor eingefaßt sind; mitten aus den Fluten erhebt sich eine schlanke duftende Wunderblume, und grüne Inseln schwimmen in den Wogen umher. Da weckt euch „ein Klingen wie Flöten so süß, wie Stimmen der Engel im Paradies;" ein Freundesarm hält euch umschlungen; die grünen Römer sind's, die Musik machen, und der Geist des „Maiweins" war der Zauberer, der euch in's schöne romantische Land entrückte.

In einer anderen, aber gleichwohl verwandten Weise, gab sich der Frohsinn in früherer Zeit bei gewiegteren Männern kund, nämlich in dem Institut der Schoppenstecherei. Ihr fragt mich um das Nähere darüber? Ich erzählte es schon an einem andern Orte, aber vor so wenigen Zuhörern, daß ich wohl nicht in die Erbsünde alter Anekdotenjäger verfalle, wenn ich es wiederhole. „Einen Scherz in Ehren soll Niemand wehren," dies sey meine Vorrede zur zweiten Auflage. Nun denn hört: „Zur Zeit, als der König von Frankreich so grausam gegen den Templerorden gewüthet hatte, machten sich einige in Cypern gebliebene Brüder, glaubhaften Ueberlieferungen zufolge, mit einem Becher, einer Lanze, und einem tüchtigen Schluck auf die Reise, und fuhren, als Weinschröter verkleidet, bis an den Rhein, und die Mosel

hinauf bis gen Trier. Dort versammelten sie sich in der Kiliansnacht, Schlag zwölf Uhr, in einem Hause, welches die profane Welt schlechtweg Trinkstube nennet. Und sie tauften den Becher aus Cypern aus Vorsicht nach der Landessitte „Schoppen;" Dies geschah aber, indem sie ihn zum ersten Mal mit echtem Mosler füllten, der Moslim gedenkend im Morgenland, und ihn austranken, einer nach dem andern, und zwar jeder so oft, als Dies menschlicher Kraft möglich ist. In jener verhängnißvollen Mitternachtstunde geschah es, daß die edlen Tempelherren den Gedanken auf's neue aufgriffen, ihren Orden nicht aussterben zu lassen; um aber diesen Vorsatz gewisser zu erreichen, beschlossen sie, demselben einen ganz andern Namen zu geben, und zugleich einen ganz andern Zweck unterzulegen. Nun ist es bewiesen, daß der Wein gewissermaßen, d. h. übermaßen, des Menschengeschlechts gefährlichster Widersacher sey. Derohalben beschlossen die edlen Ritter, dem Wein ewige Feindschaft zu schwören, in solcher Weise, daß sie mit größter Selbstaufopferung dies fürchterliche Getränk allmählig vom Erdboden vertilgen wollten. Und es ward ihm Fehde entboten, und die Lanze geweiht im Namen der Ehre und des hohen Ritterthums, auszustechen jenen furchtbaren Feind, der da im Schoppen hauset, und „Schoppenstecher" nannten sich von nun an die treuen Ritter. Der Bund, den sie beschworen, sollte aber geheim gehalten werden vor den Augen der profanen Welt, und diese Satzung ward abgemacht, daß nur Der fortan zum Ritter geschlagen werden dürfe, den vierundzwanzig Schoppen nicht schlagen konnten; und der Spruch dazu hieß: „Das leide vom Wein, und von keiner andern Flüssigkeit auf Erden!" Hochmeister und Großkanzler sollte aber nur Der werden können, welcher den Erbfeind fünfzig Mal niedergestochen, und Knappendienste müßten Die verrichten, deren Mannhaftigkeit es nicht über zwölfmal hinausbringe. Da ward ausdrücklich festgesetzt, daß schwerer Dämel, so wie K.....jammer, die Würde wieder vernichte; doch ein leichter Schlummer, so sieben Tage und Nächte nicht überdaure, sey gestattet zur Erholuug für künftige Kämpfe. Und da der Orden, seinem innersten Wesen nach, so wie um bösem Leumund zu steuern, endlich auch wegen seiner philanthropischen Tendenz Geheimbund bleiben müsse, und daher alle äußeren Abzeichen ausschließe: so sollten an die Meistleistenden, zur Aufmunterung für die in guten Werken noch schwächeren Mindestvertragenden, eigene Patente ausgestellt, von Hochmeister und Großkanzler gefertigt, und an die mannhaftesten Brüder vertheilt werden." — Dies ist die authentische Geschichte von dem Ursprung der edlen Schoppenstecherei, deren beide Achsen Trier und Koblenz waren, so daß sich alle Bestrebungen der

geheimen Brüder in einer retrograden ekliptischen Ellipse bewegten. Gravitation war übrigens das astronomische Grundgesetz des Bundes; er betrachtete es auch von der politischen Seite, jedoch machte er auf dem Felde der Politik eine ganz paradoxe Anwendung davon, nämlich die Intervention. Man weiß, daß Eifersucht zwischen größeren und kleineren Höfen gar oft schon der gefährliche Zündstoff zu bedeutenden Kriegen war, und es läßt sich ferner wohl nicht läugnen, daß Gasthöfe auch Höfe sind, wenn auch nicht alle Höfe gastlich sind. Der Schoppenstecher wußte sodann, daß auch bei Gasthöfen Kabinettsintriguen vorkommen, und Reibungen erzeugen, welche für den Bestand der öffentlichen Ruhe nicht anders als bedenklich werden können. Deßhalb suchte nun der echte Schoppenstecher bei besagten Höfen als Vermittler aufzutreten, und deßhalb strebte er, unermüdet von einem zum andern gehend, jeden zufrieden zu stellen, wobei er bei keinem die „Etikette" übersah. So machte er an jedem Abend eine diplomatische Patrouille von einem erlauchten Hofe zum andern. Aber wie alles Irdische leider eine Zeit des Verfalles erleben muß, so auch das weiland hochberühmte Institut der Schoppenstecherei. Die Hofmarschälle der genannten Höfe haben sich in ihrem Wesen im Vergleich zur Vorzeit nicht verschlechtert, — im Gegentheil, sie und ihre Weine sind wo möglich feiner geworden, als sonst; aber die Brüderschaft der Schoppenstecher ist verzagter geworden. Während sich sonst die Zahl der Reisenden durch die Anwendung neuer und schnellerer Kommunikationswege vermehrt, ist die Zahl unserer geheimnißvollen reisenden Weinvertilger sehr zusammengeschmolzen, und es gibt jetzt fast nur so viel Knappen, als es früherhin Ritter gab. Man begnügt sich jetzt mit ein paar Flaschen, und zwar mit Beobachtung der „Ortseinheit;" im allerbesten Fall wechselt die Szene zwei bis dreimal an einem Abend. Wie lange wird es noch währen, so geht es mit den Schoppenstechern, wie mit den Mohikanern, und ein Trier'scher Cooper schreibt einen Roman vom „letzten Schoppenstecher!"

Glaubt übrigens nicht, meine Freunde, daß der Trier'sche Frohsinn etwa einzig und allein gleich Perlen aus dem Grunde des Bechers emporsteigt! Eine höhere Potenz, die Musik, greift hier noch mächtig wirkend ein und veredelt die echte Lebensfreude. Der Gesang, besonders in neuerer Zeit durch treffliche Männer mit warmer Vorliebe gepflegt, hat eine Liedertafel aufgeschlagen, an der jeder frohe und gebildete Mensch, gleichviel, welchem Stande er angehöre, ohne Umstände Platz ergreifen darf. Da zeigt sich recht die volle, unmittelbar eindringende Macht der Kunst, und Schillers Lied von der Freude findet hier einen

lebendigen Kommentar in allen Herzen. Glück auf und lang Gedeih'n! — Ein anderer Brennpunkt des gesellschaftlichen Zusammenlebens ist das Kasino, wo der Tanz sein schönes, unverjährbares Recht geltend macht. — Ich merke, daß euch eine Frage auf den Lippen schwebt, meine Freunde, und — was gilt's — ich errathe sie, bevor ihr sie aussprecht. Ihr möchtet wissen, ob in Trier nicht auch, wie in vielen Städten gleichen Ranges, jenes Gespenst spukt, das wir uns schon von weitem durch alle möglichen Exorzismen vom Leibe zu halten suchen, jener böse Kobold, der überall, wo er sich zeigt, die Geselligkeit vergiftet, — der Kastengeist? Die Antwort ist schwer und ist leicht, — wie man's nimmt. Ich für meine Person bin ihm in Trier nie begegnet. Aber bestimmt kann ich es deßwegen noch nicht behaupten, daß ihm Trier eine terra incognita ist. Um diesen scheinbaren Widerspruch zu lösen, will ich euch nur bekennen, daß ich mich in Trier stets am liebsten im wackern Bürgerthum bewegt habe; das Bürgerthum aber messe ich mir im weitesten Kreise nach dem entsprechenden Geiste, nicht nach der bestimmten bürgerlichen Beschäftigung. Und so will ich mir denn auch über das Ganze, woran ich nur in einzelnen Kreisabschnitten Theil nahm, kein umfassendes Urtheil erlauben. Aber in jenem großen Kreise des Bürgerthums, ich wollte sagen: des Bürgersinns, einem Kreise, welcher Bürger, Beamte, und Offiziere umschließt, fühlte ich mich so behaglich, als es einem Menschen irgend zu Muth seyn kann, der im Bürger, im Beamten, im Offizier, im Geistlichen, vorzugsweise nur den Menschen erfassen will, und die Beschäftigung, das Amt, den Stand so nebenbei liegen lassen kann, wie ich. Ich muß es bekennen, daß ich in der immer größeren Erweiterung dieser schönsten Bürgerlichkeit einen Fortschritt und ein Heil für unsere gesellschaftlichen Zustände finde, wodurch wir zugleich dem Ideal des Staats immer näher kommen. Der gebildete Mann macht im geselligen Leben seine besondere Stellung eben so sehr nicht geltend, als der innerlich gemeine, sey er auch äußerlich hochgestellt, sich bestreben wird, sie als Surrogat seiner Persönlichkeit vor sich zu schieben.

Dies führt mich auf den Zustand der Bildung in Trier überhaupt, und auf das dortige geistige Leben. Es ist eine Thatsache, welche sich durchaus nicht in Abrede stellen läßt, daß die Bildung in Trier unter preußischer Herrschaft bedeutende Fortschritte gemacht hat, wobei ich nicht die blos gelehrte Bildung verstehe, (dafür sorgte auch früherhin die Universität), sondern vorzugsweise die allgemein menschliche Durchbildung des Volkes im Ganzen und Großen. — Daß die Grundstoffe dazu im Volke von jeher vorhanden waren, beweisen nicht etwa blos

die bedeutenden Männer in allen Fächern des Wissens, auf welche Trier stolz seyn darf, sondern auch die Eigenschaften des Volkscharakters im Allgemeinen, die lebendige Auffassung und Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute. Nun rechne man für's Erste die eigenthümliche Stellung Preußens hinzu, welches als Staat darauf angewiesen ist, seine Basis in der immer tiefer sich entwickelnden Intelligenz festzustellen, man rechne noch die besondere rege Aufmerksamkeit dazu, welche Preußen gerade der Rheinprovinz, einem der schönsten Juwele in seiner Krone, mit Recht widmet, die zahlreichen Anstalten für Beförderung des Schulwesens und der Lehrerbildung, der Realkenntnisse, des Gemeinwohls und der Humanität; — und man wird, wenn man die Probe macht, meine Summe richtig finden. Es ist anderseits nicht zu läugnen, daß ein großer Theil derselben nicht blos dem Volk oder der Regierung, sondern auch der Zeit selbst im Ganzen und Großen zu verdanken ist, einer Zeit, in welcher Rückschritte im Großen überhaupt gar nicht gethan werden können, und jedes Vorwärtsschreiten des Einen gleich wieder das verdoppelte des nächsten Andern zur unmittelbarsten Folge hat. Dies zeigt sich wohl am auffallendsten in der Industrie. Darin war Trier am längsten zurück (die Gründe, weßhalb? lassen sich hier nicht so schnell entwickeln), ja, es herrschte sogar geraume Zeit jenes leidige Vorurtheil, das uns im Allgemeinen auch anderwärts um unsre besten jungen Kräfte und Säfte betrogen hat, — das Vorurtheil des kleinlichen, verzagten Egoismus, welches die Jugend zum Staatsdienst, als zur „sichern Versorgung" hintrieb, und dadurch den Staat zu einer Pfründneranstalt machte, während es abschreckte von dem Einsatz der Persönlichkeit in's große Lotto der Industrie. Und doch gewährt dies vermeintliche Lotto eigentlich die größte Sicherheit, nämlich für solche Geister, die sich vor dem wahrlich kleinen „großen Loos" einer lebenslänglichen Versorgung schämen und fürchten. Ich kann hier nicht alle Folgerungen einer unabhängigen bürgerlichen Stellung für den Nationalgeist im Einzelnen anführen. Aber Das ist jedenfalls gewiß, daß sie für denselben nur zum Vortheil ausfallen. Zunächst muß nämlich das Bürgerthum dadurch diejenige Stellung im Staate erringen, die ihm der Natur nach gebührt; es muß so recht das warme, freie Herz des Staates werden, das seine Adern durch den ganzen Organismus aussendet, das dem Haupt wie den Füßen das frische Blut zukommen läßt. Gewiß, die Industrie befreit allmählig das Bürgerthum von vielen alten und neuen „Servituten", von jener des servilen Sinnes zu allererst, und wo kein serviler Sinn ist, da hat die fremde Anmaßung auch keinen Haltpunkt. Neben der Industrie muß

das elende Schmarotzer-Schlingkraut des Philisterthums, das dem Baum die besten Säfte abzieht, verdorren. Die Industrie gleicht die schroffen Gegensätze der Kasten aus. Indem sich der Geist kühn die Elemente dienstbar macht, vergeistigt sich die Menschenkraft, und die allgemein-menschliche Bildung erhält freie Bahn, um immer tiefer in die Masse eindringen zu können. Das Volksschulwesen wird zu einer immer größeren Vervollkommnung mit fortgerissen, und auch gerade den gelehrten Schulen wieder ist die Möglichkeit gegeben, auf einem abgedämmten Grund und Boden, welcher nicht mehr von der Masse überschwemmt wird, um so reifere und tüchtigere Früchte für Staat und Kirche zu erzielen. Einen Maßstab, wie das geistige Leben in Trier seine Kreise in den paar letzten Jahrzehnten erweitert und die verschiedenen Klassen der Bevölkerung immer mehr durchdrungen hat, gibt die größere Theilnahme an der Literatur; hier ist ein Bedürfniß entstanden, welches mehrere Buchhandlungen wetteifernd zufrieden stellen, und wobei wohl jede ihre Rechnung findet.

Und nun, meine Freunde, lasset uns für diesmal von Trier Abschied nehmen. Wir thun es voll schöner Hoffnungen für deine Zukunft, wackere Treviris! Möge dir die Mosel-Dampfschiffahrt manchen Gast bringen, der deine landschaftlichen Reize beobachtet, dein historisch-archäologisches Interesse wahrnimmt! Möge der raschere Verkehr deinem Handel neuen Schwung, deiner Industrie ermunternden Absatz, deinem Wohlstand reiches Wachsthum bringen! Möge dabei dein Bürgerthum immer so bieder bleiben, wie es ist, und mögen endlich Vertrauen und Eintracht stets wie Sterne der Zukunft über den großartigen Denkmalen deiner Vergangenheit leuchten!

Wenn wir Trier verlassen haben, und am linken Moselufer stromaufwärts wandelnd der Heerstraße folgen, welche nach Luxemburg führt, so erreichen wir in etwa zwei Stunden das Dorf Igel in einer anmuthigen Gegend, schräg über von Conz, wo die Saar in die Mosel mündet. Bei Igel fesselt das römische Monument, welches sich rechts neben der Straße erhebt, unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade. In einer Höhe von zweiundsiebzig Fuß raget dies Familiendenkmal der Secundiner, welches Göthe einen architektonisch-plastisch verzierten Obelisken nennt, und über dessen Ursprung und Bestimmung sowohl ältere als neuere Gelehrte die widersprechendsten Vermuthungen aufstellten, indem es einige für ein Denkmal zur Erinnerung an die Ver-

mählung des Constantius mit der Helena hielten, andere es als ein Gedächtnißmal an die Geburt des Caligula (Cajus Igula!), wieder andere für ein Monument der Apotheose irgend eines Mitgliedes des Kaiserhauses erklärten. Wyttenbachs Deutung (in seinen „neuen Forschungen über die römischen architektonischen Alterthümer im Moselthale von Trier") scheint mir die richtigste zu seyn: „Zwei Hauptvorstellungen gehen durch das Ganze (der Bildwerke), eine natürliche, das häusliche und bürgerliche Leben darstellend, und eine poetische (allegorische) auf das Götter- und Heroenleben anspielend. Beide stehen nebeneinander; beide heben und ergänzen sich; aus einem flüchtet der Mensch sich gerne in das andere." So faßt Wyttenbach die Bedeutung der Bildwerke auf, welche alle vier Seiten des Igler Denkmals vom Sockel an bis zur Spitze hinauf schmücken. Und Göthe äußert sich darüber folgendermaßen: „Soll man den allgemeinsten Eindruck aussprechen, so ist hier Leben dem Tode, Gegenwart der Zukunft entgegengestellt, und beide untereinander im ästhetischen Sinne aufgehoben. Dies war die herrliche Art und Weise der Alten, die sich noch lange genug in der Kunstwelt erhielt." Als Zeit der Errichtung des Denkmals nimmt Göthe die Epoche der Antonine an.

Von Igel aus führt uns nun der Weg längs der Mosel bis zur Mündung des Gränzflusses Sauer, über welchen sich hier eine Brücke wölbt. Am jenseitigen Ende derselben liegt das erste luxemburgische Städtchen, Wasserbillig, und wir wandern jetzt landeinwärts in das Großherzogthum Luxemburg. Bis Grevenmachern bleibt die Mosel noch unsere Führerin.

Hinter dieser Stadt verändert sich das Terrain, und die Landschaft nimmt immer mehr einen ernsten, fast möcht' ich sagen düstren Charakter an, wie wir ihn bisher nicht gewohnt waren; — allerdings hatte uns auch das gesegnete, freundliche Moselthal ziemlich verwöhnt. Man merkt, daß man den Ardennen näher kommt, deren wilde Romantik uns schon ihre ersten Grüße entgegensendet. Immer höher führt die Straße, und hinter Roth windet sie sich, jähe Abfälle zur Seite, vollends bis zum Rücken der breiten Hochebene hinan. Der Boden wird kärger, die Vegetation dürftiger, und auch die Kultur scheint damit gleichen Schritt zu halten. Dies verrathen wenigstens die Wohnhäuser der Landleute, — ärmliche Hütten, aus Schiefer und Lehm mehr zusammengeklebt, als gebaut. Indessen hat doch auch eben jene düstere Physiognomie des Landes wieder ihren besonderen Reiz, für solche Wanderer nämlich, die nicht blos das Schöne als eigenthümlich, sondern auch das Eigenthümliche als schön zu erfassen verstehen. Und wahrhaft eigen-

thümlich ist der Blick von den Höhen des Gebirgszuges in die dunkeln Thalschluchten hinab. Eigenthümlich ist auch der Volkscharakter. Er trägt die ernste Farbe des Landes; er gemahnt dich lebhaft an die gewaltigen Bergrücken, an die dichten Wälder, welche es durchziehen, an die frischen, aber rauhen Winde, welche dich auf der Hochebene oben umbrausen. Die Schale des Volkscharakters ist fest, rauh, und voll Stacheln, als wolle sich der Kern darin wehren, von jeder nächsten besten Hand angefaßt zu werden; aber es ist immerhin ein kräftiger Kern, der alle Achtung und jede Pflege verdient. Einfach und derb von Wesen, Sitte, und Sprache, — Jahr aus Jahr ein, Sommer und Winter blos die blaue Blouse auf dem gedrungenen, nervigen Leibe, — unbekannt mit den feineren Bedürfnissen des Lebens, geschweige des Luxus, — hält der Mann hier zu Land treu und trotzig am Alten, und vertheidigt es gegen jeden Angriff mit um so größerer Hartnäckigkeit, je plötzlicher ein solcher geschieht, je unbedingter und unabweislicher sich ein solcher ankündigt. Ja, die Abwehr kann in ihm sogar eine Abneigung erregen, welche sich nachhaltig festsetzt, und schwer auszutilgen ist, eine Abneigung gegen Fremde, die übrigens auch durch politische Gründe weiter erklärt werden kann. Man sieht, es ist so viel vortrefflicher Urstoff im Charakter dieser tüchtigen Söhne der Natur, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, dem Ziel durch Liebe und Milde, Geduld und Vertrauen näherzuarbeiten. Ein solcher Versuch wird gewiß fast nie ohne günstige Resultate bleiben. Der Trotz, den kein Gegentrotz bezwingen kann, wenn nämlich letzterer nicht gerade die Uebermacht als Schild vor sich schieben kann, fügt sich langsam, ich möchte sagen: er bröckelt sich nach und nach ab. Wenn du dem Luxemburger Beweise gibst, daß du das Schätzenswerthe in seinem Wesen wirklich schätzest, wenn du dies frisch und treu erfassest, so läßt er sich wohl einen Knoten nach dem andern im Netze des Vorurtheils lösen. Und allerdings sind hier noch manche solche Knoten zu lösen. Wo der Mensch, wie hier, fast lediglich im Schweiße des Angesichts mit der Natur wacker ringen muß, um ihr Das abzugewinnen, was sie anderwärts Glücklichen freiwillig spendet, wo der Landmann, wie hier, den widerspenstigen Boden oft mit sechs Pferden pflügen muß, während die Viehzucht wieder durch häufigen Futtermangel beeinträchtigt wird, — da bleibt freilich wenig Zeit und Lust übrig für geistige Entwicklung; es ist Thatsache, daß bei den untersten Klassen der Bevölkerung bis in die neueste Zeit die Kenntniß des Lesens und Schreibens noch immer etwas Seltenes war. Die Regierung hat es sich bis zur Zeit der Revolution allerdings angelegen seyn lassen, den Volksunterricht sowohl

durch Schulen, als auch durch Heranbildung von Lehrern, so wie durch Aufmunterung zu befördern; die Revolution machte aber mitten in diesen erfreulichen Bestrebungen eine nachtheilige Pause. Neuerdings sieht man wieder ein regeres Leben. Aus von der Regierung dafür angewiesenen, nicht unansehnlichen Fonds wurden in den Dörfern schöne Schulhäuser erbaut; in aller Weise sucht man fortwährend den Besuch der Schulen zu fördern, und die Bevölkerung selbst benutzt diese dargebotene Gelegenheit mit einer Gewissenhaftigkeit, die aller Ehren werth ist, und in Kürze auch schöne Früchte bringen wird, — besonders aber dann, wenn man höheren Orts auch bei Besetzung der Lehrerstellen die Befähigung der Lehrer noch schärfer und strenger überwachen wird, als Dies bis jetzt der Fall war. Eins fällt uns Deutschen im Luxemburger Land schmerzlich auf: die geringe Liebe des Volkes für die deutsche Sprache. Und doch gehört ja Luxemburg, — und zwar nach älteren Anrechten, als jener Traktat von 1815, — durch gemeinsame Abstammung und Geschichte dem großen Gesammtverbande aller Deutschen an. Zwar predigen die Geistlichen deutsch, aber die unteren Klassen reden lieber wallonisch, die höheren Klassen und der Mittelstand sprechen französisch, und auch die gerichtlichen Verhandlungen werden in dieser Sprache gepflogen. Letzteres hat auch noch den Uebelstand zur Folge, daß die unteren Klassen, welche das Französische selten verstehen, über den Stand der Rechtssachen keine richtigen Begriffe erhalten können. Möchte die Wiederherstellung der alten landständischen Verfassung, (deren Ursprung hier aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts datirt), dieses echtdeutschen Instituts, in Luxemburg auch auf die Herstellung des Sprachverbandes einen heilsamen Einfluß ausüben, und ein mächtiger Impuls werden zur Erhaltung der deutschen Nationalität. Freilich müßten, zur Erreichung dieses Zwecks, vorher und zugleich auch noch ganz andere Hindernisse weggeräumt werden! Es müßte der Luxemburger die Ueberzeugung gewinnen können, daß es auch in den jetzigen Staatsverhältnissen dem einzelnen deutschen Stamm ehrenvoll sey, dem Verbande aller übrigen anzugehören. Der Luxemburger müßte ferner Gelegenheit haben, die anderen Deutschen als Freunde und Brüder lieben, und ihnen vertrauen zu lernen; Dies aber zu ermöglichen, kommt zuvörderst uns andern Deutschen selbst zu.

Auf der rauhen Hochebene, die wir von Roth aus erreicht haben, führt uns die Heerstraße bis zum Fetzschenhof in die unmittelbare Nähe der Hauptstadt Luxemburg. Da senkt sich die Straße vor uns plötzlich in eine enge Thalschlucht, den „Grund," hinab. Der Anblick der Stadt, welcher sich jetzt unsern überraschten Augen darstellt, ist im höchsten

Grade eigenthümlich. Auf einem Felsengebirge, welches sich 715 Fuß über die Meereshöhe erhebt, liegt die Stadt und Bundesfestung, stolz und trotzig vor uns. Tief zu unsern Füßen der sogenannte „Grund", von dem Wasser durchrauscht, welches den Saum der Wiese umschlängelt; hohe Pappeln strecken die schmalen Wipfel heran, und hinter ihnen steigen die großartigen Terrassen der anmuthigen Gärten empor, hinter welchen sich die Heerstraße zu den Werken und Thoren und über die Brücke der Felsenstadt hinanwindet. Tief im Grunde ein schlanker Kirchthurm, dessen Spitze kaum die Höhe der Festungsmauern zu erreichen scheint, und gegenüber die ungeheuren schroffen Felswände, alle zur Befestigung verarbeitet; darauf die kolossalen Werke, über welchen sich die hohen Häuser der Stadt mit den Thürmen der Schloß- und der Stadtpfarrkirche zeigen. Der Grund zieht sich sodann im weiten Bogen um den Felsrücken weiter, bis er sich an's schöne „Pfaffenthal" und an die reizende Vorstadt Clausen reihet. Rings um den Stadt- und Festungsberg, und um den tiefen, von der Elz durchrauschten Thalgrund, welcher denselben umschließt, zieht sich nun eine Kette von Forts, deren viele durch in den Felsen gesprengte unterirdische Gänge mit der Festung zusammenhängen. Am entgegengesetzten Ende der Stadt, wo das Neuthor steht, breitet sich der Hochrücken des Berges weit aus; da führt gerade aus die Straße nach Arlon, links ab die nach Metz, und rechts gewahrt ihr in geringer Entfernung jenen Grünewald, der seiner Zeit so viel von sich sprechen machte. Ich verzweifle daran, die Eigenthümlichkeit der Lage Luxemburgs blos durch Worte auch in den Details zu veranschaulichen; hier muß das Auge selbst in wechselvollster Beschäftigung schwelgen. Darf ich ein Gleichniß gebrauchen, so macht der Ueberblick der Stadt den Eindruck, als sey sie mit ihren Mauern, Bollwerken, Thürmen, und Häusern aus jener einen und derselben Felsmasse gemeißelt, auf welcher sie fußt. Hier ist eine Romantik der Landschaft und der Architektur, wie vielleicht keine Festung des Kontinents sich einer ähnlichen rühmen kann; nie hat der militärische Zweck zugleich solche großartige mahlerische Wirkungen hervorgebracht, wie hier, und auch der Laie wird sich unwillkührlich eingestehen müssen: „Diese Felsenjungfrau ist so recht die unbezwingbare Hüterin Deutschlands". Die Natur selbst hat hier den größten Meistern der Kriegskunst gleichsam eine Aufforderung an ihre Talente hingestellt, und Vauban und Napoleon haben dieser Aufforderung vollgenügend entsprochen. Luxemburg wird stets das Andenken des Letzteren bewahren, wenn auch das große „N" von den Thoren, ich weiß nicht aus welchem erheblichen Grunde, verschwunden ist. Auch von deutscher Seite ist in der

neueſten Zeit wahrhaft Erſtaunliches für die Befeſtigung Luxemburgs geleiſtet worden. Wer zählt die Namen der Forts alle, deren Anlage der Laie in der Kriegskunſt nur im Allgemeinen beſtaunen, die er aber im Einzelnen nicht beurtheilen kann, weil militäriſche Vorſichtsmaßregeln die Erlaubniß zur näheren Beſichtigung beſchränken. Man würde eine Stunde Zeit brauchen, wollte man — auf ebenem Boden — die Werke in Schritten ausmeſſen, ſo verſichert man uns.

Das Innere der Stadt gewährt einen freundlichen Anblick, und der Schluß, den man gemeinhin von der Außenſeite der Häuſer auf deren Bewohner zieht, kann hier nur zum Vortheil der Letzteren ausfallen. Ueberall in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen herrſcht Ordnung und Sauberkeit; die Läden empfehlen ſich durch franzöſiſche Eleganz. Unter den öffentlichen Gebäuden nehmen die Schloß- und die Hauptkirche, das Athenäum, das geſchmackvolle neue Stadthaus, deſſen unteres Geſchoß gegen die Verbindungsſtraße zu eine Fruchthalle bildet, unſere Aufmerkſamkeit vorzugsweiſe in Anſpruch; unter den Plätzen der Fiſchmarkt, der Paradeplatz mit dem Kommandanturgebäude und der Hauptwache, und der ſchöne Wilhelmsplatz; die große Straße iſt der Corſo der Bürgerſchaft. Die Kaſernen liegen an den Wällen, welche ſämmtlich geſchloſſen ſind. Die öffentlichen Brunnen ſtehen unter militäriſcher Obhut; den Waſſerbedarf zum Kochen und Säubern liefern in den Privathäuſern Ziſternen.

Die Stellung der Bürger zu einer fremden Kriegsmacht und umgekehrt iſt ganz eigenthümlich und einzig in ihrer Art. Es bleibt für den Bürger immer ein drückendes Gefühl, auf ſeinem eigenen Grund und Boden ſich beſchränkt und umſchloſſen zu wiſſen, und wenn man ſich auch wechſelſeits im Einzelnen viele humane Zugeſtändniſſe macht, ſo liegt es doch in der Natur der Sache, daß ein trauliches Verhältniß zwiſchen Bürgerſchaft und Militär im Ganzen und Großen nicht erreicht werden kann. Um ſo mehr muß man ſich wundern, und es für beide Theile ehrend anerkennen, daß von offenen Reibungen und Zerwürfniſſen in Luxemburg nicht die Rede iſt. Es liegt unſerem Zwecke fern, uns auch in Details über das militäriſche Verhältniß der Bundesfeſtung einzulaſſen. Bekanntlich ſteht ſie, gemäß des Traktates vom 12. März 1817, unter einem preußiſchen Gouverneur und Kommandanten; beide hat der König von Preußen zu ernennen, und eben derſelbe ſtellt drei Viertheile, der König der Niederlande das letzte Viertheil der Beſatzung; indeſſen blieb Luxemburg fortwährend (mit Ausnahme des Jahres 1831, wo einige Monate lange auch Lippe'ſche und Waldeck'ſche Truppen als Verſtär-

kung einrückten) ausschließlich von Preußen besetzt. Die preußische Besatzung hat bedeutende Vergünstigungen, und genießt das gesellige Leben größtentheils im engeren Kreise unter sich, was übrigens für jene Offiziere, welche in die verschiedenen, zum Theil entlegenen Forts kommandirt sind, seine großen Schwierigkeiten hat. Da es in Luxemburg fast gar keine öffentlichen Vergnügungsorte gibt, so bleibt den Offizieren einzig das Militärkasino als Sammelplatz und Erholungspunkt. Es liegt, mit einem schönen Garten umgeben, auf einem Walle, und bietet eine herrliche Ansicht in's Pfaffenthal hinab. Der Bürger ist auf den Familienkreis oder die „**Estaminets**" beschränkt. Da denkt er sich bei einer Pfeife Tabak und einem Glase Bier oder Wormeldinger Wein über seine Partikularinteressen hinaus in die weite Welt, von welcher er abgeschlossen ist. Da unterhält er sich mit seines Gleichen über den Fortgang seiner Industrie, die in Luxemburg eine schöne Regsamkeit entfaltet. Oder er sinnt über die traurige Lage seines Handels nach, welcher sich nur durch den Anschluß des Großherzogthums Luxemburg an den großen deutschen Zollverein erholen kann.

Der Charakter des Luxemburger Bürgers ist im hohen Grade schätzenswerth. Die Grundelemente seiner Wesenheit sind Biederkeit und Solidität. Ein Wort, ein Handschlag gilt ihm so viel wie ein Eid. Dann heb' ich noch seinen edeln Wohlthätigkeitssinn mit besonderer Vorliebe hervor, welcher alle Klassen und beide Geschlechter gleichmäßig auszeichnet. Nicht leicht wird eine städtische Verwaltung mit solcher Vorsorge sich des Armenwesens annehmen, wie die luxemburgische, welche übrigens auch in andern Geschäftsverhältnissen durchweg von dem echten Bürgergeist der Ordnung und Humanität geleitet wird. Am großartigsten zeigte sich der Wohlthätigkeitssinn der Luxemburger in jener schweren Zeit, als der Würgengel, der von Osten kam, die Cholera, über der Felsenstadt schwebte. Damals sah man eine Hingebung und Aufopferung von Seiten der Frauen, die das deutsche Frauenherz kundgaben auch unter der eleganten Hülle französischer Sitte und Sprache; man sah eine Uneigennützigkeit von Seiten der Aerzte, eine Berufstreue von Seiten der Geistlichen, welche beiden stets zur Ehre gereichen werden. Im Jahre 1833 gründeten die Frauen Luxemburgs eine Arbeitsschule für arme Töchter, welche noch heute durch eine jährliche Verloosung weiblicher Handarbeiten erhalten wird. Besonders lebhaft interessirte sich für diese treffliche Anstalt, welche unter der Leitung der Klosterfrauen von St. Sophie steht, die Königin der Niederlande; nach deren Tode übernahm die Prinzessin von Oranien das schöne Amt einer Beschützerin. Was die Regsamkeit des

geistigen Lebens in der Stadt betrifft, so glaube ich, daß das merkliche Sinken des Wohlstandes in neueren Zeiten nicht ohne schädlichen Einfluß darauf war, und daß materielle Interessen und Sorgen zwar nicht den Sinn für Literatur und Kunst, wohl aber das lebendige Bedürfniß in den Hintergrund drängten. Die Stadt hatte stets mehrere Buchdruckereien und auch ein paar Buchhandlungen, wiewohl bis 1839 keine Buchhandlung im weitumfassenden deutschen Sinne dieses Worts! Die preußischen Offiziere bezogen ihren Bedarf an Büchern und Journalen von Trier; das sonstige Lokalbedürfniß beschränkte sich fast nur auf Schulbücher und Erbauungsschriften. Man vermißte aber im Zustande des dortigen Buchhandels dessen höhere Bedeutung für die bürgerliche Gesellschaft, einen Ueberblick des großen Zusammenhangs der deutschen Literatur, die Kenntniß ihrer Ebbe und Flut, und Einsichten in die Prinzipien des deutschen Geschäftswesens. So war Luxemburg auch in geistiger Beziehung von dem Verband mit Deutschland wie ausgeschlossen; ja, ich glaube: diese geistige Isolirung mochte wohl mit dazu beitragen, daß ein näherer Anschluß Luxemburgs an die deutschen Interessen überhaupt aufgehalten wurde; sahen wir ja doch mitten in Deutschland den Beweis durchs Gegentheil, — wie nämlich in einer Zeit der jammervollsten Zerrissenheit und wechselseitigen Entfremdung gerade nur noch die Literatur zum Panier der Einigung wurde, wie das Interesse für sie das Nationalgefühl vom Scheintod erweckt hatte, und wie auf dem großen Markte, wo Ideen ausgetauscht wurden, sich auch andere Bezüge angesponnen hatten, aus denen das feste Band der neuen Einheit gewoben ward. So wollen wir denn hoffen, daß die Eröffnung eines lebhafteren literarischen Verkehrs zwischen Luxemburg und den übrigen deutschen Landen auch in anderen Beziehungen vermittelnd eingreifen, und eine nähere Sympathie wenigstens einleiten möge. Die Linz'sche Buchhandlung in Trier hat durch Anlegung eines Filialgeschäfts in Luxemburg im Sommer des vorigen Jahres einen Versuch gemacht, der im Anfang Schwierigkeiten mancher Art zu bekämpfen hatte, welche aber durch Ausdauer und Solidität jetzt glücklich überwunden zu seyn scheinen. Gewiß wird, wenn einmal der literarische Verkehr in vollem Zuge ist, auch die Produktivität der Luxemburger wiedergeweckt werden, welche in neuerer Zeit unter dem Druck der politischen Verhältnisse erlahmt zu seyn schien, während das Land früherhin manche ausgezeichnete Gelehrte aufzuweisen hatte; — ich brauche unter andern blos die Namen Latomus, Bertels, die Wiltheime, Schannat, Bertholet anzuführen. Gewiß werden wir dann aus dem reichen Fond des kernhaften Luxemburger Volksthums Werke

erhalten, welche den tüchtigen und ehrenwerthen deutſchen Stamm in der großen Reihe verbrüderter Stämme würdig vertreten. Vergeſſen wir, in Hoffnung dieſes Zieles, auch die förderliche Mitwirkung des höheren Unterrichtsweſens nicht! Schon 1817 wurde das frühere Kollegium zu Luxemburg in ein „königliches Athenäum" umgewandelt, ein neuer Studienplan eingeführt, und ſowohl die Zahl der Unterrichtsgegenſtände, als die der Lehrer bedeutend vermehrt; 1837 erſchien ein königlich großherzoglicher Beſchluß über die neue Einrichtung des Athenäums, welchem 1838 eine Geſchäftsordnung für daſſelbe folgte. Die Anſtalt gab in neuerer und neueſter Zeit ſchöne Proben ihrer höheren Wirkſamkeit.

Luxemburg iſt katholiſch, und die Geiſtlichkeit genießt bei dem Volk großes Anſehen. Bis zum Jahr 1823 ſtand die geiſtliche Verwaltung unter dem Bisthum Metz, ſeit 1823 unter dem Bisthum Namur. Seit 1833 iſt ſie einem von Namur unabhängigen apoſtoliſchen Vikar übergeben, welcher zugleich die Funktionen eines Weihbiſchoffs in ſich vereinigt. Die früher in der Stadt beſtandenen klöſterlichen Inſtitute ſind im Lauf der neueren Zeitereigniſſe größtentheils erloſchen.

Die Reorganiſirung der Verwaltung des Großherzogthums iſt im vollen Gange, ein Werk, welches nicht blos Einſicht in alle Bedürfniſſe und Ausdauer, ſondern auch zugleich Achtung vor dem Volkscharakter, Schonung liebgewordener Ideen, kurz eher Vermittlung, als gewaltſames Brechen verlangt; denn es handelt ſich nicht blos darum, daß jeder Verwaltungszweig einer ſorgſamen Reviſion unterworfen ſey, daß für die Verbeſſerung der Landſtraßen geſorgt, die des Schulweſens als ein Gegenſtand beſonderer Wichtigkeit betrachtet und hervorgehoben werde, und dergleichen; es handelt ſich vielmehr um jene durchgreifende Verſöhnung, wodurch die völkerrechtliche Norm dauernd befeſtigt werden kann.

Die tiefen Furchen alter Mißverſtändniſſe laſſen ſich durch Nichts weniger ausfüllen, als durch ein ariſtokratiſch-gebieteriſches Auftreten, durch ein Fordern, wo man noch berückſichtigen, und durch ein Abſchrecken, wo man vielmehr aufmuntern muß. Ueberhaupt verlohnt es wohl ſtets, die Wurzel kennen zu lernen und zu ſchonen, wo man die Früchte genießen will, und man darf ſich nicht darüber beklagen, daß man keine Früchte gewinnt, wenn ein Gärtner das Grabſcheit an die Wurzel ſetzt, ſtatt blos die Erde zum Gedeihen vernünftiger Weiſe aufzulockern. Doch genug von dieſer Seite, deren Beleuchtung wir den Publiziſten überlaſſen müſſen. Wir wollten ja in Luxemburg nur den Charakter des Landes und Volkes kennen lernen, inwiefern Dies nämlich in ſo kurzer

Frist möglich ist, als wir dafür erübrigen konnten. Und so bleibt das Bild, welches wir von Land und Volk gewonnen haben, freilich nur eine flüchtige Skizze, welche für Andere vielleicht nur dadurch Interesse gewinnen kann, daß sie zu einer längeren Beobachtung anregt.

Und gewiß wird es wohl schwerlich ein Deutscher bereuen, Luxemburg kennen zu lernen, welches — unbilliger Weise — von unsern Mahlern und Poeten bis jetzt noch allzu wenig beachtet worden ist. Der Mahler findet hier eine Natur, so recht großartig, kühn, und ernst; fast Schritt für Schritt bietet die Felsenfestung mit ihren riesigen, bewundernswerthen Werken, mit ihren Vorstädten, mit der mannigfachsten Abwechslung von Gärten und Wiesen, von Häusergruppen und Abhängen, Aufnahmspunkte für durchaus neue, interessante, künstlerisch abgeschlossene Landschaftsbilder. Und welche reiche Welt der Begebenheiten und der Charaktere bieten Luxemburgs Sage und Geschichte dem Dichter dar! Schon in dem Helldunkel der Römerzeit zeigt euch die Ueberlieferung das hochragende feste Schloß **Luciliburgum**, Lützelburg. Der Held der Christenheit, Karl Martell, verschenkt es, so meldet die Ueberlieferung weiter, an die Abtei St. Maximin bei Trier; Siegfried, Graf von den Ardennen, bringt es durch Tausch von St. Maximin an sein Geschlecht. Stattlich und stolz wächst der Baum dieses Geschlechts empor; über dem Wipfel aber schwebt die schöne Melusine in ihrem langen weißen Schleier, der sie wie Fittige trägt; hört ihr wohl die herzzerreißende Klagestimme in den Lüften, wenn die liebende Ahnfrau, wie eine fromme Schwalbe, dreimal das Schloß umkreiset? Aus der Reihe der mannhaften Luxemburger Grafen tritt Hermann hervor und als Gegenkönig dem Kaiser Heinrich IV. gegenüber, — in der zweiten Linie der streitbare Graf Heinrich von Namur, der Blinde (1136 bis 1196). Heinrich IV., Graf von Luxemburg, besteigt 1308 den deutschen Kaiserthron, als Siebenter dieses Namens, ein Mann voll hoher Gedanken, voll Thatkraft, Würde, und Beharrlichkeit in sturmvoller Zeit. Und welch eine Gestalt, — dieses Heinrichs Sohn, der ruhelose Johann, König von Böhmen! Als Ritter voll Drang nach Abenteuern und voll Durst nach Ruhm, als Reichsfürst voll Begierde, das Oberhaupt des deutschen Reiches, Ludwig den Bayer, sein Gewicht fühlen zu lassen, wie ein wahrer Proteus zwischen den Gewaltigen der Erde umherwandelnd auf den glatten Wegen einer fremden, undeutschen Staatskunst, hier vermittelnd, dort drohend, hier geschmeidig, dort imponirend! Und wie sein Leben eigenthümlich, so auch sein Tod, so auch sogar das Schicksal seiner Leiche! Ritterlichen Muthes ficht der blinde König in der Schlacht bei Crecy (1346) für Frankreich gegen England, und er-

zwingt sich durch den Heldentod die Bewunderung des Siegers. Dieser läßt die Leiche des blinden Königs einbalsamiren und zu Luxemburg im Münster (Benediktinerkloster) bestatten. Von dort wird sie 1542 zu den Franziskanern, von da 1592 in die neuerbaute Abtei Münster gebracht, wo Erzherzog Albrecht 1613 ein prachtvolles Grabmal darüber errichtet. Bei der Belagerung Luxemburgs durch die Franzosen 1654 verbrennt die Kirche; die Leiche wird gerettet und nach Herstellung des Klosters wieder dort beigesetzt. 1795 werden Kloster, Kirche, und Grabmal niedergerissen, die Königsleiche wird jedoch abermals gerettet; ein Fabrikbesitzer läßt sie heimlich in einem Tragkorbe aus Luxemburg fortbringen und verwahrt sie in seiner Fabrik zu Septfontaines. Dessen Sohn bringt sie 1805 nach Mettlach, und übergibt sie 1838 dem Kronprinzen (jetzigen König) von Preußen. Dieser läßt sie am 26. August 1838 in der Klause bei Castell an der Saar (wo einst ein römisches Standlager war) beisetzen, und dort ruht denn jetzt der Ruhelose in einem Sarkophag von schwarzem Marmor, von vier ehernen Löwen bewacht. Dieses blinden Böhmenkönigs Sohn ist jener Kaiser Karl IV., dessen Herrschaft durch das Reichsgesetz mit der goldnen Bulle einen wichtigen Wendepunkt in der deutschen Reichsverfassung bezeichnet, — ein Mann von glänzenden Geisteseigenschaften, den Künsten und Wissenschaften hold, wenn auch nicht rein als moralischer Charakter, wie wir es von dem Zögling einer undeutschen Politik kaum anders erwarten können. Wie die vielen, zum Theil goldnen Fäden des großen Gewebes sich durcheinanderschlingen, welches die Macht des Hauses Luxemburg wie ein schützender Zaubermantel umgeben soll, wie den Söhnen des Hauses Wittelsbach durch Karls IV. List und durch eigene Schuld das Werk des edlen Kaisers Ludwig verloren geht, — wie Luxemburg, Wittelsbachs alter Feind, das Haus Habsburg zu sich heranzieht, und, im Haß gegen Wittelsbach, dabei nicht ahnt, daß es blos für Habsburgs einstige Größe bauet; — dann das blutige Walten Wenzels (des Sohnes Karls IV.) mit dem großartigen Hintergrunde des Einungswesens in Deutschland! Dann Sigismund, der letzte Luxemburger auf dem deutschen Kaiserthron, mit seiner Messalina Barbara zur Seite, mit dem Konstanzer Konzil und den Hussitenkriegen im Vorgrunde, — während im Lande Luxemburg selbst (seit 1354 Herzogthum) Elisabeth von Görlitz, Enkelin Karls IV., zwanzig Jahre unter steten Fehden, ja im Krieg mit den Unterthanen herrscht, bis sie es (1444) an Herzog Philipp von Burgund abtritt, und endlich in Armuth zu Trier stirbt; — — welche Stoffe für den Dichter, dem es gegeben ist, den Geist der vaterländischen Geschichte zu erfassen, und der auch die

schöpferische Kraft dazu besitzt! Auch in der von da an beginnenden Epoche, in welcher Luxemburg zuerst einen Bestandtheil des burgundischen Reiches, und dann — nach Karls des Kühnen Tode — dem burgundischen Kreise angehörend, einen Theil sowohl der spanischen Monarchie als des deutschen Reiches bildet, ist noch mancher glückliche Vorwurf für den Dichter. Die Zeiten Ludwigs XIV. und sein Walten in Luxemburg aber fordern den deutschen Geschichtschreiber, der ein vaterländisches Herz hat, auf, dem Volk ein Bild aufzurollen, groß von Umfang und reich an Einzelheiten, grell von Farben, und erschütternden Eindrucks durch eine Wahrheit, welche man den Deutschen nie oft genug wiederholen kann: „daß es das größte Unglück ist, wenn sie, jeder blos in die Interessen seines engeren und engsten Kreises gebannt und versunken, wenn auch nur für einen Augenblick das heilige, gemeinsame Band vergessen, das Nationalgefühl!“ Dem Luxemburger Volk selbst steht die Zeit der österreichisch-deutschen Herrschaft (von 1714 bis 1795), besonders das Bild der großen, guten, und liebenswürdigen Kaiserin Maria Theresia noch in frischem Andenken. Auch diese Epoche, besonders aber das Verhältniß Luxemburgs während der Unruhen in Belgien unter Joseph II., bietet dem freisinnigen Geschichtforscher noch ein reiches Feld zur Ausbeute. — —

Und nun, meine Freunde, trennen wir uns von Luxemburg und — von einander! Ihr ziehet heim an den lieben Rhein; mich zieht es weiter gen Westen, nach Namur und Lüttich, nach Brüssel, Gent, und Antwerpen, zu den Städten großer Erinnerungen und ewiger Kunstwerke. Und — daß ich es euch nur gestehe, — meine wilde Geliebte, die Nordsee, lockt mich mit aller dämonischen Macht ihrer Reize. Fahrt wohl und gedenket freundlich eures Genossen, und schreibt es nicht meiner Absicht, sondern nur der kurzen Frist, welche uns für Trier und Luxemburg zugemessen war, zur Last, wenn ich euch als Cicerone weniger befriedigen konnte, als eure Güte es von mir erwartet hatte.

V. Telegraph für Deutschland. 1840. Nro. 119.

Das Stuttgarter Literatur-Comptoir öffnet den zeitgenössischen Schriftstellern und ihrem Streben in der **deutschen Pandora** die Pforte einer perspectivischen Halle, wo die geistige Production der Gegenwart, eingefaßt in den großen Rahmen der Nationalität, zur Schau aufgestellt werden soll. Es soll eine Walhalla für das Streben der Geister seyn. Diese deutsche Pandora, es soll ein Werk werden, das unter dem Schutze der geistigen Potenzirung des Vaterlandes auftritt. Allen Partheien und Richtungen zugänglich, kann die deutsche Pandora die materiellen Interessen mit denen des Geistes ausgleichen, sie kann die Eintracht wiederherstellen durch wahre Beleuchtung der Irrthümer, die sich eingekeilt haben in die Richtungen der Einzelnen. In unserm vagen, bannerlosen Umhertreiben, wo man viel braucht, um mit Aplomb eine entschiedene Richtung zu verfolgen, wo durch Animosität und Sophisterei die Geister irregeleitet und abgeschreckt werden, ist ein Unternehmen, in welchem die producirenden Kräfte der Gegenwart centralisirt und der Zukunft gegenüber würdig vertreten werden sollen, nothwendig. Wenn die Anordnung des Ganzen, die Sichtung der einzelnen Zusendungen von einem Bewußtseyn ausgehen, dem die Würde der Literatur, die Ehre der deutschen Nation wahrhaft am Herzen liegt, so können wir mit Zuversicht auf eine glänzende Anerkennung dieses **Nationalunternehmens** hinweisen. Fast alle bedeutenden deutschen Namen haben ihre Mitwirkung zugesagt; dies berechtigt zu großen Hoffnungen.

VI. Der Pilot. 1840. Nro. 23.

Wir müssen unsere Leser auf ein neues Unternehmen aufmerksam machen, welches Anspruch auf die allgemeine Beachtung und Theilnahme hat, auf die es sein Fortkommen berechnet. Der Grundgedanke des Buches ist zwar kein ursprünglicher, wir haben schon früher das „Buch der hundert und eins" und neuerdings „Babel" in Frankreich vorausgehen sehen, — Schriften, die wir in Original und Uebersetzungen haben verschlingen helfen. Dennoch ist die vor uns liegende Pandora ein echt deutsches Werk oder verspricht es zu werden. Schon das Zusammenwirken so verschiedenartiger Literaturkräfte aus allen Theilen Deutschlands deutet auf zunehmendes Nationalbewußtseyn der deutschen Schriftsteller. In ganz entgegengesetztem Sinne könnte man diese Pandora ein „Babel" nennen: einen Thurmbau nämlich, bei welchem sich die deutschen Zungen nicht verwirren noch zerstreuen, sondern zu welchem sie sich nach trauriger Zerstreuung wieder zusammenfinden und verständigen wollen. Aber auch noch in anderm Sinne soll es ein deutsches Werk werden. Die Pandora will nämlich mit leichter und frischer Darstellung, die uns die französischen Genrebilder so anziehend macht, deutsche Tiefe und Bedeutung verbinden, die uns zur Erkenntniß unseres nationellen Bedürfnisses und Vorzuges bringen sollen. Was die Pandora noch weiter auszeichnen wird, ist die außerordentliche Mannigfaltigkeit der deutschen Zustände, die hier zur Darstellung kommen werden, und sodann die Verschiedenartigkeit des Styls, deren unsere Sprache so eigens fähig ist. Der Plan der Pandora geht nämlich dahin, das gegenwärtige Deutschland in einer Reihenfolge anschaulicher Bilder von den jetzt lebenden Autoren darzustellen. Jeder Schriftsteller liefert nur einen Beitrag, und hat volle Freiheit, „das lebensfrische Individuelle und das großartige Zusammenfassende, das wirkliche und poetische Leben, die Eigenthümlichkeiten von Ständen, Oertlichkeiten und Zeitabschnitten, die Abspieglungen der innern und äußern Geschichte, das Memoirenhafte und das Humoristische, das Speculirte und das Allgemeinste" zur Sprache zu bringen. Nur, was an die jetzt so krankhaft reizbaren, religiösen und politischen Angelegenheiten der deutschen Völker rührt, soll ausgeschlossen bleiben, damit den Lesern weder der Genuß noch der Vortheil der Lecture getrübt und gekürzt werde. — — — Gewiß werden die folgenden Bände, die von drei zu drei Monaten erscheinen, des Interessanten immer mehr bringen. Die deutsche Pandora, die sich auch durch Ausstattung und billigen Preis auszeichnet, reiht sich jenen deutschen Unternehmungen an, die bei einiger Gunst des Publicums die schmähliche Lecture französischer Seichtigkeiten verdrängen helfen, mit denen uns erwerbsschmutzige deutsche Buchhandlungen überfluthen.

VII. Abendzeitung, Blätter für Literatur, 1840. Nro. 45.

Der Gedanke, welcher bei diesem Unternehmen vorgewaltet hat, scheint uns ein recht glücklicher gewesen zu seyn. Gleichen die folgenden Bände diesem ersten — und die Namen der Verfasser, welche die Ankündigung enthält, scheinen es zu verbürgen, so ist es auch die Ausführung. — — Wir sehen der Fortsetzung der Mittheilungen dieser Pandora, aus deren Gefäße so vieles Gute schön hervorging und anderes noch darin weilt, mit Verlangen entgegen.

VIII. Die Literarischen Blätter der Börsenhalle. 1840. Nro. 1830.

detailliren den Inhalt des **ersten** Bandes in ausführlicher Besprechung.

IX. Braunschweigische Morgenzeitung, 1840. Literatur-Blatt Nro. 1.

Der Anfang eines lange vorbereiteten und angekündigten Unternehmens liegt nunmehr in einem wohl ausgestatteten Bande dem Publikum und der Kritik vor. Die Idee, das laufende Jahrhundert, nach welchem, einem früheren Plane gemäß, das ganze Werk getauft werden sollte „Deutschland im neunzehnten Jahrhundert", in seinen literärischen Persönlichkeiten zu repräsentiren, ohne auf Richtungen und Parteien Rücksicht zu nehmen, ist gewiß eine würdige und glückliche. Vorhandene Institute lösen eine solche Aufgabe nicht; entweder sind sie, wie Cotta's „Vierteljahrsschrift", Mundt's „Freihafen", Marbach's „Jahreszeiten", zu einseitig und vertreten nur einen Kreis aus der „zeitgenössischen Zuständen und Schriftstellern", oder sie verlieren sich zu weit in dem allzuperiodischen Charakter journalistischer Literatur, wie z. B. die jährlich erscheinenden und jährlich verschwindenden Almanache jedes Inhaltes. Die „Pandora" will diesen flüchtigen und der bloßen Unterhaltungs-Literatur angemessenen Ton nicht annehmen; in ihrem Horne soll jeder namhafte Literat einen, sein Wesen, seine Richtung, seine Umgebung bezeichnenden Beitrag niederlegen, und so aus den verschiedenartigsten Anschauungen und Darstellungen ein ganzes Panorama deutscher Zustände, eine ganze, bunte Revue deutscher Schriftsteller gebildet werden.

Nur wer die eigenthümlichen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens kennt, weiß das Verdienst des Redakteurs, wenn sie, wie hier, mit Takt und Erfolg gelöst werden, gehörig zu schätzen. Giehne hat es verstanden, allen Bedenklichkeiten, Fragen, Bedingungen, Skrupeln und Rückhalten der deutschen Autoren zu begegnen; sein Salon hat, ohne eine anständige Haltung aufzugeben, Alle aufgenommen, die zu einer guten Gesellschaft gehören, und die sich seiner Ladung gefügsam zeigten. Kommen, sich dem Publikum präsentiren, in Reihe und Glied stehen, mag Jeder gern; Albums, Almanache, Zeitschriften jedes Genre's beweisen eher einen Zudrang, als ein Zurückhalten. Allein die Art und Weise des Beisteuerns, die Anstöße, ob Der und Jener wohl auch kommen, Dieser und Anderer wohl auch ausgeschlossen bleiben dürfte, der liebe Rang- und Factionen-Streit, der Egoismus und Mäkelei im Stoffe, das waren Umstände, die zu überwinden es sicherlich Giehne's ganzer Ruhe bedurfte.

Im Literatur-Comptoir in Stuttgart erschien, und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Schiller-Gallerie.

Illustrationen zu Schiller's dramatischen Meisterwerken

von **Julius Nisle.**

Artistischer Supplementband

zu den Werken Schiller's in allen Ausgaben, enthaltend: zwei und siebenzig Blätter auf feinem Tondruckpapier in größtem Imp.-Octav, und ein **Brustbild Schiller's** in feinstem Stahlstich.

Vier Abtheilungen.

Erste Abtheilung: Die Räuber, 14 Blätter; die Braut von Messina, 4 Blätter.
Zweite Abtheilung: Wilhelm Tell, 18 Blätter.
Dritte Abtheilung: Die Jungfrau von Orleans, 12 Blätter; Turandot, 6 Blätter.
Vierte Abtheilung: Wallenstein, 13 Blätter; Cabale und Liebe, 5 Blätter und das Brustbild **Schiller's.**

Preis jeder Abtheilung: **1** fl. **48** kr. rh. — **1** Rthlr. **8** ggr. pr. — **1** fl. **45** kr. C.Mz.

Die erste Abtheilung ist erschienen; die zweite bis vierte erscheint von Monat zu Monat, und ist das Ganze im November in den Händen der verehrlichen Abnehmer. Der diesen schönen Kunstblättern bereits, bei ihrer Publication als Beilagen zur Zeitschrift: Europa, gezollte Beifall wird auch dieser besondern Ausgabe derselben nicht fehlen, und hoffen wir manchem der zahlreichen Besitzer der Werke Schiller's mit diesem **artistischen Supplementbande** eine willkommene Gabe zu bieten.

Glossen

zu der Schrift:

die europäische Pentarchie.

Von

Friedrich Giehne.

4 Bogen groß Octav, in Umschlag geheftet.

Preis **36** kr. rh. oder **9** ggr. preuß.

„Wir müssen diese Schrift für das Beste erklären, was bis jetzt gegen den Pentarchisten erschienen ist." (Bl. f. lit. Unterh. 1840. Nr. 85.)

„Es sind nur Glossen zu der vielbesprochenen Schrift eines russischen Unbekannten, die uns hier geboten werden. Wir müssen bedauern, daß der Verf. nicht dem Buche ein Buch entgegen gesetzt hat. Denn die Glossen sind so vortrefflich, daß sie den lebhaften Wunsch aufregen, der Verf. möchte seine Glossen noch auf so manche Stelle der von ihm bekämpften Schrift erstreckt haben. Er gehört zu den nicht sehr häufigen Publicisten, welche die Sprache der Zeit verstehen und reden, ihre Bedürfnisse kennen, ihr Bestes wollen, ihre Verhältnisse würdigen und doch von ihren Vorurtheilen frei sind und den moralischen Muth haben, das offen zu bekennen." (Gersdorf, Repert. d. Lit. 1840. Nro. IV.)

„Ein aus dem Februarhefte des „Atlas" besonders abgedruckter kritischer Aufsatz über die räthselhafte Schrift, welche schon so viele Federn beschäftigt hat. Der Verfasser der Letztern hat in Herrn Giehne einen Gegner gefunden, der ihm gewachsen ist. Herr Giehne ehrt seinen Gegner, dessen staatsmännischen Geist er ebendeßhalb recht wohl zu würdigen weiß, weil er dieselbe Taufe empfangen hat, indem er ihm nicht Declamationen, sondern Gründe entgegensetzt, den Streit nicht auf ein ganz fremdes Terrain versetzt, sondern auf dem eigenen Boden des Gegners ausführt, den Gegner nicht mißversteht, sondern eben durch höhere Auffassung überwindet. Der Verf. bemerkt mit Recht, daß ein Buch eigentlich nur wieder durch ein Buch widerlegt werden könne, und er gibt hier nur Glossen zu einzelnen Stellen. Sie regen lebhaft den Wunsch auf, daß er so manche andere nicht minder gewichtige Stelle gleichfalls beleuchtet haben möchte. Auch so noch ist das vorliegende Schriftchen eine sehr ausgezeichnete Erscheinung. Es bewährt die gesunde, auf vielseitige Kenntniß und richtige Einsicht in die Natur der Menschen und der Dinge gegründete politische Ansicht und die reichen Kräfte des Verf. Vorzüglich hat er die im Hintergrunde der Begebenheiten sich gewaltig entwickelnde auf die Verhältnisse selbst gestützte Richtung der neueren Zeit in großartiger Anschauung aufgefaßt und gar wohl erkannt, wie die Macht der Interessen zunächst den Gang der Begebenheiten bestimmen, die endliche Lösung und Befriedigung aber nur aus dem Gesetze der Nationalitäten hervorgehen wird. Der divinatorische Blick, den er von dem Satze an: „Kaiser von Deutschland ist derzeit der deutsche Zoll- und Münzverein" in die Zukunft wirft, eröffnet die Aussicht in ein überaus fruchtbares Feld und gibt dem neuen, den Frieden und die Unabhängigkeit durch die unbesiegbare Gewalt der Verhältnisse verbürgenden Systeme seinen besten Schwerpunkt in dem großen und herrlichen Deutschland. (Pölitz, neue Jahrb. 1840. Mai.)

Druck der C. Courtin'schen Officin; Firma: F. F. Autenrieth'sche Buchdruckerei.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

3 2044 103 232 088